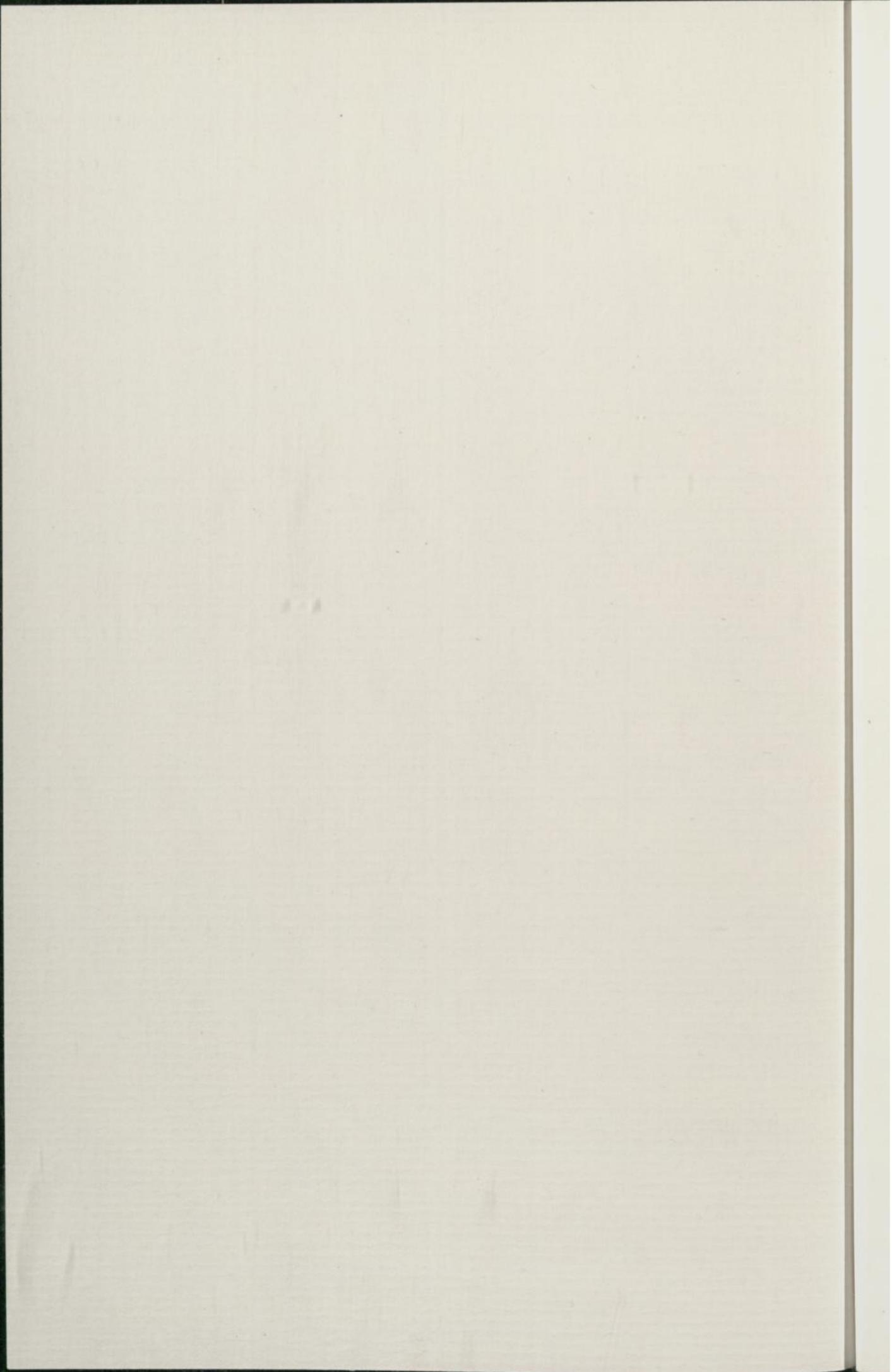


Fontane Blätter 84 2007

In diesem Heft:

»Mein lieber alter Theo.« Fontanes Briefe an seinen Sohn – HANNA DELF VON WOLZOGEN / Märkische Findlinge – Klaus-Peter Möller / Verlorene Schönheit – gewonnene Identität – HANS PETER NEUREUTER / »Aber daß es noch ein Kind ist, das richtet mich!« – SIMON BUNKE / Der Born, aus dem Fontane schöpfte – HUBERTUS FISCHER / Fontane und ein Lehrer in Malchow – PETER SCHAEFER / Die Teerschwelerfamilie zu Dietrichsofen – RALF DIETRICH / »Kommen Sie, Cohn!« – RUDOLF MUHS / Fontane-Splitter aus dunkler Zeit – HUBERTUS FISCHER



Halbjahresschrift, begründet 1965

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs

und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.

herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen

und Hubertus Fischer

literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

Verlorene Schölerer – gewundene literarische Zeit: Winklerdramen und Wenzel
von einer Beipielerszählung von Salmig und Carl von der Pfordten
und Fontane

Hans-Peter Neumann

„Aber daß es noch ein Kind ist, das nicht rechte“

Die narrativen und diskursiven Praktiken von Dorothea Kehl-Spang
bismarck

Der Bogen, aus dem Fontane schöpft

Eigenständige Geschichten in Vorkriegs- und Kriegszeit: Eine Nacharbeit
- und -pflege in Berlin und Brandenburg

Hubertus Fischer

Belegstellen und Anmerkungen

Die von Klausurteil: Karin Odele und Klausurteil: Mikroskopische
- und -pflanzliche Aspekte einer Nachkriegszeit: Geschichte
Wolfgang Kehl

Was einem Hause Wert leiht, das ist das Leben
darin, der Geist, der alles adelt, schön macht, heiter
verklärt.

(Theodor Fontane, aus: *Von Zwanzig bis Dreißig*,
3. Kapitel)

5 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 8 »Mein lieber alter Theo.« Theodor Fontanes Briefe an seinen Sohn Theodor. Zur gemeinsamen Erwerbung des prominenten Briefkonvoluts durch das Theodor-Fontane-Archiv und die Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz
HANNA DELF VON WOLZOGEN (Hrsg.)
- 19 Märkische Findlinge. Fontane-Porträts und Bildnisse vorgestellt (5): Das Neuruppiner Fontane-Denkmal von Max Wiese
KLAUS-PETER MÖLLER

Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

- 62 Verlorene Schönheit – gewonnene Identität. Zur Wanderung und Wandlung einer Beispielerzählung von Sidney und Cervantes bis zu Wieland und Fontane
HANS PETER NEUREUTER
- 79 »Aber daß es noch ein Kind ist, das richtet mich!«
Zur narrativen und diskursiven Funktion von Fontanes Kinderfiguren
SIMON BUNKE
- 93 Der Born, aus dem Fontane schöpfte.
»Vaterländische Geschichte« in Vereinen – Organisierte Geschichtsforschung und -pflege in Berlin und Brandenburg
HUBERTUS FISCHER

Rezensionen und Annotationen

- 106 Jürgen Kloosterhuis: Katte. Ordre und Kriegsartikel. Aktenanalytische und militärhistorische Aspekte einer »facheusen« Geschichte
MAYUMI KAWAI

- 108 Carola Stern mit Ingke Brodersen: Kommen Sie, Cohn! Friedrich Cohn und Clara Viebig
KLAUS-PETER MÖLLER

Vermischtes

- 112 »ein kleiner Herr mit intelligenten Augen und milzfarbenem Teint«.
Fontane und ein Lehrer in Malchow
PETER SCHAEFER
- 117 Die Teerschwelerfamilie zu Dietrichsofen in Fontanes *Stechlin* und seinen *Wanderungen*
RALF DIETRICH
- 130 »Kommen Sie, Cohn!« Variationen über ein Fontanesches Thema (mit einer englischen Teilübersetzung von *An meinem Fünfundsiebzigsten*)
RUDOLF MUHS
- 141 Fontane-Splitter aus dunkler Zeit.
Mit einem Tucholsky-Brief
HUBERTUS FISCHER

Bibliographie

- 150 Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Informationen

- 156 Autorenverzeichnis
- 158 Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs
- 160 Vertriebshinweise
- 161 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*
- 164 Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,
 der Herbst ist die Zeit der Ernte. Und so können wir in diesem Jahr das Herbst-Heft der *Fontane Blätter* mit dem Bericht über einen Ankauf eröffnen, der wahrlich eine Sensation zu nennen ist. Fontanes Briefe an den Sohn Theo, zuletzt angeboten und verkauft bei der unseligen Versteigerung von Meyer & Ernst im Jahre 1933, konnten jetzt von Fontane-Archiv und Staatsbibliothek zu Berlin gemeinsam erworben werden.

Vor hundert Jahren wurde in Neuruppin das Fontane-Denkmal von Max Wiese eingeweiht. Anlass für Klaus-Peter Möller, dem langen Weg, bis es endlich dahin kam, nachzuspüren und uns darüber zu berichten.

Die Rubrik *Literaturgeschichtliches* ... macht diesmal ihrem Namen alle Ehre. Hans Peter Neureuters Beitrag *Verlorene Schönheit – gewonnene Identität* eröffnet einen weitgefächerten stoffgeschichtlichen Horizont zu Fontanes Roman *Schach von Wuthenow*. Einen interessanten Aspekt der Interpretation liefert Simon Bunke in seinem Beitrag über die narrativen und diskursiven Funktionen der Kinderfiguren in Fontanes Romanen. Schließlich widmet sich Hubertus Fischer der für Fontane überaus wichtigen Frage der »Vaterländischen Geschichte« im Kontext der organisierten Geschichtsforschung und -pflege in Berlin und Brandenburg.

Aber auch unter *Vermischtes* gibt es einiges Interessante. Peter Schaefer deckt die Identität jenes »kleinen Herrn mit intelligenten Augen« auf, den Fontane im Malchow-Kapitel der *Wanderungen* erwähnt. Wiederum ins Märkische führt uns Ralf Dietrich mit seinem Beitrag über die Teerschwelerfamilien. Aus London erreicht uns ein Beitrag von Rudolf Muhs, der sich mit Fontanes berühmtem Gedicht »*Kommen Sie, Cohn!*« und seiner Rezeption durch jüdische Leser auseinandersetzt. Ein Thema, das auch Hubertus Fischer, wenngleich aus anderer Perspektive, in seinem Beitrag *Fontane-Splitter aus dunkler Zeit* bewegt.

Zu guter Letzt ein Wort in eigener Sache: Das Theodor-Fontane-Archiv wird im Oktober umziehen. Wir verlassen das barocke Ambiente der Gontard'schen Zeile am Bassin-Platz und ziehen in die Villa Quandt am Potsdamer Pfingstberg. Unsere neue Adresse: Große Weinmeisterstraße 46/47, 14469 Potsdam. Telefonnummern und E-mail-Adressen bleiben erhalten. Wir werden auf unserer Webseite über den genauen Termin informieren.

Sollten Sie Zeit und Lust haben oder sich ohnedies zur Tagung *Fontane als Biograph* in Berlin aufhalten, so besuchen Sie uns bei der feierlichen Übergabe des Hauses, die am 23. September ab 13.00 Uhr dortselbst stattfinden wird.

DIE HERAUSGEBER

Editorial

Die Rubrik "Kultur" ist ein zentraler Bestandteil des Magazins. Sie bietet den Lesern einen Überblick über die wichtigsten kulturellen Ereignisse und Diskussionen der Zeit. In diesem Heft werden wir uns mit der Rolle der Kunst in der Gesellschaft auseinandersetzen. Die Rubrik "Kultur" ist ein zentraler Bestandteil des Magazins. Sie bietet den Lesern einen Überblick über die wichtigsten kulturellen Ereignisse und Diskussionen der Zeit. In diesem Heft werden wir uns mit der Rolle der Kunst in der Gesellschaft auseinandersetzen.

Die Rubrik "Kultur" ist ein zentraler Bestandteil des Magazins. Sie bietet den Lesern einen Überblick über die wichtigsten kulturellen Ereignisse und Diskussionen der Zeit. In diesem Heft werden wir uns mit der Rolle der Kunst in der Gesellschaft auseinandersetzen. Die Rubrik "Kultur" ist ein zentraler Bestandteil des Magazins. Sie bietet den Lesern einen Überblick über die wichtigsten kulturellen Ereignisse und Diskussionen der Zeit. In diesem Heft werden wir uns mit der Rolle der Kunst in der Gesellschaft auseinandersetzen.

Die Rubrik "Kultur" ist ein zentraler Bestandteil des Magazins. Sie bietet den Lesern einen Überblick über die wichtigsten kulturellen Ereignisse und Diskussionen der Zeit. In diesem Heft werden wir uns mit der Rolle der Kunst in der Gesellschaft auseinandersetzen. Die Rubrik "Kultur" ist ein zentraler Bestandteil des Magazins. Sie bietet den Lesern einen Überblick über die wichtigsten kulturellen Ereignisse und Diskussionen der Zeit. In diesem Heft werden wir uns mit der Rolle der Kunst in der Gesellschaft auseinandersetzen.

Die Rubrik "Kultur" ist ein zentraler Bestandteil des Magazins. Sie bietet den Lesern einen Überblick über die wichtigsten kulturellen Ereignisse und Diskussionen der Zeit. In diesem Heft werden wir uns mit der Rolle der Kunst in der Gesellschaft auseinandersetzen. Die Rubrik "Kultur" ist ein zentraler Bestandteil des Magazins. Sie bietet den Lesern einen Überblick über die wichtigsten kulturellen Ereignisse und Diskussionen der Zeit. In diesem Heft werden wir uns mit der Rolle der Kunst in der Gesellschaft auseinandersetzen.

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

»Mein lieber alter Theo« – Fontanes Briefe an seinen Sohn.

Zur gemeinsamen Erwerbung des prominenten Briefkonvoluts durch das Theodor-Fontane-Archiv und die Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz

HANNA DELF VON WOLZOGEN

»Er heißt Poggenpuhl, aber er ist keiner.«¹ – Mit diesem Satz wird in Fontanes Roman *Die Poggenpuhls* einer der beiden Söhne der Familie, Wendelin Poggenpuhl, charakterisiert. Fontane hat bekanntlich diese Figur nach dem Vorbild seines Sohnes Theodor modelliert.

Tatsächlich gilt Theodor Fontane jun. als dasjenige unter den Kindern des Dichters, das am wenigsten in die Familie integriert war. Nicht zuletzt die brieflichen Äußerungen der Eltern über dieses »unsympathischste« ihrer Kinder, das der Vater als »Programm-Menschen« und »preußisch-conventionell abgestempelten Prinzipienreiter« bezeichnet, haben dieses Bild geprägt.² Gewiss ist, dass der »kluge, nüchterne [und] ehrgeizige« Theodor, der als guter Gymnasiast und erfolgreicher Absolvent des Jurastudiums eine veritable Karriere in der preußischen Heeresintendantur machte, die schwierigste Stellung in der Geschwisterreihe zu meistern hatte.³ Bereits als Fünfzehnjähriger verließ er das elterliche Haus, um fortan nur noch eine »Gastrolle« in der Familie zu spielen. Seine leider nur bruchstückhaft publizierten *Erinnerungen* zeigen einen Sohn, der die Persönlichkeit des Vaters und die komplizierte Arbeitsweise des Schriftstellers Fontane sehr differenziert wahrnimmt.⁴ Seine stilistische Begabung entspricht der charakterlichen und äußerlichen Ähnlichkeit mit dem Vater, der er es zu verdanken hatte, dass er sowohl für das Fontane-Denkmal von Max Wiese in Neuruppin als auch für das von Max Klein im Berliner Tiergarten Modell sitzen bzw. stehen durfte.

Die Gefühle des Vaters für den vermeintlich aus der Art geschlagenen Sohn waren von Stolz und Befremden gleichermaßen getragen. Der Sohn blieb ihm ein provozierendes Rätsel, das ihn auch literarisch immer wieder beschäftigte. Die Figur des Wendelin Poggenpuhl ist genannt worden. Zu dem Erzählfragment *Aloys Rittersbach. Eine Geschichte vom sonderbaren*

Ehrgeiz hatte Fontane notiert: »Theos Geschichte. Alles dran setzen um ein preußischer Grenadier und ein Reservelieutenant zu werden.«⁵ Leider ist dieses spannende Vater-Sohn-Psychogramm nicht ausgeführt worden, sehr wohl aber der Roman *Effi Briest*, in dem eine Figur mit Theos Eigenschaften eine Hauptrolle spielt. War aber Theodor jun. ein Baron von Innstetten?

Eine Frage, die angesichts der relativ schmalen Quellenbasis, von der wir bisher ausgehen mussten, kaum hinlänglich zu beantworten war. Sicher scheint aber, dass es sich bei Theodor Fontane jun. um eine nicht minder interessante Persönlichkeit handelt als bei Emilie Fontane, der Ehefrau, oder Martha, der Tochter. Mindestens aber steht zu vermuten, dass auch dieser Sohn, neben dem Verleger Friedrich Fontane, eine gewichtige Rolle in der Fontaneschen Familiensaga und in der Familien-«Schreibwerkstatt» des Dichters gespielt hat.

Es kann also mit *Fug und Recht* als eine Sensation bezeichnet werden, wenn jetzt ein Konvolut mit 104 Briefen Fontanes an seinen Sohn Theodor durch eine gemeinsame Erwerbung des Theodor-Fontane-Archivs und der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz wieder zugänglich wird. Dafür, dass es eine gemeinsame Erwerbung hat werden können, sei an dieser Stelle allen Beteiligten gedankt. Denn »gemeinsam« beinhaltet zum einen, dass die finanzielle Last auf mehrere Schultern verteilt werden konnte, zum anderen aber bekundet sich darin der Wille zweier für Fontane wichtiger öffentlicher Institutionen, im Interesse des Fontane-Nachlasses einen gemeinsamen Weg zu entwickeln, auf dem mit dieser Erwerbung ein erster bedeutender Schritt getan ist. Gleichwohl ging es auch diesmal nicht ohne die großzügige Förderung der Kulturstiftung der Länder und des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, denen unser aller Dank gilt. Die Briefe sollen als erstes gescannt werden und künftig als Scan-Kopien in beiden Häusern der Forschung zur Verfügung stehen.

Bei dem Konvolut handelt es sich mit geringen Abweichungen um das nämliche Konvolut von Briefen, das in der folgensweren Versteigerung des Fontane-Nachlasses durch das Berliner Auktionshaus Meyer & Ernst am 9. Oktober 1933 unter der Nummer 545a zum Preis von 255 RM an einen privaten Sammler verkauft wurde. Die Beschreibung im Nachtrag des Katalogs spricht von »107 eigh. Briefen« Fontanes an seinen Sohn Theodor aus der Zeit von 1868 bis 29. August 1898, vermehrt um »zahlreiche eigh. Briefumschläge; 2 Postkarten« und »Briefe von Frau Emilie Fontane, seiner Gattin, von George und Mete, zumeist den Briefen F.s angefügt. Außerdem 5 eigh. Briefe F.s an seine Schwiegertochter Martha Soldmann und ein Kärtchen an einen seiner Enkel.«⁶

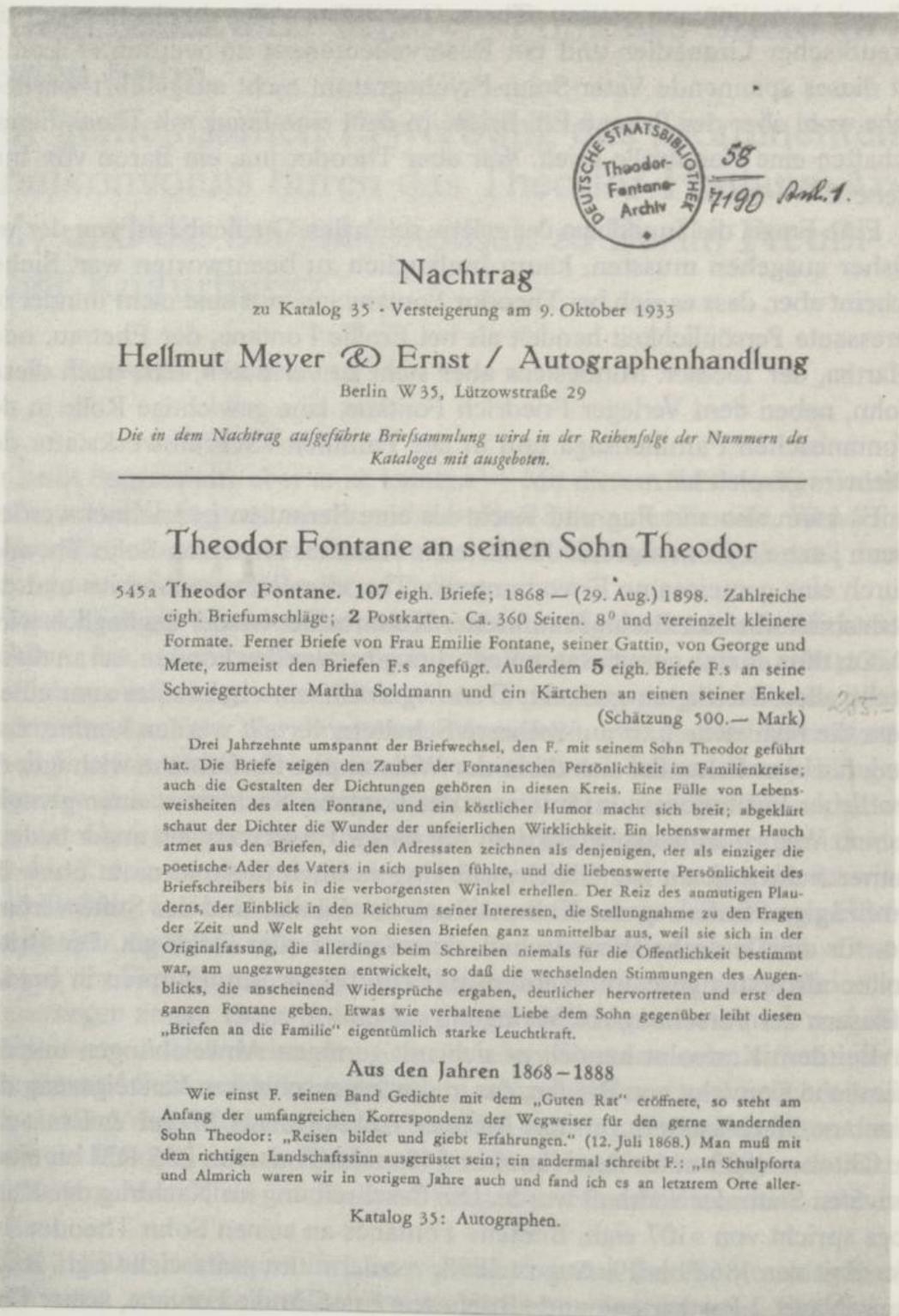


Abb. 1 – Seite aus dem Katalog der Autographenhandlung Meyer & Ernst zur Versteigerung am 9. Oktober 1933.

Der Wert der für die Fontane-Forschung zurückgewonnenen Brief-Dokumente lässt sich recht eigentlich erst ermessen, wenn man sich die bisherige Quellenlage vergegenwärtigt.

Neben den Aufzeichnungen der Henriette von Merckel⁷ über die Familie Fontane, dem genannten Abschnitt aus den *Erinnerungen* von Theodor jun., der dankenswerterweise in den *Fontane Blättern* abgedruckt worden ist, und dem ebenda veröffentlichten Bericht seiner Enkelin Ursula von Forster, der ebenfalls auf den in Familienbesitz befindlichen *Erinnerungen* basiert, haben wir lediglich die Briefe des Familien- und Freundesumfelds, auf dessen Bedeutung für die Bewertung der engen stofflichen und motivischen Verflechtung mit dem Fontaneschen Erzählwerk zuletzt Regina Dieterle hingewiesen hat.⁸

Ein Blick auf die Editionsgeschichte der Familienbriefschaften zeigt, dass die Korrespondenz der Eheleute Fontane⁹ und der Briefwechsel Fontanes mit der Tochter Martha weitaus größere editorische Aufmerksamkeit genossen als die Korrespondenz mit den Söhnen, deren Briefschaften wesentlich lückenhafter überliefert und entsprechend bruchstückhaft publiziert wurden. So verzeichnet noch der genannte Katalog von Meyer & Ernst ein Konvolut von 310 Briefen des Sohnes George, deren Verbleib heute unbekannt ist. Lediglich die ebenfalls dort verzeichneten Briefe aus dem deutsch-französischen Krieg wurden als *Feldpostbriefe* 1914 publiziert.¹⁰ Während die Briefschaften Friedrich Fontanes 1933 nicht zur Versteigerung standen und in der Folge nur vereinzelt überliefert und publiziert wurden, fanden aus dem oben beschriebenen Konvolut der Briefe Fontanes an den Sohn Theo immerhin 34 Aufnahme in die von K. E. O. Fritsch und Martha Fritsch-Fontane besorgten Ausgabe *Briefe an seine Familie*,¹¹ die bekanntlich ungewöhnlich starke redaktionelle Eingriffe aufweist und gekennzeichnet ist von dem Bemühen, den Ruhm Fontanes zu mehren. Da die durch die Versteigerung bekannten Briefe bis dato als verschollen galten, mussten sämtliche Nachfolge-Editionen, und damit die gesamte Forschung, auf diese Ausgabe zurückgreifen bzw. auf die Abschriften, die mit dem Fontane-Nachlass ins Fontane-Archiv kamen.

Die Abschriften umfassen jedoch nur etwa die Hälfte des bekannten und nun durch den Ankauf bestätigten Briefbestandes. Sie entstanden bereits vor der Veräußerung des Konvoluts im Zusammenhang der Herausgabe der oben genannten Bände *Briefe an seine Familie*. Im Gegensatz zu den edierten Texten enthalten die Abschriften jedoch einen in der Regel vollständigen Textkorpus, an dem die zahlreichen Streichungen, Weglassungen und Konjekturen der diversen Bearbeiter (Friedrich Fontane, K. E. O. Fritsch u. a.) ablesbar sind.

Wie prekär die Überlieferungssituation sich für die »Briefe an Theo« darstellt, wird durch einen Blick auf die Publikationsgeschichte deutlich. So enthält die von Friedrich Fontane besorgte und mit einer nationalsozialistisch gefärbten Einleitung versehene Ausgabe, deren Titel *Heiteres Darüberstehen* zum Schlagwort der Fontane-Forschung wurde, lediglich sieben Briefe an Theo und folgt dabei editorisch der Vorgängerausgabe.¹² Dagegen bemüht sich die von Kurt Schreinert und in der Folge von Charlotte Jolles besorgte *Propyläen-Briefausgabe* ausdrücklich um eine wort- und buchstabengetreue Wiedergabe nach den Handschriften. Diese Ausgabe enthält erstmals Familien-Briefschaften in philologisch befriedigender Form (so einen Band mit Briefen an Vater, Mutter und Frau sowie einen Band mit Briefen an Martha), jedoch keinen Brief an Theo.¹³ Die *Hanser-Fontane-Ausgabe (HFA)*, die mit ca. 2.500 Briefen die bisher umfangreichste Briefauswahlausgabe enthält, weist unter den Familienbriefen auch 36 Briefe an Theo nach, für die jedoch die korrumpierten Fassungen der *Briefe an seine Familie* von 1905 als Vorlage dienten.¹⁴ Das gleiche gilt für die von Coler besorgten Briefauswahlbände, die neun Briefe an Theo enthalten.¹⁵ Lediglich Gotthard Erler griff für seine zweibändige Briefauswahl von 1968, die 10 Briefe an Theo enthält, auf die Abschriften im Fontane-Archiv zurück.¹⁶

Das Briefkonvolut ...

Das Briefkonvolut umfasst 102 eigenhändige Briefe von Theodor Fontane an seinen Sohn Theodor bzw. dessen Frau Martha, geb. Soldmann (1865–1934), davon zwei Briefe als Nachschrift zu Briefen von Emilie (1824–1902) bzw. Martha Fontane (1860–1917), sowie zwei Postkarten, eine Briefkarte an den Enkelsohn Otto Fontane (1887–1958) und zwei Briefe von Emilie Fontane. Einige Briefe werden durch Nachschriften von Emilie Fontane und/oder George (1851–1887) bzw. Martha Fontane ergänzt. In einem Fall wurde der Briefftext auf ein zusammengeklebtes Blatt geschrieben, das innen einen Text von unbekannter Hand (vermutlich von Martha Fontane) enthält. Ferner enthält das Konvolut einen Brief von Karl Herrlich mit Anmerkungen von Fontanes Hand.

Damit umfasst das Briefkonvolut weit mehr als 90 % aller heute bekannten Briefe Fontanes an seinen Sohn Theodor. *Das Verzeichnis und Register der Briefe*¹⁷ beschreibt 58 Briefe Fontanes an den Sohn Theodor, 50 davon sind in dem Konvolut enthalten. 54 Briefe des Konvoluts waren bisher völlig unbekannt. Darüber hinaus gibt es lediglich drei eigenhändige Briefe, die sich im Fontane-Archiv, in der Bayerischen Staatsbibliothek München bzw. in Privatbesitz befinden, sowie einige weitere Abschriften im Theodor-Fontane-Archiv. Für 59 Briefe enthält das Konvolut die einzigen Textzeugen.

Eine erste Durchsicht ...

Welchen unschätzbaren Gewinn die Forschung durch diesen Ankauf verzeichnen kann, zeigt sich bereits nach erster, cursorischer Lektüre. Der Vergleich einzelner Stellen mit den im Fontane-Archiv aufbewahrten Abschriften bestätigt die Vermutung, dass die Abschriften zwar in aller Regel das Textkorpus recht zuverlässig erfassen, jedoch weder hinsichtlich Orthografie, Interpunktion etc. zuverlässig sind, noch Textgestalt (inkl. Streichungen, Einfügungen, Nachschriften) und Seitenfall etc. zuverlässig abbilden. Auch haben die Abschreiber Nachschriften oder beiliegende Briefe an andere Familienmitglieder grundsätzlich nicht berücksichtigt bzw. sie haben Nachschriften von Fontanes Hand wie eigene Briefe behandelt. Besonders fallen nunmehr Streichungen und redigierende Eingriffe ins Auge. An ihnen, wie an der Auswahl der zur Abschrift bestimmten Briefe werden nun angesichts des relativ vollständigen Briefkonvoluts, das seinerzeit zugrunde lag, die Herausgeber-Intentionen um so deutlicher. Mögen es bei den Streichungen vor allem persönliche Rücksichten gewesen sein, die zur Weglassung motivierten, so scheint die Briefauswahl vor allem von dem Wunsch geleitet gewesen zu sein, epistolographische Kostbarkeiten zu präsentieren, die geeignet schienen, das positive Bild des Dichters in der Öffentlichkeit zu befördern.

So wurde auf Briefe mit vorwiegend familiärem Inhalt weitgehend verzichtet. Dazu gehören neben Urlaubsgrüßen und Gratulationsschreiben auch Briefe mit finanziellem und vor allem geschäftlichem Inhalt, und das heißt bei Fontane Briefe, die über seine Beziehungen zu Verlegern und Herausgebern sowie über seine Rezensionstätigkeit Auskunft geben. Fontane hat den Sohn Theo offensichtlich weitaus intensiver gesprächsweise in seine Arbeitssituation einbezogen, als wir bisher wissen konnten.

In vielen Briefen wird die Schriftstellerexistenz Fontanes thematisiert, so im Brief vom 19. Juli 1888: »Ein Glück ist es, daß [...] das Leben, das Leben in enger Begrenzung, einem die Illusion läßt, doch vielleicht 'was zu bedeuten. Im Handwerk, um nur eines herauszugreifen, ist es gewiß so und nur das Dichter- und Schriftsteller-Metier macht eine Ausnahme und bildet den absolut verlorenen Posten.« – Oder viel später im Brief vom 12. August 1894: »Unser Leben hier ist das alte, nur noch stiller als herkömmlich, da Berlin W. bis auf die letzte Madamm ausgeflogen; ich kann aber nicht sagen, dass ich mich bei dieser Stille gelangweilt hätte. Vormittags Arbeit und Nachmittags 2stündiger Spazirgang und Beides eingekeilt zwischen Vossin Morgen- und Abendblatt, dabei läßt sich schon leben [...].« Dann wieder heißt es von Fontanes Schreibtisch: »Ich sitze immer noch tief drin und mit der Schreiberei will's kein Ende nehmen, wenn ich auch mitunter glaube: nun tagt es, nun ist es vor-

Berlin, 17. Juni 88. 1229. Lehg (54) 219 853
 Potsd.-Str. 134. Mein lieber, alter Theo.

Habe Dank für Deinen lieben ausführlichen Brief. Weiss der Him-
 mel wie ich dazu kam, mein pessimistisches Herz vor Dir aufzudecken;
 es ist immer klüger, es nicht zu tun, und die jüngere Generation mit
 solcher senilen Weisheit zu verschonen, ist eigentlich Pflicht. Viel-
 leicht erfüllte ich sie auch strenger, wenn ich von dem Schaden, den
 der Pessimismus anrichtet, tiefer durchdrungen wäre; so liegt es aber
 so, dass ich diesen Schaden nahezu bestreite. Die ganze Lebensge-
 schichte ist nicht viel, aber dadurch wird von unseren Pflichten und
 eigentlich auch von unseren Freuden nichts Rechtes abgezogen. Es
 heisst zwar nur der Irrtum ist das Leben und es ist, oder war, viel-
 leicht einer der tiefsten Sätze, aber das Streben nach Wahrheit ist
 trotzdem nicht bloß unsre Aufgabe, sondern im L e t z t e n vielleicht
 auch noch ein Fortschritt zu Glück und Leben. Nimm die Religionen und
 die Naturwissenschaften. Die Religionen waren so recht die Verkörper-
 ung von dem Lebengebenden des Irrtums und die Naturwissenschaften
 sind ein Schritt auf dem Wege zur Wahrheit. Ich kann nicht finden,
 dass die Welt unter dieser neuen Aera schlechter oder unglücklicher
 geworden wäre. Ganz im Gegenteil. Also nur ruhig vorwärts.

Wasser
 Nun ist auch Friedrich zu seinen Vätern versammelt. Ein wahres
 Glück, dass sich der Wilhelm-Radau nicht wiederholen soll. Alles still.
 Schon morgen zieht er in die Friedenskirche ein. Zunächst ist man noch
 unter der Herrschaft der Zeitungaphrase; wenn aber die grossen Wasser
 verlaufen sein werden, wird Manches Schöne am Strande aufgelesen wer-
 den können. Jetzt sind es noch die Goldkörner in einem Scheffel Klein-
 »lerne leiden ohne zu klagen« welche grosse königliche Hinterlassen-
 schaft; die Dreiminutenszene mit dem König von Schweden, wie erschüt-
 ternd; wie rührend der Moment, wo er (wohlweise) die Hand seiner Frau in
 die Hand Bismarcks legte; wie schön und klug das Wort: ich wüßte ge-
 ziert zu werden, damit das Gezänke der Aerzte nicht meinen Tod über-
 dauert. Und Aehnliches wird wohl noch weiterhin aus seinen letzten
 Lebenstagen bekannt werden. Die Zeitungen schwenken übrigens schon
 ein und Wilhelm II., der noch vor drei Tagen eine bedrohliche Erschei-

Hb 1961: 769 Fa II, 111-112

Abb. 2 – Abschrift des Briefes Theodor Fontanes an seinen Sohn Theodor vom 17. Juni 1888 mit Streichungen der Herausgeber. Theodor-Fontane-Archiv, Ba 853

1229. i. i. 4/7 (53) (47) ^{LWS} ^{Fam. Arch.} ^{Postkarte 1899}

B. 10 nung war, ist jetzt bereits ein hoffnunggebender Fürst. Noch drei Wochen und er ist ein Stern. Das Beste ist, dass kein Mensch an Krieg glaubt; er wird ja wohl'mal kommen, aber es scheint wirklich, als ob er auf allerernsteste Fälle eingeschränkt werden sollte, wie beim Duell, das von Spielereien abgesehen, auch seltener wird. Je grossartiger der Vernichtungsapparat, je grösser die Verantwortung und die Sorge.

~~Bei Onkel Scherz-Begräbnis war ich nicht. Einige werden sich wohl darüber gewundert haben, am meisten die, die froh waren, dass ich nicht kam. An Onkel Scherz selbst halte ich in Dank und Treue fest und werd' ihm diese Gefühle bis an mein Lebensende bewahren, aber was drum und dran hing, war alles wenig erquicklich. Offizielles Preussentum aus der B-Rangklasse, beschränkt, eng, nichtigtuerisch, -jedenfalls nichts für mich. Bis noch vor wenig Jahren habe ich das alles ruhig hingekommen, nun aber freilich bin ich fertig damit und steh' seitab und gähne mich herzlich aus, während ich früher den Mund zuklappen und durch die Nase gähnen musste.~~

~~Mete ist noch in Rostock. Ohne einen toten Kaiser oder König laßt sie's in ihrer Abwesenheit nicht. Am Donnerstag will sie zurückkommen, aber nur auf gute 14 Tage, um dann mit Marba und Emma Robert, denen sich nun auch Tante Witte mit ihrem Jüngsten zugesellen will, nach Krummhübel zu gehn. Ich erst in Mitte August; bis dahin will ich in der Nähe von Berlin bleiben. Werdet ihr noch einen Ausflug machen? Meine Frau müsste wohl'mal an die Seewachreibst Du, aber das klingt verdammt resigniert. Und vom 3 September an Mannöver und die Vorbereitungen dazu, das deutet auf wenig Musae. Freilich ist Schluss des Septembers die beste Reisezeit und der Rhein ist nah. Aber wo immer auch Mège der Sommer Dir, Deiner Frau und eurem Jungen gute, gesunde Tage bringen.~~

Unter Gruss und Kuss Dein alter

Papa.

Hs 1961: 769

bei. Der nächste Morgen beweist das Gegentheil [...]« (Brief vom 3. Februar 1890)

Oft sind solche Äußerungen gepaart mit Reflexionen zur Berufssituation des Sohnes. So etwa im Brief vom 11. April 1890: »[...] der preußische Soldat oder Beamte lebt beinah überall wo er hinkommt wie in Feindesland und ist auf das angewiesen, was ihm die Kameradschaft bietet. In den alten Provinzen gibt es etliche Ausnahmen davon, aber auch nicht viele, [...]« und im folgenden Absatz: »Die Geldsumme wird wohl geringer ausfallen, als ich Dir vor Monaten schrieb, weil sich schließlich herausgestellt hat, dass die Geschichte [Stine] doch erheblich kürzer ist, als ›Irrungen Wirrungen‹, was ich damals nicht so recht wußte.«

In wieder anderen Briefen wird Theo als Leser angesprochen: »[...] meine neu erschienenen Gedichte [...] werden Dich interessieren. Das vielleicht beste ist das am Schluß der preußisch-märkischen Balladen stehende: Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland [...]«, so im Brief vom 5. Dezember 1889 oder im Brief vom 18. Oktober 1895: »Genieße Effi mit Muße und vor allem mit Gesundheit [...]«

Oft spricht der Ältere zum Jüngeren über das Älterwerden und den damit einhergehenden Wandel der Sicht auf die Welt. Und Fontane spricht auch über die jüngere Schriftstellergeneration. Bekannt ist die oft zitierte Äußerung über die Zwanglosen im Brief vom 9. Mai 1888, als diese ihn in den Auseinandersetzungen um *Irrungen Wirrungen* mit Rezensionen unterstützt haben. Andere sind neu: So erwähnt Fontane in dem bereits zitierten Brief vom 11. April 1890 jenes »merkwürdige Berliner Stück«, das Otto Brahm auf seiner ›Freien Bühne‹ aufgeführt hatte. Es handelt sich dabei um *Die Familie Selicke* von Arno Holz und Johannes Schlaf, das nur von Fontane »gelobt worden ist. Alle andern haben es verhaun. Mir unverständlich.« Aber auch kritische Töne über das literarische Leben der Hauptstadt sind zu vernehmen: »Aus dem literarischen Leben ziehe ich mich ganz zurück [...]. Eine sehr selbstbewußte Jugend führt überall das große Wort und was das Schlimmste ist, fordert Parteiangriff. Bestände sie nur aus einer Parthei, so möchte das allenfalls gehen, aber sie theilt sich selber wieder in fünf, sechs Schattirungen, die sich untereinander befehden und in diese Kämpfe einzutreten, ist einem Alten nicht zuzumuthen [...]« (Brief vom 1. November 1890)

Beobachtet hat Fontane die Szene indes weiterhin genau und seinem Sohn darüber berichtet. Davon zeugt die bekannte Charakterisierung Strindbergs im Brief vom 4. Juni 1894, die nun auch im Original vorliegt, ebenso wie die folgende Äußerung aus einem bislang unbekanntem Brief vom 4. Januar 1896: »Heute Abend ist Schlachttag: Gerhardt Hauptmanns ›Florian Geyer‹

[...] Er ist ein wirklicher richtiger dramatischer Dichter, was sich schon in der Wahl seiner Stoffe zeigt. Er hat immer Fühlung mit dem geistigen Leben des Volkes, wodurch er sich von Vielem, ganz besonders aber von unsrem Adel unterscheidet.«

Aber auch längst Bekanntes wird nun im Original zugänglich. So enthält das Konvolut die bisher nur durch den Katalog von Meyer & Ernst überlieferte Äußerung Fontanes über seinen Besuch in Bayreuth. Im Brief vom 4. August 1889 aus Bad Kissingen steht zu lesen: »Heute vor 8 Tagen war ich in Bayreuth und verthat eine verhältnismäßig hübsche Summe Geld, um nach 5 Minuten das Lokal wieder zu verlassen; ich habe nur die Ouvertüre zum ›Parsifal‹ gehört und war froh, dass ich aus dem dunklen, überstopften Hause noch wieder hinauskonnte, eh das eigentliche Spiel begann. Das Ganze ein ziemlich tragikomischer Vorgang, denn es fehlte nicht an sehr ängstlichen Momenten [...]«.

Nicht zuletzt sind es die biographischen Details und die Zwischentöne des Fontaneschen Familienlebens, die durch die Briefe in verlässlicher Form dokumentiert werden. Fontanes Umgang mit den Familienereignissen, den Freundschaften und Eheschließungen der Söhne, den Geburten der Enkel, den Krankheiten und Misshelligkeiten untereinander. Selbstverständlich ist auch sein eigenes Befinden immer wieder Thema der Briefe. Nicht zuletzt enthält das Konvolut einige bislang unbekannte Briefe aus Zillerthal-Erdmannsdorf, wo Fontane sich in der Zeit der bedrohlichen depressiven Verstimmung vom Sommer 1892 aufhielt, die er erst durch die Niederschrift von *Meine Kinderjahre* (1893) zu überwinden vermochte. Diese Zeit ist durch Briefe kaum dokumentiert.

In wieder anderen Briefen werden Begebenheiten aus dem Berliner Gesellschaftsleben kolportiert, von denen anzunehmen ist, dass sie, wie so häufig, zur stofflichen Grundlage für Erzählkonzepte beitrugen.

Alles in allem lässt sich schon jetzt sagen, dass die Antwort auf die Frage, ob Theodor Fontane jun. ein Baron von Innstetten sei, angesichts des nun zugänglichen reichen Briefmaterials allemal stoffreicher ausfallen kann, als das in der Vergangenheit möglich war. Innerhalb des epistolarischen Werkes von Fontane genossen die Briefe an Familienmitglieder von Anbeginn große Aufmerksamkeit. Durch die Erwerbung werden diese Briefschaften um einen wertvollen Bestand reicher.

Anmerkungen

- 1 HFA 1/4, 485.
- 2 URSULA VON FORSTER: »THEO«. *Aus dem Leben ihres Großvaters Th. Fontane jun. berichtet eine Enkelin*. In: *Fontane Blätter* 32 (1981), S. 691–705, hier S. 693. *Theodor Fontane an Martha*, 10.6.1896. In: *Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz*. Hrsg. von REGINA DIETERLE. Berlin 2002, S. 484.
- 3 Vgl. dazu REGINA DIETERLE: *Im Banne des Vaters. Die Fontanesche Familientragödie*. In: *Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. Jahrhunderts am Ende des 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 1999, S. 203–220, besonders S. 208–213.
- 4 THEODOR FONTANE JUN.: *Beziehungen zu meinem Vater*. In: *Fontane Blätter* 20 (1974), S. 253–264.
- 5 HFA I/7, S. 579.
- 6 Hellmut Meyer & Ernst, Katalog der Auktion Nr. 35 vom 9. Oktober 1933, »Theodor Fontane und August von Kotzebue«.
- 7 Vgl. Theodor-Fontane-Archiv, G 3. Zuletzt veröffentlicht in: *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850–1870*. 2 Bde. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Berlin, Weimar 1987, Bd. 2, S. 252–264.
- 8 REGINA DIETERLE: *Im Banne des Vaters...*, wie Anm. 3.
- 9 Zuletzt die Edition des *Ehebriefwechsels* durch Gotthard Erler (GBA, 1998).
- 10 GEORGE FONTANE: *Feldpostbriefe 1870/71*. Berlin: Fontane 1914.
- 11 *Th. Fontane's Briefe an seine Familie*. Hrsg. von K. E. O. FRITSCH. 2 Bde. Berlin: Fontane 1905.
- 12 *Th. Fontane. Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe – Neue Folge*. Hrsg. von FRIEDRICH FONTANE. Mit e. Einf. von HANNS MARTIN ELSTER. Berlin: G. Grote 1937.
- 13 »Propyläen-Ausgabe«: *Th. Fontane. Briefe I–IV*. Hrsg. von KURT SCHREINERT, zu Ende gef. von CHARLOTTE JOLLES. Erste wort- und buchstabengetreue Edition nach den Handschriften. Berlin: Propyläen 1968–1971. Sie beruht auf einem Ankauf von 798 Briefen durch die Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz.
- 14 »Hanser-Fontane-Ausgabe« (HFA): *Th. Fontane. Werke, Schriften und Briefe*. Hrsg. von WALTER KEITEL, HELMUTH NÜRNBERGER. Abt. IV: Briefe. München: Carl Hanser 1976–1994.
- 15 *Th. Fontane. Briefe. Eine Auswahl*. 2 Bde. Hrsg. von CHR. COLER. Berlin: Das Neue Berlin 1963.
- 16 *Fontanes Briefe in 2 Bänden*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Berlin, Weimar: Aufbau 1968.
- 17 Hrsg. von CHARLOTTE JOLLES und WALTER MÜLLER-SEIDEL. München 1988: HBV.

Märkische Findlinge. Fontane-Porträts und Bildnisse vorgestellt (5): Das Neuruppiner Fontane-Denkmal von Max Wiese

KLAUS-PETER MÖLLER

Und nimmt dir einst den Wanderstab
Der Wirth »zur stillen Einkehr« ab,
Gieb Acht, nicht bleibt's bei müßigem Trauern:
Nicht viele Jahre fürwahr wird's dauern,
Da werden die Enkel in *Neu-Ruppin* –
Nicht doch! gleich mitten im alten Berlin
Ein schmuckes Standbild dir errichten,
Reliefs am Sockel aus deinen Gedichten,
Treffliche Reden werden erschallen
Und dichtumschaart die Hülle fallen
Unter Musik und Vivatgeschrei.
Unsichtbar bist du auch dabei
Und blickst hernieder aus Sternenhöh'n
Ich höre dich sprechen: »Wunderschön!
Ein herrliches Kunstwerk! Doch verzeiht –
Mir fehlt der Sinn für Feierlichkeit!«

Paul Heyse

Am 8. Juni 1907 wurde das von Max Wiese geschaffene Fontane-Denkmal feierlich und unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit in Neuruppin enthüllt. Die Zustimmung zu diesem Werk der plastischen Kunst war allgemein. Einhundert Jahre sind seit jenem Tag vergangen, bis heute hat das Denkmal nichts an seinem Reiz eingebüßt. Das hat mit der Beliebtheit Fontanes zu tun, aber die Großplastik ist auch selbst ein Faszinosum. Seit ihrer Enthüllung ist sie zentraler Gegenstand der Fontane-Verehrung und wichtigstes Wahrzeichen Neuruppins, das weit über die Grenzen der Stadt hinaus wahrgenommen wird. Am 16. Januar 2003 wurde das Denkmal in die Briefmarken-Dauerserie *Sehenswürdigkeiten aus Deutschland* eingereiht, zu deren Motiven unter anderem die Nofretete, die Leipziger Bach-Statue und das Weimarer Goethe-Schiller-Monument gehören. Das Neuruppiner Fontane-Denkmal ist lebendiger Mittelpunkt der stets wachsenden Fontane-Ge-

meinde. Jährlich treffen sich am 30. Dezember Freunde des Schriftstellers an diesem Ort, um festlichen Ansprachen zu lauschen. Chorgesang erklingt, Blumen werden auf die Granitstufen gelegt, zu besonderen Anlässen auch Kränze. Die 1990 gegründete Theodor Fontane Gesellschaft, die weltweit 1100 Mitglieder in regionalen Kreisen vereinigt, benutzt seit 2004 eine stilisierte Darstellung des Denkmals als Logo.

Günter Grass hat das Neuruppiner Denkmal salopp »sitzende Bronze« genannt. Ist das Monument damit hinreichend charakterisiert? Sitzen ist doch für Schriftsteller keine ungewöhnliche Körperhaltung. Und es gibt zahlreiche andere Plastiken, die Anspruch auf diesen Titel machen könnten, etwa das Denkmal für Hans Sachs in Nürnberg, die Statuen für Fritz Reuter in Stavenhagen und Neubrandenburg, das berühmte Shakespeare-Memorial in Stratford-upon-Avon, die Heine-Plastiken in Berlin, um nur einige zu nennen. Schließlich ist Günter Grass zu seinem 75. Geburtstag im Jahr 2002 selbst zur sitzenden Bronze avanciert, schon bei Lebzeiten, wenn auch vorerst als solche noch nicht in der Öffentlichkeit präsent, allenfalls als Leerstelle wahrnehmbar neben Oskar auf der Bank am Plac Wybickiego (Neuer Markt), unweit des früheren Wohnhauses in Danzig Langfuhr, Labesweg (ul. Lelewa). Vergleicht man all diese »sitzenden Bronzen« miteinander, wird die Besonderheit des Neuruppiner Denkmals deutlich: Nicht an einem Schreibtisch oder Arbeitspult sitzt dieser Dichter, auch nicht auf gemütlichem Sessel oder Sofa, er hat sich auf einer Parkbank niedergelassen. Seine Arbeitsinstrumente sind das Notizbuch und der Bleistift, die ihn bei seinen landschaftlich-historischen Erkundungen der Mark Brandenburg begleiteten, aber auch die Wander-Ausrüstung – Hut, Shawl, Stock, Mantel und derbe Schuhe. Und es ist nicht der Moment des Schreibens dargestellt, sondern der sinnender Betrachtung, gleichviel ob sich diese nun nach außen oder innen richtet. Dieser Gestus darf als Reminiszenz an die Fotografie von 1896 gelesen werden, die Fontane an seinem Schreibtisch zeigt.¹ Es ist ein Augenblick des Verharrens in der Bewegung, die Fontane eigentümlich war, ein Moment der Schau, der Sammlung, die Hände halten Stift und Notizbuch, doch sie sind ohne die Spannung unmittelbarer Niederschrift. Auch der Körper verharrt in bewegter Ruhe. Die Beine sind übergeschlagen, der linke Arm auf die Banklehne aufgestützt, der rechte auf den rechten Oberschenkel. Der Kopf ist etwas seitlich verdreht.

Das von Wiese geschaffene Denkmal wirkt größer, als es ist, weil es etwas erhaben steht auf einem Sockel von Feldsteinen. Drei Granitstufen heben die aus demselben hellen Granit gearbeitete Bank. Hier rastet der Wanderer. Der breitkrepelige Hut liegt neben der Figur auf der Sitzfläche der Steinbank, der Wanderstock ist an die Lehne gestellt. Der Künstler benötigte dieses Attribut



Abb. 1 – Improvisiert »sitzende Bronze« – das Neuruppiner Fontane-Denkmal während der Restaurierungsarbeiten beim Metallrestaurator Helmut Franke, Potsdam, November 2006. Foto: Klaus-Peter Möller

vielleicht auch als Linie, die vermittelt zwischen den strengen Horizontalen und Vertikalen. Fontanes Cachenez ist späterer Zusatz.

Der Zeigefinger der linken Hand hält das zusammengeklappte Notizbuch an einer bestimmten Stelle geöffnet. Das Notizbuch war ein unverzichtbarer Reisebegleiter für Theodor Fontane. 67 seiner Notizbücher sind erhalten. Gewöhnliche Oktav-Bändchen, wie man sie noch heute benutzt. Sie enthalten Bleistiftnotate, eilig während der Besuche vor Ort zusammengeraffte Informationen und Eindrücke, aber auch Entwürfe für Gedichte und Prosaarbeiten.

Bereits während der Enthüllungsfeier kursierten die ersten Witze über das neue Denkmal. Schinkel werde jetzt gelb vor Neid, weil er stehen müsse, während Fontane gemütlich sitzen könne. Ein Kranz des Löwe-Vereins provozierte die Bemerkung, die Vereinsmeierei grassiere neuerdings auch unter den Tieren im Zoologischen Garten. Daß auch die Schuhmacherinnung einen Kranz spendete, schien nur in der Ordnung, schließlich habe Fontane

die Menschen veranlaßt, noch mehr als früher die Schuhsohlen durchzulau-
fen.² Karl Jahn, der selbst als Vierzehnjähriger an der Enthüllungsfeier teilge-
nommen hatte, erinnerte sich siebenzig Jahre später, daß die Neuruppiner ulk-
ten, der Bronze-Fontane habe gar kein Notizbuch in der Hand, sondern ein
Kursbuch, um nachzuschlagen, wann der nächste Zug nach Berlin fährt.³
Daher der sehnsüchtige Blick in Richtung Bahnhof. Dabei liegt, wenn man
es genau nimmt, nicht die in südlicher Richtung zum ehemaligen Pauli-
nenauer Bahnhof führende Fehrbelliner Straße in der Blickachse der Skulp-
tur, auch nicht die südöstlich abzweigende Junkerstraße, in der ein übel be-
leumdetes Etablissement lokalisiert war. Nicht den ehrbaren Bürgern Neu-
ruppings, die im Zwielficht der Dämmerung an seinem Sockel vorbei in die
Kasernenstadt schlichen, gilt die Aufmerksamkeit der »sitzenden Bronze«,
und nicht ihre Namen sind es, die im Notizbuch registriert werden.⁴ Der
Blick des Dichters ist auf das Gebäude fixiert, das den spitzen Winkel zwi-
schen den beiden Straßen einnimmt, die Sparkasse. Liest Fontane Soll und
Haben, handelt es sich um das Sparbuch, muß er sich nach einem Blick auf
die Konto-Auszüge erst mal setzen?

Die Entstehungsgeschichte des Denkmals ist gut dokumentiert⁵ und be-
reits mehrfach untersucht worden.⁶ Sie soll im folgenden in ihren wesent-
lichen Punkten noch einmal nachgezeichnet werden. Paul Heyse hatte dem
damals auf der Höhe seines Ruhms stehenden Fontane in seinem Gratula-
tionsgedicht zum 70. Geburtstag vorhergesagt, es werde nicht lange dauern,
bis die Enkel ihm in Neuruppin oder sogar gleich mitten in Berlin ein
»schmuckes Standbild« errichten und dieses unter trefflichen Reden und Vi-
vatgeschrei einweihen.⁷ In Berlin müßten sich sogar sieben Orte, wie um die
Wiege Homers, um den Standort der Büste streiten, wendete aus Friedrichs-
hagen Wilhelm Bölsche ein, der rechte Fleck wäre jedoch draußen in der
Heide, zwischen Kartoffeläckern, bei Schilfrohr und knorriger Kiefer, wo der
Heuwagen über den Damm poltert.⁸ Von Anfang an waren sowohl der Ge-
burtsort als auch der Ort seines Lebens und Wirkens als Standorte für ein
Denkmal im Gespräch. Doch nicht erst die Enkel waren es, die dem Dichter
ein Denkmal setzten, es war bereits die Generation der Zeitgenossen, es wa-
ren die Kinder. So mancher Gast der prachtvollen Enthüllungsfeier hat den
Geehrten noch persönlich gekannt.

Die Initiative zur Errichtung eines Fontane-Denkmals in Neuruppin ging
von Otto von Manteuffel⁹ aus, dem Sohn des früheren Vorgesetzten Fonta-
nes,¹⁰ der seit 1896 als Landesdirektor an der Spitze der Provinzialverwal-
tung Brandenburgs stand. Auf seine Einladung trat am 17. November 1899
im Landeshaus in Berlin, Matthäikirchstraße 20/21, ein Gremium zusam-

men, das sich zum Ziel setzte, in Neuruppin ein Denkmal für Theodor Fontane zu errichten. Der Einladung zu dieser konstituierenden Versammlung des Denkmalausschusses, die der Landesdirektor an zahlreiche Persönlichkeiten verschickt hatte, lag der Entwurf zu einem öffentlichen Aufruf¹¹ bei sowie eine Antwortkarte, auf der die Empfänger ihre Teilnahme oder ihr Einverständnis, als Unterzeichner des Aufrufs aufgeführt zu werden, erklären konnten. Während etwa dreißig Personen den Aufruf per Erklärung unterzeichnet hatten, folgte nur eine kleine Schar der Einladung des Landesdirektors: Richard Béringuier, Landesbaurat Bluth, Landessyndikus Gerhardt, Robert Lessing, Ludwig Pietsch, Erich Schmidt, Peter Wallé und Max Warzecha, Erster Bürgermeister von Neuruppin. Aus diesem Kreis bildete sich der Geschäftsführende Vorstand des Denkmalausschusses, dessen Vorsitz der Landesdirektor Otto von Manteuffel übernahm. Zum Kassenwart wurde der Bankier Alexander Meyer-Cohn berufen.¹²

Unmittelbar nach der konstituierenden Versammlung trat der Denkmalausschuß mit dem Appell an die Öffentlichkeit, die Errichtung eines Denkmals für Theodor Fontane in Neuruppin durch Geldspenden zu unterstützen. Der Aufruf wurde zu diesem Zweck in großer Auflage gedruckt¹³ und über die Verwaltungsstruktur des Landes verteilt. Außerdem sorgte der Landesdirektor Otto von Manteuffel dafür, daß er auch in sämtlichen Lokalzeitungen abgedruckt wurde. Auf diese Weise waren die Einwohner des Landes informiert, teilweise wurden sie sogar direkt angesprochen und um Spenden gebeten. Auch die Berliner Tageszeitungen publizierten den Aufruf und richteten Sammelstellen für eingehende Beiträge ein. Bei Verbänden und Vereinen stieß die Aktion ebenfalls auf Unterstützung, ob es sich nun um historische,¹⁴ touristische oder Sport-Vereine handelte. [Abb. 2: Aufruf (Klapptafel, Rückseite)]

Zu den namhaften Unterzeichnern des Aufrufs zählen unter anderem Theobald von Bethmann-Hollweg, Oberpräsident der Provinz Brandenburg, Generalsuperintendent Ernst Dryander, Philipp Graf zu Eulenburg, Bolko Graf Hochberg, Intendant der Königlichen Schauspiele, Hermann Wilhelm Kropatschek, Chefredakteur der *Kreuz-Zeitung* und Ernst von Wildenbruch.

Die Arbeit des Denkmalausschusses begann vielversprechend. Die Stadtverordnetenversammlung von Neuruppin beschloß am 6. Februar 1900 die Gründung eines Ortskomitees,¹⁵ bestehend aus dem Magistrat und den Stadtverordneten. Die Vorsteher der Stadtbezirke der Fontane-Stadt verteilten den Aufruf an alle in Frage kommenden Bürger und holten am folgenden Tag schriftliche Erklärungen über die Höhe der zugesagten Beiträge ein. In den Neuruppiner Akten sind die Listen der bei dieser Aktion gezeichneten Beträge überliefert. Die einzelnen Spenden betragen bis zu 5 Mark, nur die

Beiträge der Fabrikbesitzer, Kaufleute, höheren Beamten, Anwälte, Buchhändler, Buchdrucker und Bankiers lagen etwas darüber. Den höchsten Betrag zeichnete Albert Ebell mit 100 Mark.¹⁶ Auf diese Weise kam eine Summe von 1390 Mark zusammen.¹⁷ Bei der Neuruppiner Stadtparkasse wurde ein spezielles Sparkonto eingerichtet, das am 6. August 1900 bereits ein Guthaben von 1750 Mark verzeichnete.¹⁸ Von überall her trafen kleinere und größere Geldspenden ein. Der Touristenklub für die Mark Brandenburg bewilligte 50 Mark.¹⁹ Die Stadt Pasewalk spendete 10 Mark.²⁰ Am 27. Februar 1900 überwies der Neuruppiner Radfahrerverein »Wanderer« 125 Mark, den Gewinn einer Festaufführung des Vereins.²¹

Auch in Berlin war man nicht untätig, auch hier wurde Geld gesammelt. Die Unterlagen, die in der Zentrale des Denkmalkomitees geführt wurden, enthalten Listen über die Spendenaktion in den einzelnen Kreisen der Provinz Brandenburg und Schreiben verschiedener kommunaler und regionaler Behördenvertreter über die von öffentlicher Hand bewilligten Beträge. Der Spendenaufruf spielte auch für diese Sammelaktion eine große Rolle. Er wurde in Hunderten Exemplaren versandt und verteilt. Der Kreis Teltow brachte 500 Mark auf, Beeskow-Storkow gewährte 100 Mark, Nieder-Barnim schickte 300 Mark, aus Sorau kamen 60 Mark für das Denkmal. Das Resultat der Sammlung im Kreis Westhavelland betrug 179,80 Mark, eine Liste der Spender findet sich in den Unterlagen. Fast überall wurde der Spenden-Aufruf unterstützt. Nur selten wurde eine Beteiligung abgelehnt. Bei den von den Berliner Zeitungen eingerichteten Sammelstellen liefen ebenfalls Spenden ein.

Ganz im Sinne des Denkmalausschusses war die Durchführung von Benefiz-Veranstaltungen. In einem Rundbrief vom 25. Dezember 1899, der als Begleitschreiben mit dem Aufruf versandt wurde, erläuterte Otto von Manteuffel die Idee: »Wie der Inhalt des Aufrufs und die Namen seiner Unterzeichner ergeben, gilt es, für *den Dichter der Mark Brandenburg* aus dieser selbst zu einem würdigen Denkmal die nötigen Mittel herbeizuschaffen, und es wird den Werth des Denkmals wesentlich erhöhen, wenn es in der Hauptsache auf *freiwillige Beiträge der Märker* als Zeichen ihrer lebendigen Dankbarkeit und Verehrung zurückgeführt werden können. Dieses Ziel wird sich – abgesehen von ausgedehntester Verbreitung des Aufrufs durch Veröffentlichung in geeigneten Localblättern und unmittelbare Verbreitung in der gebildeten Bevölkerung – wohl am besten auf dem Wege besonderer festlicher Veranstaltungen unter vorzugsweiser Verwendung ansprechender Fontane'scher Dichtungen erreichen lassen.«²² Immer wieder kam Manteuffel darauf zurück, daß die Errichtung des Denkmals eine Ehrenpflicht für die Mark Brandenburg sei. Auch seine Ansprache bei der Ent-

hüllungsfeier des Denkmals am 8. Juni 1907 wurde von diesem Gedanken getragen.

Die größte Aktion zu Gunsten des Denkmals war der Lichtbildervortrag, den Franz Goerke, der Direktor der Berliner Urania und Pionier der Farb fotografie, am 23. März 1900 im Berliner Völkermuseum zum Thema »Eine malerische Wanderung durch die Grafschaft Ruppın« hielt. Für das große Interesse wie für das Engagement des Denkmalkomitees, das den Verkauf der Tickets organisierte, spricht, daß etwa 300 Eintrittskarten à 2 Mark verkauft werden konnten, so daß diese Veranstaltung mit einem Gewinn von 572 Mark auch finanziell recht erfolgreich war.

Weniger glücklich war Max Laurence mit seinem Fontane-Abend, mit dem der Rezipitor das ganze Land Brandenburg bereisen wollte, um Geld für das Denkmal zu sammeln. Die Tournee startete am 24. Januar 1900 im Neuruppiner Lokal »Stadtgarten« mit einem Fiasko. Das Publikum blieb aus. Da half auch ein Unterstützungsschreiben des Landesdirektors und Vorsitzenden des Denkmalausschusses nichts. Der Redakteur Max Chop tadelte in der *Märkischen Zeitung* das Desinteresse der Neuruppiner: »Das war die Antwort der ›dankbaren‹ Heimathstadt an ihren dankbaren, treusten Sohn!! – Wenn der Alte gestern von Oben herab auf die kleine Schaar schaute, hat er lächelnd gesagt: ›Sieh da! Meine lieben Neu-Ruppiner sind doch ganz die Alten geblieben! Wäre ich ein Kinematograph, oder ein Stettiner Sänger, oder gar ein Stadtrath, sie würden in Schaaren herbeigeströmt sein; so aber bin ich nur ein schlichter Dichter, der dieses Nestchen mit seinen seltsamen Menschenkindern in Lied und Wort gepriesen hat.«²³ Der Rezipitor war von dem Mißerfolg wahrscheinlich entmutigt. In den Akten findet sich jedenfalls nirgends ein Hinweis auf einen weiteren Auftritt von Max Laurence.

Eine größere Veranstaltung ganz im Sinne des Spenden-Aufrufs wurde im Laufe des Jahres 1900 in Neuruppın vorbereitet. Am 6. Mai 1900 wandte sich der Neuruppiner Rechtsanwalt Richard Petong als Vertreter eines »vorbereitenden Ausschusses für eine Fontane Erinnerungsfeier zum Besten des Fontane-Denkmals« an den Landesdirektor und Vorsitzenden des Denkmalausschusses in Berlin und trug diesem die Mitgliedschaft oder den Ehrenvorsitz an. Der Brief des Rechtsanwalts wurde von der Berliner Zentrale des Denkmalausschusses zur Stellungnahme an den Neuruppiner Bürgermeister Warzecha weitergeleitet, der auf die mißtrauische Anfrage des Landesdirektors mitteilte, daß es sich um ein »Privatunternehmen« handelte, »dem wir völlig fernstehen, dem wir aber auch nicht entgegenarbeiten, da es bei Durchführung des Programms im Sinne des Aufrufs wirken würde.«²⁴ In einem weiteren Schreiben vom 16. August 1900 an den Landesdirektor erklärte Richard Petong: »Da die Verdienste des heimatlichen Schriftstellers,

dessen Schreibweise weniger der Auffassung der breiten Volksmassen, als den höher gebildeten Kreisen angepaßt ist, verhältnismäßig noch zu wenig gewürdigt werden, glaubt der bezeichnete Ausschuss durch Veranstaltung einer größeren künstlerisch und patriotisch gestalteten Gedenkfeier der Sache des Hauptkomitees dienen zu können, indem durch geschickte Auswahl und Darstellung Fontane'scher Gedanken, wofür hervorragende Künstler ihre Mitwirkung zugesagt haben – das Verständnis für die patriotische und literarische Bedeutung Theodor Fontane's am wirksamsten in weitere Kreise getragen werden dürfte.« Als Beilage reichte Petong ein Protokoll der Beratung des Fest-Ausschusses vom 22. April 1900 ein, auf der bereits ein Programm aufgestellt worden war, das einen Prolog, Chorgesang, den Vortrag von Balladen in Kompositionen von Carl Loewe und anderen, lebende Bilder und einen Lichtbildervortrag vorsah. Außer dem Rechtsanwalt gehörten der Musiklehrer Otto Seidel, W. Karbe und der Gymnasialdirektor Bege mann dem Fest-Ausschuß an. Otto von Manteuffel lehnte die ihm angetragene Ehrenmitgliedschaft ab, vermutlich weil im Brief vom 6. Mai 1900 von der Bildung »eines großen Komitees aus den angesehensten Persönlichkeiten in Stadt und Land Ruppin«²⁵ die Rede war. Offenbar war das Neuruppiner Fest-Komitee nicht in der Lage, den Plan auf sich allein gestellt weiter zu verfolgen. Erst im Rahmen der Einweihungsfeierlichkeiten am 8. Juni 1907 trugen ihre gut gemeinten Bestrebungen Früchte. Der »volkstümliche Abend« in Ziehers Garten²⁶ hat seinen Ursprung in diesem Unternehmen, auch an der Gestaltung der offiziellen Feier wirkten die Initiatoren mit.

Die Spendensammlung begann vielversprechend. Dennoch zeigte sich bald, daß der benötigte Betrag nicht allein durch freiwillige Beiträge aufzubringen sein würde. Die öffentliche Hand mußte zusteuern. Da er beabsichtigte, eine Unterstützung beim Kreisausschuß zu beantragen, erkundigte sich der Neuruppiner Bürgermeister am 22. Oktober 1900 bei der Berliner Zentrale nach den dort bereits gesammelten Mitteln²⁷ und teilte mit, daß der in Neuruppin verwaltete Teil des Denkmalfonds ca. 1600 Mark betrug, die durch Spenden aufgebracht worden waren, und 2000 Mark, die von der Stadt zugesagt waren.²⁸ Das Berliner Konto wies einen Betrag von 4512,15 Mark aus, so daß sich der Denkmalfonds insgesamt auf 8112,15 Mark belief.

Am 20. Dezember 1900 bewilligte der Kreistag von Ruppin einen Betrag von bis zu 3000 Mark für das Denkmal aus dem Kreisfonds.²⁹ Am 16. Februar 1901 teilte der Magistrat von Neuruppin der Berliner Zentrale des Denkmalausschusses mit, daß sich die vor Ort zur Verfügung stehenden Mittel auf 7227 Mark beliefen, die Sammlung hätte 2227 Mark erbracht, vom Kreis seien 3000 Mark zugesagt, von der Stadt 2000. Auf den Vor-

schlag, auch eine entsprechende Vorlage an den Provinziallandtag zu richten, antwortete der Landesdirektor hinhaltend. Er habe sich absichtlich noch nicht an den Landtag gewendet, weil die Sammlung freiwilliger Beiträge noch nicht abgeschlossen sei. Außerdem stehe für die nächste Zeit eine weitere Veranstaltung bevor.³⁰ Tatsächlich korrespondierte Otto von Manteuffel mit Franz Goerke über einen weiteren Lichtbildervortrag, der aber nicht zu Stande kam. Am 26. März 1902 schrieb der Bürgermeister Warzecha an Otto von Manteuffel, der Betrag in Neuruppin habe sich auf 7328,60 Mark erhöht. Der Zuwachs gegenüber dem Vorjahr betrug also gerade einmal 100 Mark. Der Landesdirektor holte daraufhin einen Kontoauszug vom Bankhaus Meyer-Cohn ein. Am 3. April 1902 betrug der Kontostand des Denkmalausschusses in Berlin 5223,65 Mark. Immerhin konnte dieser Teil des Denkmalfonds noch einen Zuwachs von 700 Mark verzeichnen.

Es ist nicht zu übersehen, daß die Arbeit des Denkmalausschusses stagnierte. Im Laufe des Jahres 1901 gingen nur noch vereinzelt Spenden ein, Benefizveranstaltungen kamen nicht mehr zu Stande. In den folgenden Jahren kam die Arbeit völlig zum Erliegen. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, das Denkmal solle nicht in Neuruppin errichtet werden, sondern in Berlin. In der *Märkischen Zeitung* vom 2. März 1905 erschien folgender anonymer Artikel in der Rubrik »Oeffentlicher Sprechsaal«:

»Wegen Mangel an Teilnahme seitens der Ruppiner Bürgerschaft soll das *Fontane-Denkmal*, wie das Komitee zur Errichtung eines Fontane-Denkmal's jüngst beschlossen hat, nicht in Neu-Ruppin, dem Geburtsort des Dichters, sondern in Berlin errichtet werden.

Das darf auf keinen Fall geschehen! Die Ruppiner Bürgerschaft darf sich diesen einer Stadt wohl selten gemachten Vorwurf solcher Indolenz nicht gefallen lassen, sie muß dagegen Verwahrung einlegen, aber nicht nur mit Worten sondern auch mit Taten. Ich überlasse es Berufeneren, die Art und Weise zu wählen, um Stimmung für unsern Sänger zu machen. Oder soll es auch weiter heißen: in Neu-Ruppin wohnen nur Banausen und Philister? Uebrigens bestreite ich, daß gerade Berlin in Kunst-, um nicht zu sagen in Denkmalsachen, Veranlassung hätte, unserer Stadt solchen Vorwurf zu machen; verhältnismäßig wird wohl die Teilnahme und das Verständnis für Fontane in Berlin nicht größer sein als hier. Bei uns würde bald jedes Kind wissen, wen das Denkmal darstellt, in Berlin würden, wie die Erfahrung lehrt, täglich tausende auch an diesem bronzenen Mann im Gesellschaftsanzuge achtlos vorübergehen.

Das Fontane-Denkmal gehört nach Neu-Ruppin, wenn vom Denkmal-Komitee in diesem Kunst-Gomorrhä auch nur ein Gerechter gefunden würde.«³¹

Diesen Artikel schickte der Neuruppiner Bürgermeister Warzecha nach Berlin und erkundigte sich bei Otto von Manteuffel über den Sachverhalt: »Wie die Anlage ergibt, gehen hier bezüglich des Fontane-Denkmal Gerüchte um, die sich im direkten Widerspruch mit den Beschlüssen des Komités, dem auch der Unterzeichnete angehört, befinden. | Um diesen Beunruhigungen entgegentreten zu können, wäre es uns erwünscht zu wissen, ob irgend welche Tatsachen hierfür gegeben sind, daß für Berlin als Denkmals-Standort agitiert wird. | Die Sammlungen und Zeichnungen hier und im Kreise Ruppín stellen sich zur Zeit auf 7543 Mk. 18 Pfg. | Wir bitten, uns unter den vorliegenden Umständen möglichst bald zu bescheiden und gleichzeitig mitteilen zu wollen, welche Förderung die Angelegenheit dortseits inzwischen erfahren und welchen Stand die dortigen Sammlungen erreicht haben.«³² Sogar beim Dürerbund suchte der besorgte Bürgermeister Unterstützung, erhielt aber zur Antwort, daß gegen ein Berliner Fontane-Denkmal weniger einzuwenden sei als gegen manches andere der dortigen Standbilder. Außerdem sei nicht anzunehmen, »daß die 7000 Mark, die der Kreis und die Stadt zusammen mit den freiwilligen Stiftern aufgebracht haben, von Berlin für ein dortiges Denkmal anektiert werden sollen.«³³

Otto von Manteuffel beruhigte den Neuruppiner Bürgermeister in einem Schreiben vom 22. Mai 1905: »Dem Denkmalausschuß ist nichts davon bekannt, daß das Fontane-Denkmal statt in Neu-Ruppín in Berlin errichtet werden soll.«³⁴ Der Berliner Teil der Mittel des Denkmalfonds betrage 5300,- Mark, und für die nächste Zeit sei wiederum eine Benefizveranstaltung geplant. Es hatte sich also in den vergangenen Jahren nichts mehr getan, und Bemühungen um eine Fortsetzung der Sammeltätigkeit, wie der Vorsitzende des Denkmalausschusses sie andeutete, lassen sich in den Unterlagen nirgends erkennen. Der Neuruppiner Bürgermeister quittiert den Bescheid in einem Schreiben vom 14. Juni 1905 mit Erleichterung: »Wir nehmen mit Dank davon Kenntnis, daß von einer Agitation gegen Neu-Ruppín dortseits nichts bekannt ist und die Sammlungen für den Baufonds ihren Fortgang finden; auch wir lassen es uns angelegen sein, dem Fonds neue Mittel zuzuführen und hoffen zuversichtlich, daß es allseitigen Bemühungen in nicht zu ferner Zeit gelingen dürfte, unsern Wunsch auf ein würdiges Denkmal Fontane's in seiner Vaterstadt in die Tat umzusetzen.«³⁵ Am 5. Juli erschien in der *Märkischen Zeitung* noch einmal ein kurzer Bericht über eine Klarstellung des Ersten Bürgermeisters in der Stadtverordnetenversammlung.

Völlig aus der Luft gegriffen waren die Gerüchte nicht. Von Anfang an spielte in den Erwägungen über den zukünftigen Standort für ein Fontane-Denkmal auch Berlin eine Rolle, für Paul Heyse wie für Wilhelm Bölsche war dies eine Selbstverständlichkeit, sogar der Aufruf des Denkmalaus-

schusses enthält eine entsprechende Passage. Friedrich Fontane, über den Hintergrund befragt, gab am 9. März 1905 in einem Brief an Karl Lücke zur Auskunft, daß er »über die ganze Angelegenheit gar nicht orientiert« sei. »Es werden fast sieben Jahre her sein, daß ich einmal Gelegenheit hatte, über die Denkmalsfrage bei einer intimen Besprechung zwischen zwei Mitgliedern der Kommission betr. den literarischen Nachlaß Ohrenzeuge zu sein. Damals tauchte allerdings auch schon die Idee eines zweiten für Berlin aparten Denkmals auf.«³⁶ Diesen Brief kopierte Lücke und schickte ihn mit der Bemerkung an Erich Schmidt weiter: »Es ließe sich vielleicht eine Einigung dadurch erzielen, daß beide Städte Ruppín und Berlin Fontane-Denkmal resp. Büsten erhalten. Solche Fälle sind nicht gerade selten.«³⁷

So stand es im Sommer 1905 um das Denkmal für den Dichter und Wanderer der Mark. Wer weiß, was aus diesem Projekt geworden wäre, wenn nicht der Zufall, – aber was ist schon Zufall – den pensionierten Bildhauer Max Wiese auf den Plan gerufen hätte, der den Vorstellungen über das Denkmal konkrete Gestalt gab, ein Modell schuf, das allseitige Zustimmung fand und das Projekt nach einem straffen Zeitplan realisierte. Wiese war nicht der erste Künstler, der sich für diesen Auftrag interessierte. Bereits im November 1900 bekundete der Bildhauer Arnold Künne, der von der Spendensammlung erfahren hatte, sein Interesse und stellte sich und sein künstlerisches Profil dem Neuruppiner Ersten Bürgermeister Warzecha in einem ausführlichen Schreiben vor. Es folgten aber keine weiteren Absprachen. Das stagnierende Projekt aus dem Dornröschenschlaf zu erwecken, war Max Wiese vorbehalten, dessen Leben und künstlerische Biographie auf besondere Weise mit Neuruppín verbunden waren; er war, wie Karl Paesler-Neuendorff schrieb, eigentlich ein Neuruppiner Kind, das nur zufällig nicht hier geboren war, denn seine Mutter Emilie Wiese, geb. Rühl, entstammte einer alten Neuruppiner Familie.³⁸

Max Wiese kam am 1. August 1846 in Danzig zur Welt, wohin sein Vater, der königliche Polizeiinspektor Eduard Wiese, versetzt worden war. Nach dem Tod des Vaters kehrte er 1854 mit seiner Mutter nach Neuruppín zu ihren Verwandten zurück. Von 1856 bis 1864 besuchte er das Gymnasium, in dem zwanzig Jahre vor ihm Fontane die Schulbank gedrückt hatte. Bei Julius Franz, Albert Wolff und Rudolf Siemering bildete er sich zum Künstler aus und hatte bereits 1872 ein eigenes Atelier in Berlin. Im Auftrag der Stadt Neuruppín schuf er das Denkmal für Karl Friedrich Schinkel, das 1883 eingeweiht wurde.³⁹ Nach kurzer Lehrtätigkeit am Königlichen Kunstgewerbemuseum in Berlin wurde er 1884 nach Hanau berufen, wo er an der Königlichen Zeichenakademie lehrte und 1887 die Nachfolge des verstorbenen Direktors antrat. Zum 1. April 1905 ließ er sich emeritieren, weil August von

Trott zu Solz, der Königlich Preußische Oberpräsident in Kassel, ihm seine Stellung in Hanau verleidete.⁴⁰ Max Wiese kehrte nach Berlin zurück und nahm seinen Wohnsitz in Charlottenburg. Für seine Wahlheimat Neuruppin schuf er in seiner letzten Lebensphase das Fontane-Denkmal, das Jahn-Loose-Denkmal und den aufsehenerregenden Fahnenträger von Vionville. Am 1. August 1916 verlieh ihm die Stadt die Ehrenbürgerschaft. Der Plan, in Neuruppin ein Max-Wiese-Museum einzurichten, das den Nachlaß des Künstlers beherbergen sollte, scheiterte leider während der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Max Wiese starb am 25. Juni 1925 in Neuruppin. Die Grabstätte auf dem Alten Friedhof, für die Max Wiese eigens eine Marmor-Skulptur geschaffen hatte, ist heute vernichtet.

In seinen Erinnerungen berichtet der Künstler, wie er bald nach seiner Pensionierung zufällig von dem stagnierenden Vorhaben erfuhr, für Fontane ein Monument zu errichten, als er sich in Neuruppin aufhielt, um das von ihm 23 Jahre zuvor geschaffene Schinkel-Denkmal zu reinigen: »Als ich nun dort auf dem Gerüst eines Vormittags bei meiner Schinkel-Figur beschäftigt bin, sehe ich unten einen alten weißbärtigen Herrn stehen, der mir durch zwei große Brillengläser zusieht. Plötzlich sagt er zu mir hinauf: ›Sind Sie der Professor Wiese?‹ – ›Ja‹, antwortete ich, ›kennen Sie mich? Darf ich um Ihren Namen bitten?‹ – ›Mein Name ist Bittkau‹, antwortete er. – ›Aber, alter Freund, das ist lange her, daß wir uns seit der Schule nicht gesehen haben, dann muß ich mal herunterkommen, dir die Hand schütteln.«⁴¹ Freudig erneuerte Max Wiese die Bekanntschaft mit seinem ehemaligen Mitschüler Gustav Bittkau, der Pfarrer geworden war, sich aber auch als Regionalhistoriker einen Namen gemacht hatte und zu den Unterzeichnern des Aufrufes zur Errichtung eines Fontane-Denkmal in Neuruppin gehörte. Auch andere Schulkameraden waren inzwischen zu Amt und Würden gelangt. Von Gustav Bittkau kann Max Wiese Näheres über den Plan erfahren haben, in seiner Heimatstadt ein Fontane-Denkmal zu errichten. Auch die Unzufriedenheit mit der Untätigkeit des Denkmalausschusses in Berlin werden seine Neuruppiner Freunde ihm nicht verhoht haben. »So kam es, daß mich diese baten, doch in Berlin nachzuforschen, was denn aus dem Gelde geworden sei, das vor neun Jahren für ein Fontane-Denkmal gesammelt wurde, und ob es nicht möglich sei, diese Angelegenheit in Fluß zu bringen.«⁴²

Die anekdotisch pointierten Erinnerungen des Bildhauers lassen sich durch die in den Akten überlieferten Dokumente in ihrem zeitlichen Ablauf korrigieren. Tatsächlich kam es zu den Reinigungsarbeiten am Schinkel-Denkmal, für die extra ein Gerüst aufgestellt werden mußte, erst nach der Fertigstellung des Entwurfs für das Fontane-Denkmal. Am 4. März 1906

schrieb Max Wiese dem Neuruppiner Bürgermeister Warzecha: »Bei meinem letzten Besuch in Neu-Ruppin teilten mir einige Freunde mit, daß sich der Fond für ein Denkmal des Dichters Theodor Fontane dort derart angesammelt habe, daß man wohl daran denken könne, an eine Verwirklichung dieses Unternehmens zu gehen. Ich habe mich meinen Freunden bereit erklärt, im Laufe des Winters einen dahinzielenden Entwurf auszuarbeiten und setzte mich mit den Familien Fontane, welche in und bei Berlin leben, in Verbindung. Mit deren Hilfe und Hergabe von Abbildungen des Verewigten habe ich einen Entwurf angefertigt, der die volle Billigung besonders des Schwiegersohnes des Architekten Professor Fritsch erhalten hat.«⁴³ Der Bürgermeister nahm diese Mitteilung interessiert zur Kenntnis und verwies den Bildhauer an den Vorsitzenden des Denkmalausschusses Otto von Manteuffel in Berlin. Außerdem teilte er ihm resigniert mit, daß für dies Projekt 14.000 Mark zur Verfügung stünden, die »auch nicht annähernd ausreichen, um ein würdiges Denkmal zu schaffen.«⁴⁴ Max Wiese versuchte daraufhin, den Vorsitzenden des Denkmalausschusses zu erreichen, der aber nicht zu sprechen war, da er zu einem längeren Kuraufenthalt abgereist war. Am 5. Mai 1906 informierte der Bildhauer den Neuruppiner Bürgermeister über sein vergebliches Vorsprechen beim Berliner Denkmalausschuß und bot ihm an, nach dem 14. Mai 1906 nach Neuruppin zu kommen, um die vereinbarten Reinigungsarbeiten am Schinkel-Denkmal auszuführen. In diesem Brief schreibt er: »Da nun die Rückkehr des Herrn v. Manteuffel noch unbestimmt ist, so möchte ich bei Gelegenheit meiner Anwesenheit in Neu-Ruppin Ihnen und den Neuruppinern meinen Entwurf für Th. Fontane vorführen und werde ihn in den nächsten Tagen verpacken lassen und nach Neuruppin an Ihre Adresse senden. Dieser könnte dann eine Zeit lang dort öffentlich ausgestellt werden, und ich hätte Gelegenheit bei meinem dortigen Aufenthalt mit Ihnen und den Herren des Comités die Ausführbarkeit des Entwurfs zu besprechen und die nötigen Aufschlüsse zu geben.«⁴⁵

Tatsächlich schickte Max Wiese den Denkmalsentwurf am 14. Mai 1906 nach Neuruppin,⁴⁶ wo er im Rathaus ausgestellt wurde. Die in Neuruppin erscheinende *Märkische Zeitung* brachte am 18. Mai 1906 eine Notiz: »Dem Ausschuß für das Fontane-Denkmal ist gestern das Modell eines Denkmals für unsern großen märkischen Dichter zugegangen, das in den nächsten Tagen zur Ausstellung kommen soll. Das Modell ist vom Professor Wiese, dem Erbauer des Schinkel-Denkmal, verfertigt, der gegenwärtig in Neu-Ruppin weilt, um die Instandsetzung des Schinkel-Denkmal zu leiten.«⁴⁷ Am folgenden Tag wurde den Neuruppinern der Entwurf in einem ausführlicheren Artikel vorgestellt.⁴⁸ Da die Aufmerksamkeit des Publikums jedoch zunächst nur gering blieb, wurden am 22. Mai nochmals auf die Aus-

stellung hingewiesen: »Von der Erlaubnis, den Entwurf besichtigen zu dürfen, haben merkwürdiger Weise bisher nur wenige Einwohner Gebrauch gemacht. Wir weisen deshalb an dieser Stelle noch einmal darauf hin, daß noch einige Zeit während der Dienststunden der Entwurf im Rathause von jedermann unentgeltlich angesehen werden kann.«⁴⁹ Auch über die Grenzen Neuruppins hinaus fand das Ereignis Widerhall in der Presse. Die *Vossische Zeitung* gab am 20. Mai einen kurzen Bericht aus Neuruppin wieder, andere Zeitungen brachten Notizen. Offenbar erreichten den Bildhauer mehrfach Anfragen der Presse nach Abbildungsvorlagen. Die erste Abbildung erschien am 22. Mai 1906 in der *Märkischen Zeitung*, ein Stich, vermutlich nach einem der Fotos, die Max Wiese hatte anfertigen lassen. Theodor Fontane, der älteste Sohn des Dichters, bedankte sich am 31. Mai 1906 bei Max Wiese für die Zusendung einer Ansichtskarte des Entwurfs, über dessen Fertigstellung er schon von Karl Emil Otto Fritsch informiert war. »Nach dem von der Postkarte gewonnenen Eindruck kann ich dem Urteil meines Schwagers nur beipflichten: Ihre Idee und Auffassung sind ebenso originell wie glücklich, auch scheint die Ähnlichkeit in erfreulicher Weise erreicht zu sein.«⁵⁰



Abb. 3 – Max Wiese,
Entwurf für das Fontane-
Denkmal, Gips, 1906,
s/w-Foto.
Theodor-Fontane-Archiv,
Denkmalsakte, Bl. 125v,
Image-Nr. 23706

Immer wieder finden sich in der Folge Äußerungen darüber, wie gut es Max Wiese gelungen ist, den Verstorbenen nachzubilden, obwohl er ihn persönlich nicht gekannt hat. In seinen Erinnerungen hielt Max Wiese fest:

»Die Schilderungen von den Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten Theodor Fontanes, die mir die nächsten Verwandten übermittelten, ließen in mir ein so klares Bild des längst Verstorbenen, den ich nie persönlich gekannt hatte, entstehen, daß später, als mein großes Modell fertig wurde, die nächsten Bekannten mich immer wieder fragten und sagten: ›Sie haben den Dichter doch sicher noch im Leben gekannt, denn gerade diese Stellung, diese Haltung der Hände waren ihm so eigentümlich, so sprach er mit uns.« Hierbei kam mir vom rein künstlerischen Standpunkt zustatten, daß Fontane mit Vorliebe seine alten Sommerüberzieher trug. Ein solcher Sommerüberzieher hat aber stets Sackform, ohne nach dem Körper geschnitten zu sein. Im Sitzen bildet er natürlich sich lagernde Falten, die zur Abrundung der Figur beitragen.«⁵¹

Die erste Ausstellung des Modells in Neuruppin dauerte nur wenige Tage. Am 27. Mai 1906 teilte Max Wiese dem Neuruppiner Bürgermeister mit, daß es ihm endlich gelungen sei, Otto von Manteuffel zu sprechen. Der Vorsitzende des Denkmalausschusses und sein Stellvertreter, der Landessyndikus Gerhardt, begrüßten die Entwürfe Wieses und verlangten, das Modell unverzüglich zu sehen. Außerdem wurde der Bildhauer aufgefordert, eine Dokumentation des Projekts einzureichen. Am 2. Juni 1906 schickte der Neuruppiner Bürgermeister daraufhin die Plastik nach Berlin. Für den 13. Juni 1906 wurde eine Sitzung des Denkmalausschusses einberufen, dem der in Gips ausgeführte Entwurf und das Dossier des Bildhauers zur Entscheidung vorlagen. In einem umfangreichen Bewerbungsschreiben stellte Max Wiese sich selbst, sein künstlerisches Profil und das Projekt vor, das er mit Unterstützung der Familie Fontanes erarbeitet habe. »Herr Professor Fritsch der Schwiegersohn, die Söhne, sowie die Schwester des Dichters, die mir teils seit lange bekannt und teils befreundet waren, hatten die Güte, mich bei meiner Arbeit durch Abbildungen Fontanes und Mitteilungen über besondere Eigentümlichkeiten zu unterstützen. Auch konnte ich die Züge des älteren Bruders direkt verwerten, da er seinem Vater sehr ähnlich ist. So ist das vorliegende Werk entstanden, das bei seinem Erscheinen allerseits freundliche Anerkennung gefunden hat.« Sein künstlerisches Kredo gab Max Wiese mit einem Fontane-Zitat wider: »Der Mensch soll nicht arabeskenhaft verbraucht werden, bloß mit Rücksicht darauf, ob die Form an sich gefällig wirkt. Es kommt nicht darauf an, ob dieser vor- oder zurückgebeugte Körper, ob diese Kopf- oder Armhaltung rein äußerlich innerhalb der Schönheitslinie liegt, sondern darauf, ob diese Linie dem innerlichen Hergang entspricht, ob

sie wahr ist.«⁵² Schließlich diskutierte er die möglichen Aufstellungsorte und gab eine Kalkulation der Kosten, die sich auf insgesamt 14.500 Mark belief.

Das Protokoll der entscheidenden Sitzung des Denkmalausschusses vom 13. Juni 1906 ist überliefert.⁵³ Zunächst fanden Ersatzwahlen statt, weil in der Zwischenzeit einige Mitglieder verstorben waren. Anschließend wurden die Resultate der Sammeltätigkeit mitgeteilt, die sich auf 7619,44 Mark in Neuruppin und 5447,50 Mark in Berlin beliefen, zusammen 13.066,94 Mark. Schließlich, als wichtigster Punkt der Tagesordnung, erfolgte die Beratung des von Max Wiese vorgestellten Modells, das allgemein gefiel. Für die Enthüllung wurde das Frühjahr 1907 in Aussicht genommen. Noch am selben Abend konnten die Berliner in der *Vossischen Zeitung* lesen, daß der Entwurf von Max Wiese einstimmig angenommen war. Er sollte lediglich um das charakteristische Shawltuch ergänzt werden, das Fontane aus Angst vor Erkältungen stets trug. Der Journalist Eugen Zabel, der diesen Hinweis eingebracht hatte, schrieb noch am selben Tag eine Glückwunschkarte an Max Wiese und bat diesen wegen der kleinen Änderung um Rücksprache. Auch der Neuruppiner Bürgermeister beeilte sich, dem Bildhauer die gute Nachricht mitzuteilen. Für den 18. Juni wurde Max Wiese zu konkreten Absprachen einbestellt. Am 21. Juli 1906 wurde der Vertrag über das Denkmal geschlossen.⁵⁴ Die Arbeit konnte beginnen.

Zunächst modellierte der Künstler das Denkmal in Originalgröße in Ton. Um die spätere Wirkung zu erproben und die Festlegungen für die Vorbereitung des Untergrundes zu treffen, führte er am 29. September 1906 am Platz vor dem Königstor eine Probeaufstellung mit einer gemalten Attrappe durch, die auf einem Lattengestell befestigt wurde. Es ging dem Bildhauer unter anderem darum, die Sichtbeziehungen festzustellen und die Höhe zu ermitteln, in der die Skulptur über dem Niveau der Umgebung positioniert werden mußte. Die Idee, das Monument durch einen Sockel von Feldsteinen zu höhen, entstand offenbar erst während dieser Aufstell-Proben. Noch in seinem Brief vom 20. September 1906,⁵⁵ mit dem er dieses Experiment vorbereitete, schrieb Max Wiese nur von einer notwendigen Erdaufschüttung. Die *Vossische Zeitung* gab am 5. Oktober 1906 einen Bericht aus Neuruppin wieder: »Für das *Fontane-Denkmal* haben zur Feststellung des Platzes Aufstellungsproben stattgefunden. Es kommt in den Anlagen am Königstor zu stehen auf einem Unterbau von Findlingen in einem Halbkreis hoher Bäume.«⁵⁶ Hier ist das erste Mal von der Verwendung von Feldsteinen die Rede.

Da ein solcher Posten nicht vorgesehen war, versuchte der Bürgermeister Warzecha, die benötigten Findlinge durch einen öffentlichen Aufruf unentgeltlich zu beschaffen.⁵⁷ Am 7. Februar 1907 erschien folgende Bekanntmachung in der *Neu-Ruppiner Zeitung*:

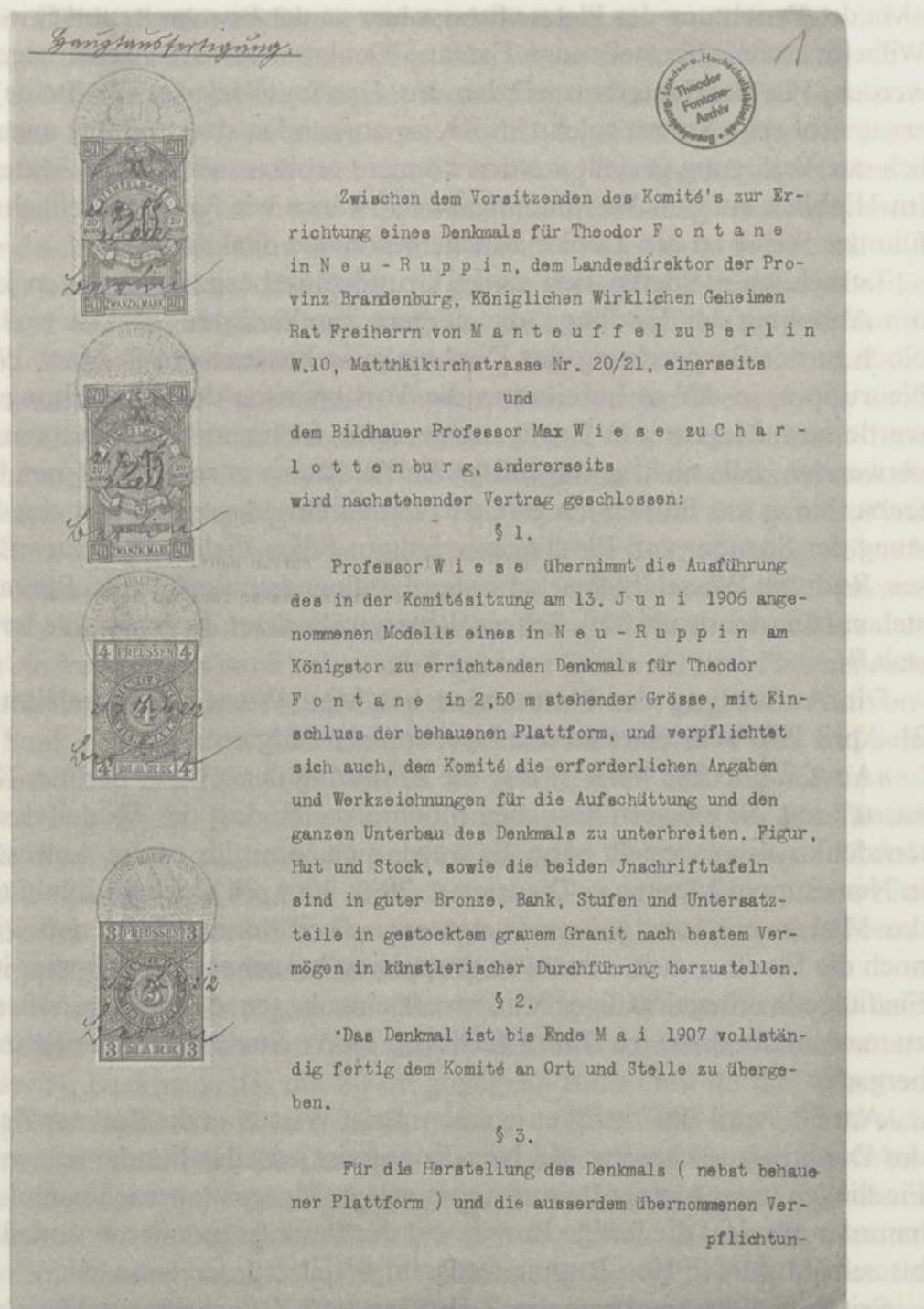


Abb. 4 – Werkvertrag zwischen dem Denkmalausschuß und dem Bildhauer Max Wiese über das Fontane-Denkmal, Hauptausfertigung mit Stempelmarken, unterzeichnet von Otto von Manteuffel, Berlin, 21. Juli 1906 und von Max Wiese, Charlottenburg, 21. Juli 1906, 1. Seite. Theodor-Fontane-Archiv, Denkmalsakte, Bl. 1r, Image-Nr. 23459

»Mit der Errichtung des Platzes für das hier an der Bismarck- und Friedrich-Wilhelmstraße aufzustellenden Fontane-Denkmal soll demnächst begonnen werden. Für den Unterbau würden uns *Findlingsblöcke* (große Steine) sehr erwünscht sein. Sofern solche im Kreise vorhanden sind und uns unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden können, erbitten wir baldige Mitteilung. Im Hinblick auf den Verwendungszweck wären wir für unentgeltliche Anfuhr der Steine an den Denkmalsplatz besonders dankbar.«⁵⁸

Tatsächlich meldeten sich einige Grundstücksbesitzer; sie baten jedoch um Abholung der Findlinge, die sie gern zur Verfügung stellen wollten.⁵⁹ Noch in der Besprechung des Denkmalausschusses vom 9. März 1907 in Neuruppin, in der es bereits um die Vorbereitung der Einweihung ging, wurde vom Magistrat in Erwägung gezogen, Steine aus der Stadtmauer zu verwenden, falls nicht genügend große Feldsteine zusammenkämen.⁶⁰ Offenbar hat es am Ende doch gereicht. In den Unterlagen ist auch eine Auflistung der Spender von Findlingen erhalten: Julius Vielitz, Bechliner Chaussee, Rudolph Wessel, Steinsetzmeister, Ferdinandstraße 4, Wille, Bureauvorsteher, Heinrichstraße 31^{II}, Scherz, Rittergutsbesitzer, Kränzlin, die Irrenanstalt.⁶¹

Die Aufstellung der Natursteine hat Max Wiese selbst geleitet. Am 21. April 1907 schrieb er an den Neuruppiner Bürgermeister:

»Am 27. und 28. April ist hier die Eröffnung der großen Berliner Kunstausstellung, die ich gern besuchen möchte, da ich dort das Modell des Fontanedenkmals ausgestellt habe. Es würde sich somit für meine Anwesenheit in Neu-Ruppin Montag u. Dienstag d. 29 u. 30 April ergeben. Ich bitte nun das Mauerwerk zum oberen Postament soweit herzurichten, daß wir nur noch die Findlingssteine daran zu gruppieren brauchen. Ob es besser ist, die Findlinge in unregelmäßiges Mauerwerk einzulassen, oder dieses außen glatt zu mauern überlasse ich Ihrem Techniker Herrn Stadtbaumeister Schnakenberg.«⁶²

Am 30. April 1907 heißt es in einem Brief Wieses an die Berliner Zentrale des Denkmalausschusses: »In Neu-Ruppin ist jetzt das Fundament mit den Findlingen unter meiner Leitung fertig gelegt. Morgen fahre ich nach Lauchhammer um dort die fertige Bronze mit der Bank zu montieren, sodaß diese bis zum 15. Mai in Neu-Ruppin fertig aufgestellt werden kann.«⁶³

Seit Juni 1906 erschienen in Zeitungen und Zeitschriften zahlreiche Berichte über das entstehende Denkmal. Mehrfach wurde das Modell auch abgebildet, teils als Stich, teils in fotografischer Reproduktion. Offenbar kursierten Bilder von zwei verschiedenen Zuständen des Gips-Entwurfs, einmal weiß belassen, einmal bronziert. Sämtliche aus dieser Zeit stammenden Abbildungen sind leicht daran zu erkennen, daß das berühmte Halstuch

Fontanes fehlt, das der Bildhauer erst modelliert hat, als er das Ton-Modell in Originalgröße schuf, »nach dem Original«, wie er in einem Brief schrieb.⁶⁴ Auch auf der schön gestalteten gedruckten Eintrittskarte zur Festveranstaltung vom 8. Juni 1907 ist dieses erste Modell abgebildet, hier in der bronzierten Version. Selbst noch nach der Einweihung des Denkmals wurden in Zeitungen Abbildungen dieser frühesten Entwurfsfassung wiedergegeben.

Vergleicht man das Entwurfs-Modell mit dem Denkmal selbst, fällt ein weiterer Unterschied auf. Die Bank, die gerade ausreichend bemessen ist, die Figur und den Hut aufzunehmen, ist in der späteren Ausführung gekrümmt, die begrenzenden Seitenflächen sind schräg nach innen gestellt, so daß die beiden außen an den Seitenlehnen angebrachten kleinen Bronzetafeln auch bei frontaler Sicht auf das Denkmal zu sehen sind. Der Sockel nimmt diese Krümmung auf. Das Ensemble erreicht dadurch größere Geschlossenheit. Die sitzende Figur schmiegt sich in das Halbrund und füllt den ganzen Platz aus. Nur noch der Hut findet Raum und der über die Lehne gehängte Shawl. Ganz anders verhält es sich beispielsweise beim Berliner Brecht-Denkmal von Fritz Cremer, auch eine »sitzende Bronze« (1988), die aber Besucher durch ein freies Stück Bank neben der Figur des Geehrten zum Platznehmen herausfordert, wobei jeder leicht feststellen kann: Brecht ist größer. Auf Fontanes Bank sitzt nur einer. Der kleine Freiraum zwischen der Figur und dem Hut wird durch den Zipfel des Mantels ausgefüllt, noch dazu ragen Bein und Stock schräg hinein. Trotzdem gibt es Touristen, die versuchen, sich für ein Foto in diese Lücke zu zwängen. So wie Fonty, der es auf Verlangen Hofhalters im 29. Kapitel von Günther Grass' Roman *Ein weites Feld* tat. Etwas Einladendes hat die Lücke nicht. Entsprechend unbehaglich fühlte sich Fontanes Doppelgänger auf seinem Sitz auf hoher Warte.

Unweit seiner Wohnung in der Charlottenburger Wielandstraße 41 fand Max Wiese ein Atelier im Gartenhaus des befreundeten Ratszimmermeisters H. Backhaus, das mit 80 m² genügend Raum bot für die Arbeit an einer größeren Plastik. Dieser Pavillon, früher eine Musikhalle, befand sich auf einem Grundstück, das dort lag, wo das Lietzenseeufer von der Witzlebenstraße abzweigt.⁶⁵ Mit Wehmut registrierte Ludwig Pietsch in seinem Bericht vom Atelierbesuch die Zerstörungen des Areals, die er in den letzten Jahren mit ansehen mußte: »Diese Werkstatt ist in einem Pavillon an der noch ganz rudimentären Seeuferstraße eingerichtet, die von dem einst mitten in dem großen reizenden Park Witzleben gelegenen, jetzt von teils ganz kahlen, teils von kümmerlichen, armseligen Restchen des letzteren umgebenen Lietzensees zur Witzlebener Straße, einer Nebenstraße der Neuen Kantstraße, führt.«⁶⁶ Heute erinnert hier nichts mehr an jene Zeit, als Max Wiese mit Ton und Gips das Fontane-Denkmal modellierte. Heute gibt es hier

keine Gärten mehr, und der weinumrankte Pavillon ist nicht mehr auffindbar, in dem Max Wiese sein provisorisches Atelier eingerichtet hatte, wo er bei eisiger Kälte sein Denkmal schuf, den Ton feucht hielt, mit Kanonenöfen gegen den Frost schützte, das Gipsmodell goß. Wo dieses Gartenhäuschen einst gestanden hat, lassen sich heute junge Leute auf dem Rasen des tiefliegenden Uferstreifens nieder und genießen das letzte Licht der untergehenden Sonne, die mit ihren Strahlen den westlich gelegenen Park und die angrenzenden Wohnhäuser vergoldet.

Im Jahr 1906 wurde das östliche Lietzenseeufer gerade erst erschlossen. Die Straßen befanden sich noch im Bau und wurden abschnittsweise für den Verkehr freigegeben. Hier richtete der Bildhauer sein Atelier ein. Er ließ 50 Zentner Ton und die nötigen Geräte und Utensilien in den paradiesisch von Gartenanlagen umgebenen Pavillon am Lietzensee bringen. Im August 1906 begann Max Wiese mit der Arbeit. Am 23. November lud er den Denkmalausschuß zur Abnahme des Modells ein. Er schrieb an Otto von Manteuffel: »Das Thonmodell für das Denkmal Theodor Fontane's ist von mir soweit gefördert, daß die Abnahme-Kommission ihre Wünsche äußern könnte, ehe ich das Modell in Gips gießen lasse. Professor Fritsche der Schwiegersohn des Dichters hat mir in diesen Tagen erklärt, daß er die Portraitähnlichkeit des Modells für sehr groß hält. Im übrigen bin ich von der Auffassung des kleinen Modells nicht wesentlich abgewichen, bis auf die Hinzufügung des historischen Halstuches, welches ich nach dem Original modellierte. Da der Gipsguß und dessen Fertigstellung zum Bronzeguß weitere 14 Tage bis 3 Wochen in Anspruch nimmt, möchte ich ganz ergebenst bitten, gütigst zu veranlassen, daß die Kommission mich baldmöglichst besuchen möchte. Mein Atelier ist jetzt durch die völlige Fertigstellung der Witzlebenstr., welche an meinem Atelier, im Pavillon am Lietzensee, vorbeiführt von der Bismarkstraße aus im Wagen zugänglich geworden.«⁶⁷

Am 1. Dezember wiederholte Max Wiese seine Einladung an den Denkmalausschuß mit größerer Dringlichkeit:

»Da nun das Thonmodell in seiner feineren Durchführung ein langes Zudecken mit nassen Tüchern nicht gut verträgt, auch die Jahreszeit soweit vorgeschritten ist, daß jeden Tag starker Frost eintreten kann, so erlaube ich mir ganz ergebenst zu bitten, mich baldigst mit der Kommission zu besuchen, welche ihr Gutachten abgeben kann. Von Mitte nächster Woche an müßte ich mit dem Formen in Gips beginnen. Zugleich berichte ich, daß die Witzlebenerstrasse jetzt auch von der Neuen Kantstr. aus zugänglich geworden ist.«⁶⁸

Besorgt erklärt der Bildhauer den erwarteten Besuchern in einem Brief vom 3. Dezember nochmals die Anfahrt, da er vom Aufseher des Straßenbaus erfahren habe, daß die Witzlebenstraße für den Verkehr noch gesperrt sei:

»Daher bitte ich ganz ergebenst, nunmehr lieber die Neue Kantstrasse hinaufzufahren, bis kurz vor der Brücke, welche über den Lietzensee führt eine neue Straße, Lietzenseeufer rechts abbiegt. Diese Straße ist neu asphaltiert bis zu meinem Atelier völlig fahrbar und dem Verkehr übergeben. Zur Mittagszeit habe ich die Ehre, Sie morgen erwarten zu dürfen.«⁶⁹

Am selben Tag suchte die Kommission den Künstler in seinem Atelier auf und begutachtete das Modell. Die *Vossische Zeitung* berichtete am 5. Dezember:

»Der Bildhauer Professor *Wiese* hat in seinem am Lietzensee gelegenen Atelier das *Tonmodell* des *Theodor Fontane-Denkmal*s vollendet. Die Abnahmekommission unter Führung des Landesdirektors Freiherrn v. Manteuffel und des Landessyndikus, Landesrat Gerhardt nahm gestern nachmittag das Kunstwerk in Augenschein und erklärte ihr volles Einverständnis mit der Ausführung. [...] Nach seiner Fertigstellung wird das Denkmal in der Vaterstadt Fontanes, in *Neuruppin*, und zwar in den Anlagen am Königstor aufgestellt. Vorher beabsichtigt jedoch Professor *Wiese*, das Kunstwerk den vielen Freunden des verstorbenen Dichters durch eine Ausstellung in seinem Atelier in der *Witzlebenstraße* zugänglich zu machen.«⁷⁰

Unmittelbar nach der Abnahme des Ton-Modells formte der Bildhauer das Werk in Gips ab. Weil strenger Frost seine Arbeit bedrohte, schaffte er mehrere Öfen an, mit denen er das Gefrieren des Tons verhinderte und den Gips trocknete. Wenn er morgens in sein Atelier kam, waren die Werkzeuge mit Reif überzogen. Trotz dieser schwierigen Arbeitsbedingungen konnte Max *Wiese* dem Denkmalausschuß am 23. Dezember melden:

»Das Modell des *Theodor Fontane Denkmal*s ist nunmehr in Gips fertig hergestellt, sodaß es mit Beginn des neuen Jahres zum Bronzeguß abgeführt werden kann. [...] Ich beabsichtige, zwischen dem 29. Dezember 1906 bis 6. Januar 1907 das Gipsmodell in meinem Atelier *Witzlebenstr.* auszustellen und werde nicht verfehlen, dementsprechende Einladungen an sämtliche Mitglieder des Komites zu senden.«⁷¹

Der Künstler verschickte schön gestaltete gedruckte Karten,⁷² mit denen er für die Zeit vom 30. Dezember bis 9. Januar zum Atelierbesuch einlud, unter anderem an den Kaiser und den Kronprinzen, die sich aber entschuldigen ließen.⁷³ Die *Vossische Zeitung* teilte am 4. Januar 1907 mit: »Das Gipsmodell zum *Theodor Fontane-Denkmal* ist im Atelier des Professors Max *Wiese* fertiggestellt. Mit Genehmigung des Künstlers ist das Modell bis zum 9. Januar täglich in den Mittagsstunden im Garten, Pavillon Ecke der *Witzleben-* und *Lietzenseestraße* zu besichtigen.«⁷⁴ Max *Wiese* schmückte das Gartenhaus mit Tannenbäumen vom vergangenen Weihnachtsfest. Über 200 Personen folgten seiner Einladung, wie er dem *Neuruppiner* Bürgermeister

Warzecha am 25. Januar 1907 mitteilte.⁷⁵ In seinen später geschriebenen Erinnerungen berichtete der Künstler: »Es war der 9. Januar 1907. Hoher Schnee war gefallen. Ein Rauhreif hatte nicht nur die Bäume des Gartens, sondern auch mein Gartenhaus zu einer einzigen Eisgrotte umgewandelt. Jetzt kam trotzdem Besuch, und ich hatte die Freude, viele anerkennende Worte über meine Arbeit zu hören.«⁷⁶ Zahlreiche Neugierige besuchten in diesen Tagen den Pavillon am Lietzensee. Auch Ludwig Pietsch lobte in seinem Bericht für die *Vossische Zeitung* die Arbeit des Bildhauers:

»Die Statue ist durchweg das bestechteste plastische Bild der Erscheinung des Dargestellten, wie es noch so deutlich in unserer Erinnerung lebt. Und gerade ein solches schlichtwahres Abbild seiner Persönlichkeit ist für ein Denkmal des Dichters das einzig angemessene, dem nach seiner eigenen Versicherung der ›Sinn für Feierlichkeit‹ gänzlich mangelte. Jede Idealisierung der Persönlichkeit, jede statuarische Pose hätte im krassen Widerspruch zu seinem eigensten Wesen gestanden.«⁷⁷

Der Guß erfolgte in der traditionsreichen Metallgießerei in Lauchhammer. Am 30. Dezember 1906 erteilte Wiese dem Lauchhammerwerk den Auftrag, in einem Antwort-Schreiben des Lauchhammerwerks an Max Wiese vom 2. Januar 1907 wurden die Bedingungen rekapituliert, womit der Vertrag geschlossen war.⁷⁸ Unmittelbar nach der Atelier-Ausstellung bereitete der Bildhauer das Modell für den Transport vor. Am 15. Januar 1907 schickte er es nach Lauchhammer. Mit den Steinarbeiten an der Bank und dem Unterbau wurden die Siegelschen Granitwerke in Friedenfels beauftragt.⁷⁹ Auch die Ausführung dieser Arbeiten überwachte der Bildhauer vor Ort. Am 21. April 1907 schrieb er an den Ersten Bürgermeister Warzecha, daß er am Vortag aus dem Fichtelgebirge zurückgekehrt sei, wo er die Granitarbeiten besichtigt habe: »Diese werden nun nach Lauchhammer gesendet, wo ich die Montierung mit der Bronze leiten will.«⁸⁰ Am 5. Mai 1907 informierte er den Denkmalausschuß:

»In den letzten Wochen habe ich mich persönlich in Friedenfels und in Lauchhammer über die Granit- und Bronzeausführung des Fontane-Denkmal überzeugt, daß diese in vorzüglicher Weise fertig gestellt sind. Die Werkstücke sollten am 10. Mai nach Neu-Ruppin überführt und dort aufgestellt werden. Dort habe ich gleichfalls persönlich in mehrtägiger Arbeit die Zusammenstellung des Unterbaues aus Granitfindlingen geleitet. Es wäre also meinerseits alles getan, um die Enthüllung des Denkmals am 25. Mai zu ermöglichen.«⁸¹

Max Wiese hat seine vertragliche Verpflichtung gehalten, bis Ende Mai 1907 das Denkmal vollständig fertig an Ort und Stelle zu übergeben. Schritt für Schritt hat er die notwendigen Arbeiten absolviert und jeweils darüber

Rechenschaft gelegt. Alle wichtigen Momente der Entstehung des Denkmals hat er selbst überwacht. Er fuhr nach Lauchhammer, nach Friedenfels und immer wieder nach Neuruppin. Am Ende konnte er mit seiner Arbeit zufrieden sein.

Der Denkmalausschuß befaßte sich seit der Annahme des von Max Wiese am 13. Juni 1906 vorgestellten Modells fast nur noch mit der Vorbereitung der Enthüllungsfeierlichkeiten. Ein Programm wurde erarbeitet, Gästelisten erstellt, hochrangige Ehrengäste langfristig eingeladen. All dies ging mit der größtmöglichen Umständlichkeit vor sich. Schließlich stand der Enthüllungstermin vor der Tür, und unter großem Termindruck mußten die Vorbereitungen für die Feier abgeschlossen werden. In den Wochen vor der Denkmals-Enthüllung schwoll die Korrespondenz, die der Landessyndikus Gerhardt als Schriftführer des Berliner Denkmalausschusses zu bewältigen hatte, immer stärker an. Die Gästelisten wurden immer länger, Einladungskarten mit Rückantwort wurden gedruckt und verschickt, worauf den Teilnehmern die Eintrittskarten zugestellt wurden, die aufwendig gestaltet waren.

Auch im Büro des Ersten Bürgermeisters von Neuruppin liefen die Vorbereitungen im Frühjahr 1907 auf Hochtouren. Die Korrespondenz zwischen Berlin und Neuruppin wurde immer hektischer. Am 9. März 1907 begab sich der Denkmalausschuß zu einer Besprechung nach Neuruppin.⁸² Am 15. März tagte das Neuruppiner Komitee. Bäume mußten gefällt, die Telegraphenleitung verlegt, die Pflasterung der Fehrbelliner Straße fertiggestellt werden, ein Enthüllungstuch mit Zugvorrichtung war zu beschaffen, es waren Tribünen für die Ehrengäste und für die Damen zu errichten, das Personal im Stadtgarten mußte aufgestockt werden.

Obwohl dem Denkmalausschuß mit Erich Schmidt ein erstrangiger Rhetor zur Verfügung stand, erwies sich die Suche nach einem Festredner als Problem. Bereits im Juni 1906 reagierte der Ordinarius der Berliner Universität reserviert auf die Bitte, auf einer für den Herbst geplanten größeren Festveranstaltung, die nochmals dem Fundraising dienen sollte, die Festrede zu übernehmen. Am 24. Juni 1906 schrieb er an Otto von Manteuffel, er sei als »Gewohnheitsredner« bereits zu bekannt und habe sich auch schon 1898 bei der Totenfeier eingehend über Fontane geäußert. »Eine wirkliche Zugkraft als Redner fällt mir aber nicht ein; es mangelt jetzt in Berlin an führenden Schriftstellern.« Sein Vorschlag ging dahin, den Versuch zu unternehmen, Gerhart Hauptmann zu gewinnen, der »ein Freund u. Liebling«⁸³ Fontanes war. Schmidt bot seine Vermittlung an, die Veranstaltung kam aber nicht zu Stande.

Der Name Hauptmanns wurde nochmals am 10. Mai 1907 von Otto Pniower ins Gespräch gebracht. Vom Denkmalausschuß gebeten, mögliche

Verfasser für einen Prolog zu benennen, verwies er auf Ernst von Wildenbruch, Erich Schmidt, Detlev von Liliencron, Gerhart Hauptmann, Ludwig Fulda und den Berliner Bürgermeister-Dichter Georg Reicke. Wildenbruch, dessen Leistungen als Theaterdichter Fontane meist sehr kritisch beurteilt hatte, lehnte ab. Unumwunden brachte er seine fortwirkende Verletztheit zum Ausdruck: »Der äußerlichen Abhaltungsgründe sind viele – aber ich würde nicht ehrlich sein, wenn ich ihnen den wesentlichen verschweige: Fontane würde sich von vielen, vielleicht von allen lieber ansprechen lassen, als von mir.«⁸⁴ Trotzdem gehörte Wildenbruch zu den Unterzeichnern des Aufrufes für das Neuruppiner Fontane-Denkmal. Ludwig Fulda war verhindert. Korrespondenz mit Hauptmann und Liliencron ist nicht überliefert. Georg Reicke war die letzte Rettung. Er übernahm die Aufgabe mit Freuden. Allerdings hegte er wenig Vertrauen zur rhetorischen Leistung der Ehrenjungfrauen und bat darum, seinen Prolog selbst vortragen zu dürfen, was ihm gewährt wurde.

Am 11. April 1907 richtete die Berliner Zentrale des Denkmalausschusses die Bitte an Erich Schmidt, der sich in Venedig aufhielt, die Festrede bei der Enthüllung des Denkmals zu übernehmen, die am 25. Mai 1907 stattfinden sollte. Schmidt entschuldigt sich damit, daß er als Präsident der Goethe-Gesellschaft an diesem Tag bereits bei einer Festveranstaltung in Weimar engagiert sei und schlug vor, einen anderen Redner zu beauftragen. Otto von Manteuffel verschob daraufhin die Denkmalsweihe, deren Vorbereitung bereits auf Hochtouren lief. Max Wiese, der die Arbeiten koordinieren mußte und von allen Seiten um Auskunft gefragt wurde, bat die Denkmalkommission mehrfach, ihm den Termin für die Enthüllung mitzuteilen. Am 2. Mai erhielt er die Nachricht, daß die Veranstaltung nunmehr auf den 8. Juni verschoben sei. In der Presse erschienen ab 6. Mai entsprechende Hinweise.

Am 23. Mai teilte die Lauchhammer AG dem Ersten Bürgermeister von Neuruppin mit, daß die Bronzeteile und der Granitsockel dem Neuruppiner Spediteur Bergemann übergeben wurden und daß ein Monteur zum Ort der Aufstellung geschickt werde, sobald die unteren Sockelplatten verlegt worden seien.⁸⁵ Am selben Tag schrieb Max Wiese an den Landessyndikus Gerhardt: »Anfang nächster Woche wird das gesamte Denkmal fertig aufgestellt werden. Ich werde in Neu-Ruppin diese Arbeit selbst überwachen.«⁸⁶ Und am 4. Juni 1907 heißt es auf einer Postkarte Wieses an den Berliner Denkmalausschuß: »Das Denkmal ist seit Freitag fertig aufgestellt.«⁸⁷ Am 31. Mai 1907 bezog das Monument also seinen endgültigen Platz, den Blicken allerdings noch durch eine Verhüllung verborgen. Einige neugierige Neuruppiner konnten es aber nicht erwarten, hinter die Plane zu sehen. Mehrfach finden sich in den Zeitungen Notizen über vorzeitige Enthüllungen und Teil-Enthül-

lungen.⁸⁸ Die *Märkische Zeitung* berichtete am 4. Juni 1907: »Eine Enthüllung des Fontanedenkmals vor dem festgesetzten Termin hat diese Nacht stattgefunden. Mitleidige Seelen empfanden es vermutlich als der Gesundheit des Dichters unzutraglich, daß er bei dem kalten Wetter die Füße zu weit aus der Hülle streckte. Sie befolgten deshalb das alte Sprichwort, den Kopf kalt und die Füße warm zu halten, indem sie den Kopf seiner Hülle entkleideten und diese um die Füße wickelten.«⁸⁹ In der *Neu-Ruppiner Zeitung* erschien daraufhin am 6. Juni eine anonyme, nur mit »T« gezeichnete, Reimerei:

Fontane.

O Fontane, großer Wandersmann,
 Der hier in Neu-Ruppin geboren.
 Du zogst die Wanderschuhe an
 Und hast sie auch noch nicht verloren.
 Doch weil es in den Nächten kalt,
 Umhüllte man Dir Deine Füße
 Nach Dr. Huflands Regel alt,
 Daß Du durch Schnupfen es nicht büße [...]»⁹⁰

Bereits einige Tage zuvor war ein anderes poetisches Nacht-Stück in derselben Zeitung erschienen, in dem der Verfasser »Sch.« ein nächtliches Gespräch mit dem Denkmal schildert.

Während Fontane bereits gemütlich auf seinem Findlings-Fundament thronte, brach beim Denkmalausschuß der Notstand aus. Sintflutartig gingen Zuschriften ein, Anmeldungen, Anfragen, Vorschläge und Anträge zum Festprogramm. So sandte Friedrich Fontane noch am 29. Mai 1907 ein von Ernst von Wolzogen geschaffenes längeres Gedicht ein, das im Rahmen der Feierlichkeiten zum Vortrag kommen sollte.⁹¹ Am selben Tag, buchstäblich im letzten Augenblick, richtete sich der Schriftführer des Berliner Denkmalausschusses an die Königlich-Preußische Eisenbahndirektion mit der Bitte, den regulären Zug um einige Wagen der 1. und 2. Klasse zu verlängern, damit ca. 80 zusätzlichen Fahrgästen zu rechnen sei. Nach einem Zwischenbescheid vom 31. Mai über die Weiterleitung an die zuständige Stelle erfolgte am 5. Juni 1907 die Zusage der Königlich-Preußischen Eisenbahndirektion Altona:

»Im Anschluß an den Vorbescheid der Königlich-Preußischen Eisenbahndirektion Berlin vom 31. v. Mts. teilen wir Eurer Exzellenz ergebenst mit, daß wir für die von Berlin abfahrenden Festteilnehmer an der Denkmalsenthüllung für den Dichter Fontane am 8. d. Mts. im Zug 202 (von Berlin L. um 9³⁰ vorm.) 2 vierachsige Wagen I/II Klasse, darunter einen D-Zugwagen einstellen lassen werden. Im Einverständnis mit der Direktion der Paulinenaue-Neurup-

piner Eisenbahn-Gesellschaft werden die beiden Wagen sowohl für Hin- wie für Rückfahrt in den bezeichneten Zügen durchgeführt werden.«⁹²

Diese durchlaufenden Wagen brachten die Berliner Gäste zum Paulinenaauer Bahnhof, von dem es nur ein paar Schritte bis zum Festplatz waren. Die *National-Zeitung* berichtete vom Tag der Denkmalsweihe:

»Ein großer Troß befrackter Herren fand sich heute morgen am Lehrter Bahnhof ein. [...] Zwischen den zahlreichen Zylinderhüten, die sich wundern, zu solcher Jahreszeit und solcher Stunde sich dem schützenden Karton entnommen zu sehen,⁹³ auch einige Damenhüte mit winkenden Blumen und wehenden Schleiern. Ungeheures war geschehen: dem traulichen Bummelzuge waren zwei stattliche Wagen angehängt, die uns »durchgehend«, ohne Umsteigeprozedur in Paulinenaue, an die Ufer des Ruppiner Sees brachten. So etwas ist, glaube ich, noch niemals vorgekommen, und die Umsicht des Komitees fand herzliche Bewunderung. [...] In Neu-Ruppin ist alles auf den Beinen. Neue Fräcke, neue Zylinder harren unser auf dem Bahnhof. Rings grüßen Girlanden und flatternde Fahnen auf hohen Masten. [...] Nach wenigen Schritten ist man auf dem Denkmalsplatz, am Beginn des alten Stadtwalls. Im hellen Sonnenglanz begrüßt uns die Jugend Neu-Ruppins.«⁹⁴

Zu den geladenen Gästen gehörten natürlich auch die Mitglieder der Familie Fontanes, seine beiden Söhne Theodor und Friedrich, seine Tochter Martha Fritsch, seine Schwester Elise Weber, seine Vettern Carl⁹⁵ und August⁹⁶ Fontane sowie deren Angehörige. Während August Fontane, Marinechefingenieur a. D., an der Veranstaltung teilnahm, sagte Carl Fontane, der in Schwersenz (Swarzędz) bei Posen wohnte, ab, da ihm »hohes Alter und unabweisbare Gesundheitsrücksichten« die weite Reise nicht gestatteten.⁹⁷ Martha Fritsch und Friedrich Fontane sagten ihr Kommen ebenfalls ab. Karl Emil Otto Fritsch teilte dem Denkmalausschuß am 20. Mai 1907 in einem Brief aus Waren bedauernd mit, daß der Gesundheitszustand seiner Frau eine Teilnahme an den Enthüllungsfeierlichkeiten nicht erlaube.⁹⁸ Er selbst fühlte sich, wie Martha Fontane in einem vertraulichen Brief an Paul Schlenther gestand, »zu alt und zu angeheirathet«,⁹⁹ um zu diesem Anlaß allein nach Neuruppin zu fahren. Josef Ettliger mutmaßte in seinem Artikel in der *Täglichen Rundschau* vom 10. Juni 1907, daß Friedrich Fontane und seine Schwester Martha Fritsch der Feier ferngeblieben seien, »weil das Komitee diese nächsten Angehörigen nur durch ein gedrucktes Zirkular, wie alle anderen Gäste, eingeladen hatte.«¹⁰⁰ Friedrich Fontane, der angab, selbst verhindert zu sein, bat den Berliner Denkmalausschuß am 24. Mai 1907 um Karten für seine Frau und deren Tochter und fügte erklärend hinzu:

»Da die beiden Damen sich einem meiner Freunde aus der französischen Kolonie anschließen wollen,¹⁰¹ so sehen sie von evtl. Ehrenplätzen für die

Familie des Dichters ab und wünschen nur, als Mitglieder der französischen Kolonie angesehen zu werden. Ich darf doch wohl annehmen, dass die Einladung, die nur an mich persönlich adressiert war /s. Anlage/, sich auch auf meine weiblichen Familienmitglieder bezieht, und werde ich zu dieser Frage hauptsächlich deshalb veranlasst, weil – wie ich höre – auch die Einladung an meinen Bruder nur an seine Person gerichtet worden sein soll.«¹⁰²

Der Landessyndikus Gerhardt stellte daraufhin in einem Brief vom 25. Mai 1907 richtig, daß die Einladungen auch für die zugehörigen Damen bestimmt seien und diese keiner besonderen Ausweise bedürfen, und bat Friedrich Fontane darum, auch seinen Bruder Theodor davon zu unterrichten.¹⁰³ Auch von anderer Seite ist das Denkmalkomitee auf den irritierenden Fehler hingewiesen worden, daß sich der Einladungstext nur an die Herren richtete. Immer wieder sah sich der Denkmalausschuß zu entsprechenden Erklärungen genötigt. In einigen Fällen wurden auch Eintrittskarten speziell für oder von Damen bestellt, die nicht als oder mit Begleitung erschienen, sondern als selbständige Gäste. Schließlich wurde sogar die Presse gebeten, ausdrücklich darauf hinzuweisen, »daß die Beteiligung von Damen durchaus erwünscht ist.«¹⁰⁴

Im Vorfeld der Festveranstaltung erkundigte sich der Denkmalausschuß bei Fontanes ältestem Sohn Theodor, wie der Familienname des Schriftstellers richtig auszusprechen sei und erhielt von diesem am 24. Mai 1907 die Auskunft:

»Die Vorfahren meines Vaters sind als Refugiés in die Mark gekommen. Der zweifellos französische Name ist von meinem Vater niemals deutsch ausgesprochen worden, womit die 3silbige Aussprache aus der Erörterung ausscheidet. Streng genommen müßte bei französischer Aussprache des Namens der Ton auf der letzten Silbe ruhen, wie z. B. bei Fontaine; so weit gehen aber weder wir noch mein seliger Vater, der dem deutschen Sprachgebrauch die Betonung der vorletzten Namenssilbe zugestand. Diese betonte Silbe wird nasal gesprochen, nicht in streng französischer Art sondern in der landläufigen Weise mit leisem Anklange an ein ng.«¹⁰⁵

Der Festredner, dem dieses Schreiben zur Kenntnisnahme übersandt wurde, schickte es dem Landesdirektor mit der Bemerkung zurück: »Das war mir und dem Vorstand wohlbekannt.«¹⁰⁶

Das Fest wurde ein glänzender Erfolg für die Stadt, für den Denkmalausschuß, für den Bildhauer und natürlich auch für den Geehrten. Ganz Neuruppin war auf den Beinen. Die Gewerke und Korporationen marschierten auf mit ihren Fahnen und Ehrenzeichen, die Schüler mit ihren Mützen, Pickelhauben glänzten im Sonnenschein, der an diesem Tag nach einer langen Schlechtwetterperiode endlich durchbrach. Jubelndes Spalier empfing

die Berliner Gäste und geleitete sie vom Bahnhof bis zum Denkmalsplatz. Festlich gekleidete Damen mit blumengeschmückten Hüten und Herren mit Zylindern und Melonen versammelten sich auf dem Platz. Glocken läuteten das Fest ein, die Regimentskapelle der 24er intonierte einen Choral, der Gymnasialchor trug eine von Musiklehrer Krüger aus Stargardt verfaßte Motette vor. Otto von Manteuffel begrüßte die Gäste und sprach seinen Stolz darüber aus, daß der Plan, in Neuruppin ein Denkmal für Fontane zu errichten, so schnell zu einem erfolgreichen Abschluß gekommen sei, während sich andere Denkmal-Komitees auf Dauer etablierten. 25 Jahre habe es beispielsweise gedauert, bis das Berliner Denkmal für Gotthold Ephraim Lessing verwirklicht werden konnte.¹⁰⁷ Georg Reicke sprach seinen Prolog,¹⁰⁸ auf das Stichwort fiel die Hülle. In dem Augenblick schmetterten Fanfaren, Zylinder und Melonen wurden begeistert von den Köpfen gerissen, Tücher geschwenkt, Beifall brandete auf, Bravorufe erschollen. Anschließend trat Erich Schmidt ans Rednerpult, um die Festrede zu halten,¹⁰⁹ in der er Fontane als Mensch wie als Schriftsteller würdigte. Er staunte über das »Wunder abendlicher Triebkraft«, des sich in seinen späten Werken zu höchster Blüte entfaltenden Dichters, über sein »halb lässiges, halb kunstvolles« Plaudertalent, über sein Sensorium für zukunftsweisende Tendenzen in der Kunst, seine ganze eindrucksvolle Erscheinung. Fontane sei ein »lächelnder, nicht lachender Philosoph«, ein Humorist »der nicht richten, sondern begreifen wollte«, den seine »liebenswerte Wahrhaftigkeit« auszeichne. Die Festrede gipfelte in dem Ausspruch »Er war so ganz nur Mensch«, um die Menschlichkeit Fontanes mit einem Zitat aus seinem Vermächtnisroman *Der Stechlin* zu feiern. Anschließend übergab der Landesdirektor Otto von Manteuffel das Denkmal an die Stadt Neuruppin. Der Erste Bürgermeister Max Warzecha brachte den Dank der Kommune zum Ausdruck: »Wir Ruppiner wollen geloben, dieses Denkmal, das stets eine besondere Zierde unserer Stadt sein wird, zu hegen und zu pflegen, damit es für alle Zeiten Zeugnis ablegt dafür, daß der Märker das Andenken seiner besten Söhne nicht vergißt.«¹¹⁰ Der Seminarchor trug den eigens vom Neuruppiner Musikdirektor Otto Seidel komponierten Festgruß »Grüß Gott dich, Heimat« (Text Emil Möbis, Hamburg) vor.¹¹¹ Die Gäste besichtigten das Denkmal, Kränze wurden niedergelegt, unter den Klängen der Musik erfolgte der Vorbeimarsch der abrückenden militärischen Verbände, Innungen und Korporationen.

Zum Festessen im Restaurant »Stadtgarten« hatten sich über 200 Teilnehmer angemeldet. Durch die geschmückte Stadt defilierten die Gäste zu dem am anderen Ende der Friedrich-Wilhelm-Straße gelegenen Lokal, vorbei am Geburtshaus des Dichters. In Howe's Buchhandlung (F. R. Schallehn) war

eine Ausstellung sämtlicher Werke Fontanes und der biographischen Literatur zu besichtigen. Hier konnten Interessenten auch eine Bronzeplakette erwerben, die zum Preis von 30 Mark angeboten wurde. Dabei handelte es sich um ein von Max Wiese geschaffenes Relief des Denkmals vor der Silhouette von Neuruppin, hergestellt im Prägwerk Carl Poellath, Schrobenshausen – das passende Souvenir zum Anlaß.¹¹² Dem Künstler war vertraglich (§ 5 des Werkvertrages vom 21. Juli 1906) das Recht zugesichert worden, das Denkmal in kleinerer Form oder in Abbildung in den Handel zu bringen. Außerdem behielt er die vollen Urheberrechte an dem Modell, auch davon sind in der Folge einige Exemplare veräußert worden, allerdings nicht in der Version des ersten Entwurfs, sondern nach der endgültigen Fassung des Denkmals, mit leichter Krümmung der Bank und mit dem Tuch.¹¹³ Dem Metier Kunstgewerbe blieb Max Wiese zeitlebens verbunden. Vielleicht war er gerade deswegen prädestiniert, ein solches Denkmal zu schaffen.

Beim Festessen im Stadtgarten hob der Reigen der Ansprachen von neuem an. Zunächst ergriff August von Trott zu Solz, seit 1905 Oberpräsident der Provinz Brandenburg,¹¹⁴ das Wort. »Wir sind schließlich keine Chauvinisten«, hob er an, »aber wir wollen uns auch nicht mit einem verschwommenen Weltbürgertum begnügen. Wer die Mark hochhält, der ist unser Mann; den Dichter, der sie verherrlicht, ehren wir. Auf Schritt und Tritt sieht man in der Mark Spuren des Wirkens des Hohenzollernhauses.«¹¹⁵ Über diese etwas holprige Brücke kam er auf direktem Wege zum fälligen Kaisertoast. Otto von Manteuffel hob das Glas auf den Oberpräsidenten. Erich Schmidt ließ die Familienangehörigen des Dichters hochleben. Theodor Fontane dankte im Namen der Familie für die Ehrung seines Vaters und brachte einen Toast auf Max Wiese aus, »der den Verstorbenen nicht gekannt und doch so überraschend ähnlich gebildet hätte, daß die Kinder nicht genötigt seien, vor dem Denkmal gleich dem Ungarn in der Anekdote auszurufen: ›Armer Vater, wie hast du dich verändert!‹«¹¹⁶ Max Wiese dankte der Stadt Neuruppin, deren architektonische Schönheit er in einer kurzen Ansprache pries, zum Erstaunen selbst des Ersten Bürgermeisters Warzecha. Georg Reicke, Bürgermeister in der Hauptstadt, ging sogar noch weiter und erklärte Berlin zum Vorort Neuruppins und empfahl, sämtliche Mitglieder der Berliner Baukommissionen zum Studium hierher zu schicken. Eine wahre Sturzflut von Tischreden ging auf die hungrigen Gäste des Festessens nieder und mündete schließlich in allgemeinem Tumult, wodurch weiteren oratorischen Bemühungen das Wort kurzerhand abgeschnitten wurde. Außer den Reden wurde das Festessen durch Gesangsdarbietungen und eine Ausstellung bereichert. Der extravagante Berliner Konzert- und Oratoriensänger Andreas Nikolaus Harzen-Müller, ein

bekannter Loewe-Interpret, trug die Ballade *Archibald Douglas* vor. In einem Nebenraum des Festlokals zeigte Karl Lücke eine wertvolle Exposition von Leihgaben der Familienangehörigen und eigenen Sammlungsstücken: Autographen, Bücher, Porträts von Fontane und seinen Vorfahren.

Große Beachtung fand die Fontane-Beilage der *Märkischen Zeitung*, die den Gästen während des Festessens gereicht wurde. Sie enthielt eine Biographie von Wilhelm Fahrenhorst, den von Hermann Stadelmann, dem Redakteur der *Märkischen Zeitung*, in den Akten des Neuruppiner Magistrats entdeckten Brief Fontanes vom 28. Mai 1873 über das zu errichtende Kriegerdenkmal,¹¹⁷ schließlich einige kleinere Dichtungen Fontanes. Auf der ersten Seite prangte ein Foto des neu errichteten Denkmals. Zeitungsberichten kann man entnehmen, daß es in den Gesprächen am Rande der Festveranstaltung auch darum ging, daß nunmehr in Berlin ein eigenes Fontane-Denkmal errichtet werden solle. Um das neue Monument könne die Hauptstadt, der es ja nicht gerade an Denkmälern mangelte, das kleine Neuruppin jedenfalls beneiden.¹¹⁸ Und der Neuruppiner Bürgermeister Max Warzecha soll auf die Frage, warum das Denkmal nicht in Berlin errichtet worden sei, der eigentlichen Wirkungsstätte Fontanes, geantwortet haben: »Weil Berlin sich sein eigenes Fontane-Denkmal schaffen könne.«¹¹⁹

Bis in die Abendstunden zog sich das Festessen hin. Belustigt sahen die Gäste, die sich vorsorglich in Neuruppin einlogiert hatten, die anderen, die zurück nach Berlin reisten, zum Zug laufen. Ab 15 Uhr lud der Seegarten zu einem Konzert der Regiments-Kapelle ein, das am Abend in Tanzmusik überging. Um 20 Uhr begann die Fontane-Feier in Ziehers Garten mit einem reichhaltigen Programm von musikalischen Darbietungen und Deklamationen. Unter anderem war der Fest-Gruß noch einmal zu hören, der bereits am Morgen zur Umrahmung der Denkmalsweihe vom Seminarchor gesungen wurde.

Zur Ausschmückung des großen Saales im Neuruppiner Stadtgarten, in dem das Festessen stattfand, war auch eine Fontane-Büste aufgestellt worden. Dabei handelt es sich womöglich um das größere Gipsmodell, das alternativ oder begleitend im ersten Entwurfsstadium entstanden ist. Max Wiese hat diese Büste der Stadt Neuruppin nach der Einweihungsfeier für das von ihm geschaffene Denkmal geschenkt. Er schrieb am 12. April 1907 an den Bürgermeister Warzecha:

»Es waren und werden diese Fontanefesttage für mich unvergeßlich sein, die ich unter Ihnen als einer der Ihrigen erleben durfte. Da drängt sich mir der Gedanke auf, Ihnen noch ein sichtbares Zeichen meiner Dankbarkeit zu stiften. Ich bitte Sie, freundlichst das große Modell der Fontane-Büste anzunehmen und in Ihrem Rathaus ihr einen geeigneten Platz gütigst anweisen zu



*Abb. 5 – Otto Kemnitz,
Enthüllung des Neurup-
piner Fontane-Denkmal
am 8. Juni 1907,
s/w Foto 28,5 x 22,
5 cm. Theodor-Fontane-
Archiv AI 30=1*

*Abb. 2 (Rückseite) –
Aufruf zur Errichtung
eines Denkmals für
Theodor Fontane in
Neuruppin, Einblattdruck,
Dezember 1899.
Theodor-Fontane-Archiv,
Denkmalsakte, Bl. 19,
Image-Nr. 23502*

Der Herbst hatte seinen Einzug gehalten im vorigen Jahr, als mitten in jugendfrischer Schaffenslust den Dichter und Schilderer der Mark, Theodor Fontane, ein sanfter Tod ohne grausame Vorboten hinwegnahm. Seine Lebensgeschichte und der „Stechlin“ waren vollendet, zu einem neuen Bild heimatlicher Vergangenheit wollte der Meister die Feder ansetzen.

Wenn er nun am 30. Dezember nicht als Achtzigjähriger mehr unter uns weilt, so sei uns dieser Gedentag doch der Anlaß, dem langsam, aber stetig, zuletzt mit seltener Fülle zur rechten Geltung emporgeliegenen Schriftsteller, einem der lebenswürdigsten Menschen, zu huldigen und vor anderen Ehrungen, die Alldeutschland ihm noch in der Reichshauptstadt rüsten mag, den Dankeszoll der Mark zu entrichten. Durch regste Forschung, liebevolle Andacht, lebendige Darstellung hat er die schlummernden Reize der Landschaft und Geschichte seiner Mark weiten Volkskreisen erst erschlossen und als Dichter mannigfach die beste Krast aus diesem „märkischen Sand“ gezogen.

Deß zum bleibenden äußeren Zeugniß soll ein Denkmal Fontanes stehen in der märkischen Stadt Neu-Ruppin, wo er vor achtzig Jahren das Licht erblickte, wo seine „Wanderungen“ ihren Anfang nahmen, wohin noch das letzte Dichtwerk, ein volles Geschenk seiner Heimats- und Menschenliebe, zurückführt. Kommende Geschlechter, die den anheimelnden Zauber seines Schaffens spüren, sollen im Hauptort der Grafschaft Ruppin Fontanes edle Züge künstlerisch festgehalten sehn und zugleich erfahren, daß seine Zeitgenossen daheim seinen Werth und ihre Dankeschuld kannten.

An alle Märker, zu denen trotz der Ablösung von der Provinz Brandenburg die Berliner innerlich stets zählen, und an alle Freunde der Mark ergeht daher der Ausruf, beizusteuern zu einem Neu-Ruppiner

Denkmal für Theodor Fontane,

dem die Mark für so unvergängliche Denkmäler verpflichtet ist.

Ueber die Beiträge, welche wir an den unterzeichneten Schatzmeister zu senden bitten, wird durch die Zeitungen quittiert werden.

Der Denkmalausschuß:

Freiherr von Mantuffel,
Landesdirektor der Provinz Brandenburg,
Vorsitzender.

Dr. Erich Schmidt,
Professor an der Friedrich
Wilhelms-Universität,
stellvertretender Vorsitzender.

Gerhardt,
Landesrath
der Prov. Brandenburg,
Schriftführer,
Berlin W.,
Matthäikirchstr. 20/21.

Alexander Meyer Cohn,
Banquier,
Schatzmeister,
Berlin W., Unter den Linden 11.

Gluth,
Geheimer Bau-
rath,
Landesbau-
rath der
Prov. Brandenburg.

von dem Biesebeck,
Landrath,
Neu-Ruppin.

Wartha,
Erster Bürger-
meister,
Neu-Ruppin.

Beisitzer:

Dr. von Bethmann-Hollweg, Oberpräsident, **Véringuier,** Amtsgerichtsrath, **Vittkau,** Pastor, Neu-Ruppin, **D. Dryander,** Oberhofprediger, Generalsuperintendent, **Graf Eulenburg,** Kaiserl. Botschafter — Liebenberg i. M., **Friedel,** Geheimer Regierungsrath, **Graf von Hochberg,** Generalintendant der Königl. Schauspiele, **Haupt,** Stadtrath, Neu-Ruppin, **Holte,** Professor, **Kirschner,** Oberbürgermeister, **Dr. Kropatschek,** Chefredakteur der Kreuzzeitung, **Dr. von Levetzow,** Wirkl. Geheimer Rath, Landesdirektor a. D. — Gossow, **Dr. Lessing,** Geheimer Justizrath, **von der Marwitz,** Landrath — Seelow, **Paelegrimm,** Rechtsanwalt — Neu-Ruppin, **Ludwig Pietzsch,** Professor, **Pactel,** Commerzienrath, **von Quast,** Rittmeister a. D., Radensleben, **Dr. Schmoller,** Professor an der Friedrich Wilhelms-Universität, **Schulze,** Stadtverordneten-Vorsteher — Neu-Ruppin, **P. Wallé,** Professor, **Dr. von Wildenbruch,** Geheimer Legationsrath, **Graf Zietken-Schwerin** — Wustrow i. M., **Eugen Zabel,** Redakteur — Charlottenburg.

wollen. Leider ist die Büste, wie mir mitgeteilt wurde, etwas beschädigt worden. Ich werde aber diesen Schaden bei einem meiner nächsten Besuche in Neu-Ruppin ausbessern und dann auch die Bronzierung erneuern.«¹²⁰

Der Bürgermeister dankte dem Bildhauer für dieses Geschenk. Die Büste wurde im Stadtverordnetensaal auf einem extra angefertigten Sockel aufgestellt. Im Bestand des Museums Neuruppin befindet sich davon eine verkleinerte Kopie.¹²¹

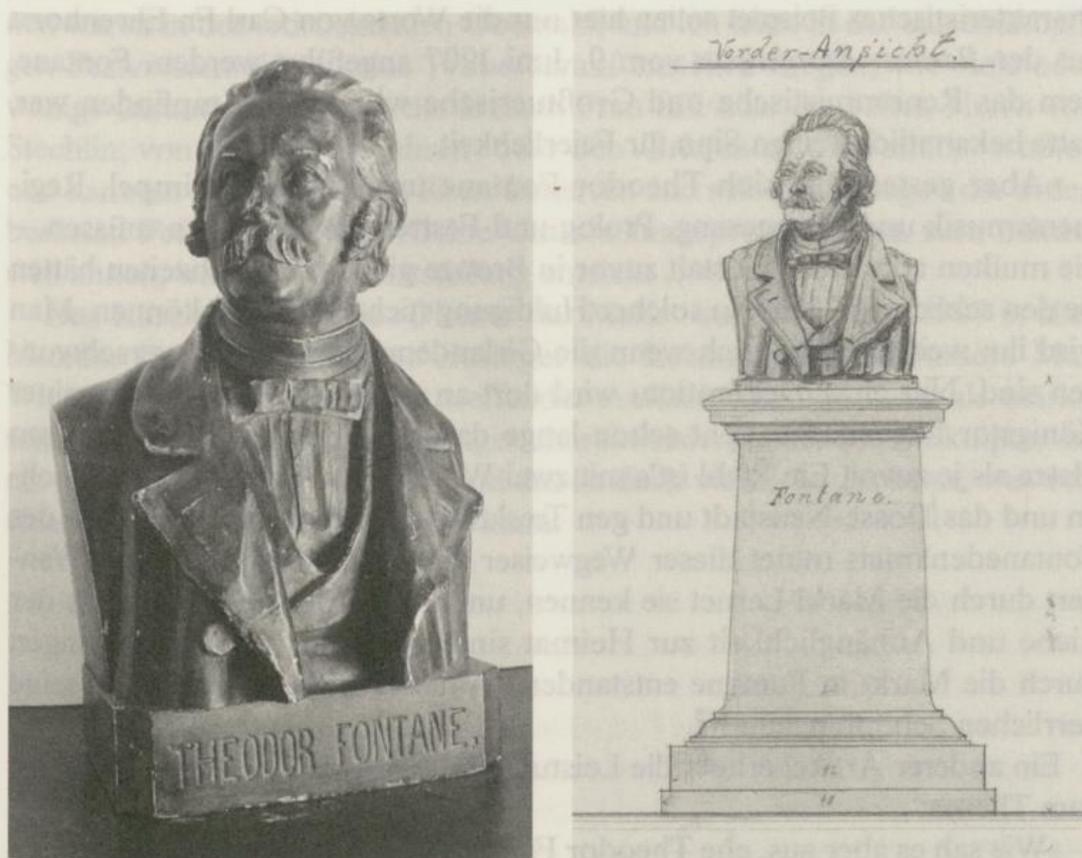


Abb. 6 – Max Wiese: Theodor Fontane, Gips, bronziert. Museum Neuruppin, Inventar-Nr. V-2132-K. Foto: Klaus-Peter Möller

Abb. 7 – Zeichnung des Sockels mit der von Max Wiese geschaffenen Fontane-Büste, Vorderansicht (NR I, Bl. 377)

Die Reduktion Fontanes auf den Heimatschriftsteller, auf den Wanderer, die durch das von Max Wiese geschaffene Denkmal begünstigt wird, war in den Reden des Enthüllungstages und in den Zeitungsberichten über dieses Ereignis allgemeiner Konsens. Von Anfang an werden die Verse aus Fontanes Ballade *Archibald Douglas* über Heimatliebe und Treue immer wieder in Verbin-

dung mit dem Denkmal und mit der Person des in diesem Denkmal geehrten Dichters gebracht. Der Kranz, den der Loewe-Verein zur Enthüllung auf den märkischen Findlingen niederlegte, präsentierte diese Worte auf einer Schleife. Paul Matzdorf nahm sie als Überschrift in seine 1911 geschaffene Fontane-Plakette auf, die motivisch an das Denkmal von Max Wiese anknüpft. Man findet sie auch auf dem im August 1921 ausgegebenen Notgeldschein mit dem Nominalwert 50 Pfennig als das Denkmal begleitende Inschrift. Nur selten gingen die Journalisten über diesen Gedanken hinaus. Als charakteristisches Beispiel sollen hier nur die Worte von Carl Fr. Ehrenhorst aus der *Berliner Morgenpost* vom 9. Juni 1907 angeführt werden. Fontane, dem das Renommistische und Großtuerische wider sein Empfinden war, hatte bekanntlich keinen Sinn für Feierlichkeit.

»Aber gestern hat sich Theodor Fontane unter Flaggenwimpel, Regimentsmusik und Chorgesang, Prolog und Festrede feiern lassen müssen. – Sie mußten aber seine Gestalt zuvor in Bronze gießen; bei Lebzeiten hätten sie den schlichten Mann zu solcher Huldigung nicht festhalten können. Man wird ihn weiter feiern, auch wenn die Girlandenmasten wieder verschwunden sind. Nur eine ›Dekoration‹ wird dort an dem Standbild am Ruppiner Königstor bleiben. Sie steht schon lange da und ist jetzt vortrefflicher am Platze als je zuvor. Ein Pfahl ist's mit zwei Wegweisern. Sie zeigen gen Bechlin und das Dosse-Neustadt und gen Treskow und Fehrbellin. Am Fuße des Fontanedenkmals mutet dieser Wegweiser an wie die Aufforderung: Wandert durch die Mark! Lernet sie kennen, und ihr werdet sie lieben! Aus der Liebe und Anhänglichkeit zur Heimat sind nicht nur die ›Wanderungen durch die Mark‹ in Fontane entstanden. In dieser Liebe wurzeln alle seine herrlichen Schöpfungen.«¹²²

Ein anderer Artikel erhebt die Leistung Fontanes als Entdecker der Mark zum Thema:

»Wie sah es aber aus, ehe Theodor Fontane Plaid und Strohhut und Stock ergriff? Vor den Toren Berlins dehnte sich, so erzählte einer dem andern, eine von unfreundlichen, ungastlichen Wilden bewohnte Wüste, außer Kartoffeln erzeugte sie nur noch Streusand. Wehe dem, der sich in dieser Einöde verlor!« Dabei war dieses verachtete Land durch Geschichte und Sage »zum interessantesten Lande Europas«¹²³ geworden.

Differenzierter beurteilt Josef Ettliger die zeitgenössische Rezeption Fontanes. Eine »gewisse Doppelnatur des Dichters« habe bewirkt, »daß heute märkische Junker und radikale Fortschrittler, Idealisten von gestern und Realisten von heute, Hohenzollernverehrer und Bismarckfeinde dem Alten alle mit derselben Verehrung huldigen, der gleichsam im Äquator zweier Weltanschauungen zu stehen scheint. Man muß sich darüber klar

sein: für die einen ist Fontane noch immer der ›märkische Dichter‹ schlechthin, der Sänger der Zieten-, Schwerin-, Derfflinger-Balladen, der Verfasser der klassischen ›Wanderungen durch die Mark‹, vielleicht auch bestenfalls der Erzähler aus Preußens Vergangenheit ›Vor dem Sturm‹. Für die andern fängt das Werk dieses großen ›stilvollen Realisten‹ erst eigentlich an, wo es für jene aufhört, ohne daß sie deshalb das spezifisch Preußisch-Märkische seines früheren Schaffens unter- oder gar gering schätzen. Die einen wie die anderen waren bei der Denkmalsfeier am Sonnabend vertreten, aber die einen waren in der erdrückenden Überzahl, und ich hätte in der tausendköpfigen Festversammlung keine Probe darauf anstellen mögen, wie viele oder wenige darunter etwas von der kleinen Frau Effi oder dem alten Herrn von Stechlin, von den ›Kinderjahren‹ oder den ›Briefen an die Familie‹ wußten und kannten – selbst bei den Komiteeherrn und selbst bei einigen der orden besäeten Festredner nicht. Kleine Unterhaltungsproben ließen zum mindesten ahnen, was sich der Feststellung entzieht ...«¹²⁴

Das Klischeewort vom »Dichter der Mark« war am 8. Juni 1907 in aller Munde. Dennoch würdigte Ettliger die Leistung des Bildhauers Max Wiese, der den Dichter »mit treffender Auffassung« vor allem als märkischen Wanderer und Spaziergänger charakterisiert habe. Seine Skulptur sei ein richtiger »Volks-Fontane«. Und das ist doch vielleicht das beste, was von einem Kunstwerk gesagt werden kann.

Mein Dank gilt Elisa Riedel und Günter Rieger für wertvolle Hinweise, Jochen Fontane für biographische Auskünfte, besonders zu August und Carl Fontane, ferner bin ich dem Theodor-Fontane-Archiv, dem Brandenburgischen Landeshauptarchiv, der Staatlichen Zeichenakademie Hanau und dem Kreisarchiv des Landkreises Ostprignitz-Ruppin für die Unterstützung, dem Theodor-Fontane-Archiv und dem Kreisarchiv des Landes Ostprignitz-Ruppin für die Publikationserlaubnis der verschiedenen Materialien zu Dank verpflichtet.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Teil 2 unserer Bilderwanderung, *Fontane Blätter* 78 (2004), S. 52–74.
- 2 *Bunte Spreu vom Enthüllungstage*. In: *Märkische Zeitung und Anzeiger für Stadt und Kreis Ruppin mit verbindlicher Veröffentlichungskraft für alle amtlichen Bekanntmachungen*. Jg. 80, 11. Juni 1907, Nr. 134.
- 3 KARL JAHN: *Die Einweihung des Neuruppiner Fontane-Denkmal 1907*. In: *Fontane Blätter* 23 (1976), S. 528–529.
- 4 HANS WERNER DUMRATH: *Der Umzug der Muli und andere Geschichten und Bilder aus dem alten Ruppin*. Berlin und Karwe: Edition Rieger 1996, S. 38.
- 5 Der vorliegende Aufsatz stützt sich vor allem auf die Akte, die vom Vorsitzenden des Denkmalausschusses Otto von Manteuffel und dem Schriftführer Landessyndikus Gerhardt geführt wurde. Diese Akte mit Unterlagen aus den Jahren 1899 bis 1907 befindet sich heute im Theodor-Fontane-Archiv (TFA DA. Da die Foliierung der Akte fehlerhaft ist, wird zusätzlich zur Blatt-Angabe die Image-Nummer vermerkt). Berücksichtigt wurden ferner Unterlagen aus dem Aktenbestand des Landrats Neuruppin (BLHA – Pr. Br. Rep. 6 B Ruppin 1977, Akte über die Errichtung eines Denkmals für Theodor Fontane) sowie Unterlagen aus dem Kreisarchiv Neuruppin (NR I und II – Akten des Magistrats zu Neu-Ruppin, betreffend Fontane's Denkmal, Abt. I, Fach 130 Nr. 6, Band I 1899–1908, Band II 1909–1923). Benutzt wurden die Jahrgänge 1899 bis 1907 der *Märkischen Zeitung* (Neuruppin) und der *Neu-Ruppiner Zeitung*. Außerdem wurden die Bestände der ZA-Sammlung des Theodor-Fontane-Archivs herbeigezogen.
- 6 RUDOLF BELLIN: *Fontanestätten in Neuruppin*. In: *Fontane Blätter* Bd. 2 (1972) H. 7, S. 474–492. – LISA RIEDEL: *Zur Geschichte des Theodor-Fontane-Denkmal in Neuruppin*. In: *Jahrbuch Ostprignitz-Ruppin* 6 (1997). Hrsg. von der KREISVERWALTUNG NEURUPPIN 1996, S. 111–118. Wiederabdruck in: LISA RIEDEL: *Aus Ruppins vergangenen Tagen. Regionalgeschichtliche Beiträge aus vier Jahrzehnten*. Karwe: Edition Rieger 2005, S. 119–129. – HELMUTH BEHRENDT: *100 Jahre Fontane-Denkmal von Max Wiese in Neuruppin*. In: *Kreiskalender Ostprignitz-Ruppin* 2007. Hrsg. von PETER PUSCH und URSULA KERFIN-PUSCH. Neuruppin: Regional-Verlag Ruppin 2006, S. 16–20. – KLAUS-PETER MÖLLER: *100 Jahre Neuruppiner*

- Theodor-Fontane-Denkmal*. In: *Jahrbuch Ostprignitz-Ruppin* 16 (2007). Hrsg. von der KREISVERWALTUNG OSTPRIGNITZ-RUPPIN 2006, S. 17–21. – SABINE DALLMANN: *Max Wiese. Ein »Neuruppiner Kind, zufällig in Danzig geboren*. In: *Historischer Verein der Grafschaft Ruppin*. Mitteilungsblatt Nr. 16, Januar 2006, S. 16–20.
- 7 PAUL HEYSE: *An Theodor Fontane zum 30. Dezember 1889*. In: PAUL HEYSE: *Neue Gedichte und Jugendlieder*. 2. Aufl. Berlin: Hertz 1897, S. 283–289.
- 8 WILHELM BÖLSCHKE: *Theodor Fontane. Aphorismen*. In: *Sozialistische Monatshefte. Internationale Revue des Sozialismus*. Jg. 2 (1898), S. 446.
- 9 Otto Karl Gottlob von Manteuffel wurde am 29. November 1844 in Berlin geboren, studierte Jura, war im Reichstag, dem er seit 1877 angehörte, einer der Führer der deutsch-konservativen Fraktion, wurde 1883 Mitglied des Herrenhauses, dessen Präsidium er von 1908 bis 1911 vorstand, und war 1896 bis 1911 Landesdirektor der Provinz Brandenburg.
- 10 Otto Theodor von Manteuffel, am 3. Februar 1805 in Lübben geboren, wurde 1841 Oberregierungsrat in Königsberg, 1843 Vizepräsident der Regierung in Stettin und 1845 Direktor des Ministeriums des Inneren im Land Preußen. Am 8. November 1848 wurde er Innenminister, 1850 Präsident des Staatsministeriums und Minister für Auswärtige Angelegenheiten. Nach Einsetzung der Regentschaft nahm er 1858 seine Entlassung und zog sich auf sein Gut Krossen zurück, wo er am 26. November 1882 starb.
- 11 NR Bd. I, Bl. 2. Der Text stammte von Erich Schmidt (LISA RIEDEL, wie Anm. 6, S. 111).
- 12 Alexander Meyer-Cohn (1853–1904) war Bankier und namhafter Sammler Kulturförderer, und Wissenschaftler. Seine Goethe-Sammlung wurde 1906 von der Goethe-Gesellschaft angekauft, seine Autographensammlungen 1905/06 bei Stargardt versteigert. Sie war mit einem Gesamtumsatz von 300.000 Mark damals das größte Ereignis auf dem Autographenmarkt (Stargardt, Katalog 682 [2005], S. 18).
- 13 TFA DA, Bl. 19 (Image-Nr. 23502, vgl. Abb. auf der Rückseite der Klapptafel nach S. 48), ein Exemplar mit handschriftlichen Korrekturen von 1906 TFA DA, Bl. 62 (Image-Nr. 23568), ein eigener Druck mit Spendenaufruf des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung von Neuruppin sowie einer Zeichnungs-Erklärung findet sich in NR I, Bl. 64, 66, 73, 74 und öfter.
- 14 Als Beispiel sei hier nur genannt: *Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins*, Jg. 17 (1900), Nr. 1, S. 7.
- 15 NR Bd. I, Bl. 10.
- 16 NR Bd. I, Bl. 43v. Albert Ebell (1816–1914), Neuruppiner Tuchfabrikant, zeitweilig im Besitz von Gentzrode, war ein Jugendfreund Fontanes (vgl. Fontanes Briefe an Ebell vom 20. und 31. Januar 1890).
- 17 NR Bd. I, Bl. 23.

- 18 Ebd., Bl. 15.
- 19 Ebd., Bl. 21.
- 20 Ebd., Bl. 22.
- 21 Ebd., Bl. 13.
- 22 Ebd., Bl. 8, hektographierter Rundbrief. Vgl. das Konzept TFA DA Bl. 17 (Image-Nr. 23495).
- 23 *Märkische Zeitung*, wie Anm. 2, Jg. 73, 26. Januar 1900, Nr. 21.
- 24 Briefkonzept vom 15. Oktober 1900, NR Bd. 1, Bl. 70.
- 25 NR I, Bl. 67v.
- 26 Es handelt sich um das an der Kreuzung Altruppiner Allee 81 / Wittstocker Allee 1 gelegene ehemalige Hotel »Schwarzer Adler«, das zeitweilig auch unter der Bezeichnung »Schloßgarten« oder »Apollogarten« bekannt war, in »Lokalzeitungen der Zeit findet man auch die Bezeichnung Lokal des Dessower Brauerei-Ausschanks« bzw. »Ausschank der Dessower Schloß-Brauerei«.
- 27 NR I, Bl. 71.
- 28 Ebd., Bl. 72. Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 15. September 1900. NR I, Bl. 79.
- 29 Ebd., Bl. 81.
- 30 Ebd., Bl. 89.
- 31 *Märkische Zeitung*, wie Anm. 2, Jg. 78, 2. März 1905, Nr. 52.
- 32 TFA DA Bl. 56 (Image-Nr. 23560).
- 33 Brief v. Ernst Kalkschmidt an den Ersten Bürgermeister Max Warzecha, 30. April 1905, NR I, Bl. 107.
- 34 NR I, Bl. 108.
- 35 TFA DA Bl. 59 (Image-Nr. 23564).
- 36 NR I, Bl. 102.
- 37 Ebd., Bl. 102v.
- 38 In: KARL PAESLER-NEUENDORFF: *Max Wiese, der Ruppiner Heimatkünstler*. In: *Ruppiner Kreiskalender 1930*, S. 62. – Zur Biographie vgl. besonders auch: *Zum 70. Geburtstag unseres Professors Max Wiese. Nach privaten Mitteilungen*. In: *Ruppiner Kreiskalender*, Jg. 8 (1917), S. 42–53.
- 39 LISA RIEDEL: *Zur Geschichte des Schinkel-Denkmal in Neuruppin*. In: *Jahrbuch Ostprignitz-Ruppin 2000*, S. 148–159 Erneut abgedruckt in: LISA RIEDEL: *Aus Ruppins vergangenen Tagen*, wie Anm. 6, S. 32–45.
- 40 MAX WIESE: *Aus meinem Leben*. Hrsg. von GÜNTER RIEGER. Karwe: Edition Rieger 1996, S. 58.
- 41 Ebd., S. 49.
- 42 Ebd., S. 52.
- 43 NR I, Bl. 110.
- 44 Hanau, Nachlaß Wiese.

- 45 NR I, Bl. 114.
- 46 Abschrift des Briefes von Max Wiese an den Ersten Bürgermeister Max Warzecha, 14. Mai 1906, NR I, Bl. 116.
- 47 *Märkische Zeitung*, wie Anm. 2, Jg. 79, 18. Mai 1906, Nr. 115.
- 48 Ebd., 19. Mai 1906, Nr. 116. Ein weiterer Bericht, der in der *Neu-Ruppiner Zeitung* erschien, wurde in der Morgenausgabe der *Vossischen Zeitung* vom 20. Mai 1906 nachgedruckt.
- 49 Ebd., Jg. 79., 22. Mai 1906, Nr. 118.
- 50 Hanau, Nachlaß Wiese.
- 51 WIESE, wie Anm. 40, S. 53.
- 52 TFA DA Bl. 77–78 (Image-Nr. 23591–23598). Das Zitat, von Max Wiese leicht gekürzt wiedergegeben, hier nach der von Wiese benutzten Ausgabe: THEODOR FONTANE: *Causerien über Theater*. Hrsg. von PAUL SCHLENTHER. Berlin: F. Fontane & Co. 1905, S. 345.
- 53 TFA DA, Bl. 73 (Image-Nr. 23584) ff.; vgl. auch NR I, Bl. 120–121.
- 54 Entwürfe und Korrespondenz zu diesem Vertrag sowie die Hauptausführung haben sich in der Denkmalsakte sowie in NR I, Bl. 129–132 erhalten.
- 55 Max Wiese an Max Warzecha, 20. September 1906, NR I, Bl. 135.
- 56 *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. *Vossische Zeitung*, 20. Mai 1905, Morgenausgabe – Vgl. *Märkische Zeitung*, wie Anm. 2, Jg. 79, 30. September 1906, Nr. 229.
- 57 NR I, Bl. 143.
- 58 *Neu-Ruppiner Zeitung. General-Anzeiger für Stadt und Land Ruppin. Rechtsverbindliches Publikationsorgan für die städtischen Behörden*, Jg. 26, Neuruppin, 7. Februar 1907, Nr. 32.
- 59 NR I, vgl. auch die Auflistung Bl. 276.
- 60 Ebd., Bl. 144.
- 61 Ebd., Bl. 276.
- 62 Ebd., Bl. 192.
- 63 TFA DA Bl. 108 (Image-Nr. 23664).
- 64 Max Wiese an den Schriftführer des Denkmalausschusses Landesrat Gerhardt, 23. November 1906. TFA DA Bl. 89 (Image-Nr. 23623).
- 65 Der Name des Sees erinnert an das Dorf Lietzow, das im 18. Jahrhundert eingemeindet wurde. Der schöne Park, von dem nur noch Reste existieren, wurde von Job von Witzleben angelegt, der das Areal 1820 erwarb. Nach seinem Tod wechselten die Besitzer, der Park blieb weitgehend unverändert. Doch im frühen 20. Jahrhundert griff die expandierende Stadt nach dieser Oase. Seit 1904 zerschneidet ein Wall, über den die Neue Kantstraße geführt wurde, den idyllischen See, der seither aus zwei kleinen, später durch eine Unterführung miteinander verbundenen Teilen besteht. Mehrstöckige Mietshäu-

- ser wuchsen bis an das Ostufer heran, nur das Westufer und ein schmaler Streifen im Norden blieben unbebaut.
- 66 L[udwig] P[ietsch]: *In der Werkstatt des Bildhauers Prof. Max Wiese stand in der letzten Woche das gußfertige Gipsmodell ...* In: *Vossische Zeitung*, wie Anm. 56, 11. Januar 1907, Abendausgabe.
- 67 Max Wiese, Brief an Landesrat Gerhardt, 23. November 1906. TFA DA Bl. 89 (Image-Nr. 23623).
- 68 Wiese an Gerhardt, 1. Dezember 1906. TFA DA Bl. 90 (Image-Nr. 23625).
- 69 Wiese an Gerhardt, 3. Dezember 1906. TFA DA Bl. 91 (Image-Nr. 23627).
- 70 *Vossische Zeitung*, wie Anm. 56, 5. Dezember 1906. In der Akte des Denkmalausschusses ist dem Artikel eine Notiz beigelegt, welche die Datierung richtigstellt: »Die Abnahme des Gypsmodells ist am 3. XII. 1906 erfolgt.«
- 71 TFA DA Bl. 92 (Image-Nr. 23629).
- 72 Ein Exemplar NR I, Bl. 141.
- 73 Hanau, Nachlaß Max Wiese.
- 74 *Vossische Zeitung*, wie Anm. 56, 4. Januar 1907.
- 75 NR I, Bl. 142.
- 76 WIESE, wie Anm. 40, S. 55.
- 77 *Vossische Zeitung*, wie Anm. 56, 11. Januar 1907, Nr. 17, Morgenausgabe.
- 78 Hanau, Nachlaß Max Wiese; vgl. auch die Abb. in Wiese, wie Anm. 40, S. 56–57.
- 79 Max Wiese an Max Warzecha, 25. Januar 1907, NR I, Bl. 142.
- 80 NR I, Bl. 192.
- 81 TFA DA Bl. 119 (Image-Nr. 23692).
- 82 NR I, Bl. 158 f.
- 83 TFA DA Bl. 88 (Image-Nr. 23621).
- 84 Ebd., Bl. 114 (Image-Nr. 23674).
- 85 NR I, Bl. 225.
- 86 TFA DA Bl. 148 ff. (Image-Nr. 23755).
- 87 Ebd., Bl. 193v (Image-Nr. 23824).
- 88 *Neu-Ruppiner Zeitung*, wie Anm. 58, Jg. 26, 7. Juni 1907, Nr. 131.
- 89 *Märkische Zeitung*, wie Anm. 2, Jg. 80, 4. Juni 1907, Nr. 129.
- 90 *Neu-Ruppiner Zeitung*, wie Anm. 58, Jg. 26, 6. Juni 1907, Nr. 130.
- 91 Am 10. Juni 1907 schickte der Landessyndikus das Manuskript mit der Bemerkung an Friedrich Fontane zurück, daß die Verse bei der Festtafel »leider nicht mehr zum Vortrag gebracht werden konnten.« (TFA DA Bl. 228, Image-Nr. 23880). Sicher werden aber auch inhaltliche Gründe ausschlaggebend gewesen sein. Das Gedicht *An Theodor Fontane* wäre bei der patriotischen Feier aus dem Rahmen gefallen. Es wurde im *Berliner Tageblatt* vom 10. Juni 1907 abgedruckt. In DA hat sich eine Abschrift mit einigen Korrekturen erhalten.

- 92 TFA DA Bl. 215 (Image-Nr. 23857).
- 93 »Evening-Dress« am Morgen!
- 94 *National-Zeitung*, 9. Juni 1907.
- 95 Carl Wilhelm Theodor Fontane, geboren am 5. Juli 1835 in Glogau, gestorben am 21. März 1919 in Posen. Er war der Sohn (6. Kind von 9) von Charles Fontane, des älteren Bruders von Theodor Fontanes Vater, arbeitete als Chefredakteur der *Posener Zeitung*, wurde Stadtrat in Posen, veröffentlichte die Novelle *Schicksalswege*. Berlin: Goldschmidt 1882.
- 96 August Otto Wilhelm Fontane, Sohn von Charles Fontane, geboren am 13. September 1843 in Glogau, gestorben am 12. Oktober 1913 in Wandsbek bei Hamburg. Er war Kaiserlicher Marinechefingenieur im Range eines Kapitäns zur See in Wilhelmshaven, wo ihn Fontane gelegentlich besuchte, wenn er auf eine der Nordseeinseln reiste.
- 97 Brief vom 21. Mai 1907 an den Denkmalausschuß Berlin, TFA DA Bl. 278 (Image-Nr. 23802).
- 98 TFA DA Bl. 179 (Image-Nr. 23804). Vgl. REGINA DIETERLE: *Die Tochter. Das Leben der Martha Fontane*. München: Hanser 2006, S. 337 ff.
- 99 Martha Fontane an Paul Schlenther, Postkarte vom 1.06.1907, TFA C 175.
- 100 JOSEF ETTLINGER: *Die Fontane-Feier*. In: *Tägliche Rundschau*. Berlin. 10. Juni 1907, Unterhaltungs-Beilage.
- 101 Womöglich ist dies eine Spitze gegen das Konsistorium der französischen Gemeinde, das die zweite Eheschließung von Friedrich Fontane lange verweigerte. Nach der Scheidung seiner ersten Ehe mit Frieda Lehmann und nach der Lösung der unehelichen Beziehung mit Agnes Hett hatte sich Friedrich Fontane 1902 mit Dina Toerpisch verheiratet, deren Tochter Grete Koepper am 14.12.1890 in Hoboken geboren war (vgl. dazu den Briefwechsel Friedrich Fontanes mit Peter Lorenz, TFA B 646 bis B 651, *Fontane Blätter* 68 [1999], S. 224, 226 f.). Aber es gab auch Streit zwischen Friedrich Fontane und seinem Bruder wegen des Ehelichkeits-Verfahrens um die Kinder von Agnes Hett und zwischen den drei Geschwistern um den Nachlaß und verschiedene Editionsprojekte.
- 102 TFA DA Bl. 146 (Image-Nr. 23749).
- 103 Briefkonzept, TFA DA Bl. 146v (Image-Nr. 23750).
- 104 *Vossische Zeitung*, wie Anm. 56, 5. Juni 1907, Morgenausgabe.
- 105 TFA DA Bl. 159v (Image-Nr. 23771).
- 106 Ebd., Bl. 159v (Image-Nr. 23772).
- 107 *Märkische Zeitung*, wie Anm. 2, Jg. 80, 11. Juni 1907, Nr. 134. In derselben Nummer findet sich eine Notiz, in der die Gründe dafür näher erläutert werden: »Das Geld für das Standbild war in 14 Tagen gesammelt, das Denkmal fertiggestellt und der Platz im Tiergarten, wohin das Komitee den großen

- Dichter haben wollte, wurde vom alten Kaiser Wilhelm nicht bewilligt, weil der Dichter weder Offizier noch Staatsbeamter gewesen war. Es existierte damals nur das Standbild von Goethe, Staatsminister und Exzellenz.«
- 108 U. a. abgedruckt in: *Neu-Ruppiner Zeitung*, wie Anm. 58, Jg. 26, 9. Juni 1907, Nr. 133; – *Vossische Zeitung* Nr. 265, 9.6.1907; – *Märkische Zeitung* Jg. 80, 11. Juni 1907, Nr. 134. Georg Reicke (1863–1923), von 1903 bis 1919 Zweiter Bürgermeister von Berlin, verfaßte nebenher Romane, Erzählungen und Theaterstücke. Die Zustimmung zu den von ihm zur Enthüllung des Denkmals vorgetragenen Versen war nicht ganz ungeteilt. Hans R. Fischer nannte sie ein »unangenehmes, poesieloses Gereimel« (*Fontane und sein Denkmal*. In: *Die Gegenwart*, Berlin 29.6.1907) und rief den Bürgermeister auf, sich lieber den kommunalen und sozial-politischen Fragen zuzuwenden und die drängenden Zukunftsfragen Berlins anzupacken und zu lösen. (Zu Reicke vgl. auch *Berliner Illustrirte Zeitung* Nr. 82 [1905], S. 527 f.)
- 109 ERICH SCHMIDT: *Theodor Fontane. Rede, gehalten bei der Enthüllung des Wieseschen Denkmals in Neuruppin am 8. Juni 1907*. In: *Deutsche Rundschau*, Bd. 132, Heft 11, Berlin, August 1907, S. 189–192. – Erneut abgedruckt mit einem Aufsatz *In memoriam Erich Schmidt*. In: *Theodor Fontane, geb. 30.12.1819 in Neuruppin gest. 20.9.1898 in Berlin*. Weihnachtsgruß 1970 der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V., gegr. 1884. Hrsg. von HANS EGIDI. München: Eigenverlag 1970.
- 110 *Märkische Zeitung*, wie Anm. 2, Jg. 80, 11. Juni 1907, Nr. 134.
- 111 Vgl. RICHARD STÄDICKE: *Die Einweihung des Fontanedenkmals in Neuruppin 1907. Erlebnisbericht*. In: *Fontane Blätter* 5 (1967), S. 216–218.
- 112 Die Plakette wurde in zwei verschiedenen Größen angeboten, im Format 30 x 21 cm (Bronze, patiniert, Museum Neuruppin, Inv.-Nr. V-3950-K) und im Format 6,4 x 4,3 cm (Diagonale 70 mm, Bronze patiniert oder versilbert, Museum Neuruppin, Inv.-Nr. V-1186-K). Im Format der größeren Plakette überliefert ist auch eine Plakette in getöntem Gips desselben Motivs mit geringfügigen Abweichungen, insbesondere in der Beschriftung (Museum Neuruppin, Inv.-Nr. V-918-K). Die Firma Poellath offerierte dem Ersten Bürgermeister von Neuruppin die kleinere Plakette in einem Schreiben vom 30. März 1909 (NR II, Bl. 11). Ein Flyer der Firma für beide Plaketten ist im Theodor-Fontane-Archiv überliefert. Karl Lücke notierte auf der Rückseite dieses Blattes: »Am Sonntag 7/3.1909 beim Besuche des Bildhauers Professor Max Wiese von demselben erhalten. | B[erlin]. 7/3.09. Lücke. | Die große Plakette, welche bisher 30 M. kostete, ist jetzt vergriffen und nur noch zum Preise von 40 M. zu haben.« Beworben wurde die Plakette auch durch eine Anzeige in den *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins*, Jg. 26 (1909), Nr. 4, S. 93.
- 113 Theodor-Fontane-Archiv. Museum Neuruppin, Inv.-Nr. V-2131-K.

- 114 Über die für den Bildhauer unliebsame erneute Begegnung mit seinem ehemaligen Vorgesetzten vgl. Wiese, wie Anm. 40, S. 58.
- 115 *Märkische Zeitung*, wie Anm. 2, Jg. 80, 11. Juni 1907, Nr. 134.
- 116 A. NG.: *Die Fontanefeier in Neuruppin*. In: *Berliner Lokal-Anzeiger*, Jg. 25, 9. Juni 1907.
- 117 Vgl. *Fontane Blätter* 76 (2003), S. 30–32 und *Jahrbuch Ostprignitz-Ruppin* 16 (2007), S. 26–28.
- 118 CARL FR. EHRENHORST: *Am Denkmal Theodor Fontanes. Neuruppiner Bilderbogen*. In: *Berliner Morgenpost*, 9. Juni 1907.
- 119 Wie Anm. 116.
- 120 NR I, Bl. 375.
- 121 Inv.-Nr. V-2132-K. Ein weiterer Gipsabguß als Leihgabe im Heimatmuseum Wusterhausen / Dosse (Inv.-Nr. V-2132-K 3). Die Büste läßt sich mit Hilfe der Zeichnungen, die im Zusammenhang mit dem Auftrag für einen Sockel angefertigt wurden, identifizieren (NR I).
- 122 Wie Anm. 118.
- 123 MAX KEMPF: *Der Wanderer in der Mark. Zur Enthüllung des Fontane-Denkmal in Neu-Ruppin*. In: *Der Tag*, Berlin, 9. Juni 1907.
- 124 *Tägliche Rundschau*, Unterhaltungs-Beilage, 10. Juni 1907.

Literaturgeschichtliches Interpretation Kontexte

Verlorene Schönheit – gewonnene Identität. Zur Wanderung und Wandlung einer Beispiel- erzählung von Sidney und Cervantes bis zu Wieland und Fontane

HANS PETER NEUREUTER

I.

In seinem Roman *Schach von Wuthenow* erzählt Fontane eine Geschichte, die er selber wiederholt als beispielhaft hinstellt, als ein Exempel jener »falschen Ehre«, die das katastrophale Ende des friderizianischen Preußen im Jahre 1806 verschuldet habe. Der Roman schildere, wie ein Brief aus dem Erscheinungsjahr 1882 resümiert, »den *schönsten* Offizier der damaligen Berliner Garnison, der in einem Anfall von Übermut und Laune, die liebenswürdigste aber *häßlichste* junge Dame der damaligen Hofgesellschaft becourt« – und das heißt hier zugleich: schwängert. »Nun soll er sie heiraten. Er schwankt, endlich will er's, weil er's wollen *muß*: die Mutter verlangt es, sein eigenes Rechtsgefühl verlangt es, der *König* verlangt es. Das Letztere gibt den Ausschlag, er muß nun *unbedingt*.« – »Die Kameradschaft vom Regiment Gensdarmes aber lacht und zeichnet Karrikaturen, und *weil er dieses Lachen nicht ertragen kann*, erschießt er sich unmittelbar nach dem Hochzeitsmahl, an dem er in heitrer Ruhe teilgenommen. Alles ein Produkt der Zeit, ihrer Anschauungen, Eitelkeiten und Vorurteile. Übrigens alles Tatsache.«¹

Als ›Zeitbild‹ also soll man den Roman lesen, als solches kommentiert er sich ausgiebig selbst, und als solches wird er auch völlig zu Recht interpretiert. Zweifellos markiert er Fontanes Wendung zum zeitkritischen Roman. Zu dem realistischen Vorsatz, zu zeigen, »daß der Hergang aus speziell *dieser* Zeit erwuchs«,² paßt schließlich sehr gut, daß Fontane auch hier, wie so oft, eine faktische Begebenheit zugrundegelegt hat, den Selbstmord eines gewissen Majors von Schack (1763–1815) nach seiner Verlobung mit einem Fräulein von Crayen im Jahre 1815. Solchen Hinweisen der Briefe ist die Forschung gewissenhaft nachgegangen und hat das historische Material so reichlich dokumentiert, daß die Neugier positivistischer Quellensucher mehr als gesättigt scheint.³ Selbstaussagen des Autors, Entstehungsgeschichte und literaturwissenschaftliche Interpretation ergeben einen au-

genscheinlich schlüssigen und lückenlosen Zusammenhang.

Dennoch läßt sich die Geschichte, wie der Roman sie tatsächlich erzählt, auch anders lesen als nur vor dem Zeithintergrund von 1806 oder der zeitgenössischen Adressaten von 1882: nämlich als Umformung und Umwertung, als Entheroisierung einer sehr alten und traditionsreichen Novellenfabel. Ob und woher Fontane sie kannte, sei zur Diskussion gestellt. Ich will jedoch versuchen zu zeigen, daß sich vor dem Hintergrund dieser alten Exempelgeschichte auch die historische Tiefe von Fontanes Zeitkritik neu erschließt.

II.

Die früheste und schon allerwichtigste Version dieser Geschichte von der verlorenen Schönheit – und höchstwahrscheinlich ihren Ursprung – fand ich in Philip Sidneys *New Arcadia* von 1590.⁴ Es ist die von der Sidney-Forschung erstaunlich vernachlässigte Argalus- und Parthenia-Episode.⁵ Zwar gehören weder Argalus noch Parthenia zu den Hauptfiguren der Handlung, aber das ist ihrer Bedeutung für das philosophische Wertsystem des Buches eher günstig. Denn diese Hauptfiguren sind tief in die Wirrnisse der aus den Fugen geratenen arkadischen Welt verstrickt. Zwei Ursachen des Übels werden genannt: Erstens hat Aphrodite Urania das Land Arkadien verlassen;⁶ zweitens hat König Basilius von Arkadien aus abergläubischer Furcht vor einem Orakelspruch die Herrschaft niedergelegt und sich und seine Familie im Wald versteckt. In diesen anarchischen Verhältnissen befällt der irdische Eros die Menschen wie eine Seuche, und die ritterlichen Tugenden der beiden Haupthelden, der Prinzen Pyrocles und Musidorus, führen zu keiner Lösung, sondern nur immer tiefer hinein in immer unwürdigere schiefe Situationen – in der Tat »very close to burlesque«⁷. Der eine verkleidet sich als Knecht, um seiner geliebten Dame nahe zu kommen, der andere gar als Frau, worauf ihm nicht nur der Vater seiner Geliebten nachstellt, sondern auch, nachdem sie die Verkleidung durchschaut hat, die Mutter. Die Tochter aber wird von einem anderen, ungeliebten Liebhaber entführt, der seinerseits von einer Frau geliebt wird, die er haßt, weil er ihretwegen seinen besten Freund, seinen teuren Ziehbruder Philoxenos, der sich in sie hoffnungslos verliebt hatte, im Duell töten mußte. Derart sind alle Beziehungen verwirrt, alle Ordnungen zerstört, und Liebe zur Schönheit scheint nur Katastrophen auszulösen.

Umso leuchtender hebt sich von diesen Verkehrtheiten das Paar Argalus und Parthenia ab. Schon ihre Charakteristik zeigt besondere Züge. Zwar werden auch sie allen höfischen Normen vollkommen gerecht. Argalus ist unbestritten der tapferste und berühmteste Ritter seiner Zeit, niemand hat

mehr Heldentaten verrichtet als er, und nur drei andere kommen überhaupt in Betracht, es ihm darin gleichzutun. Er ist aber nicht nur »valiant«, sondern auch »excellently learned«, vereinigt also beide Momente des Helden- und Herrscherlobs in sich, *sapientia et fortitudo*, Wissenschaft und Waffen. Ebenso exzelliert Parthenia in Schönheit, Tugend und Verstand. Aber das Besondere in der Charakteristik beider ist doch der Akzent auf der Innerlichkeit ihrer Tugenden. Von Parthenias Schönheit heißt es – in der deutschen Übersetzung von 1643 – sie sei nur das »Bildnuß der noch viel schöneren Seelen«, oder aufschlußreicher im englischen Original »the fair ambassador of a most fair mind«. ⁸ Die äußere Schönheit ist Bote der inneren und weist auf sie zurück. In gleicher Weise heißt es von Parthenias Verstand, daß er sich lieber in Selbsterkenntnis nach innen wende, als sich nach außen hin zu zeigen: »a wit, which delighted more to judge itself than to show itself«. ⁹ Und dieselbe Tendenz ist auch in der Charakteristik des Argalus zu beobachten. Nicht so sehr die (aristotelische) Tugend der *magnanimitas* zeichnet ihn aus, als vielmehr stille Reflexivität und eine zur *magnanimitas* gar nicht passende Melancholie, auf die schon sein Name deutet. ¹⁰ Die glänzende Ritterrolle, die er spielt, ist gar nicht sein Eigentliches. Wenn später, im 12. Kapitel des 3. Buchs, sein Lehnsherr Basilius ihn zum Kampf rufen läßt, in dem er fallen wird, folgt er zwar ohne Verzug, aber diese »tyranny of honor« ist ihm doch nur lästig. Die schöne Eheszene, aus der ihn seine Ritterpflicht wegrißt, läßt auch dem Leser den ganzen Feldzug draußen unerheblich und überflüssig erscheinen.

Die Liebe zwischen Argalus und Parthenia entwickelt sich gleichsam logisch aufgrund der Gleichheit der Sitten und des Gemüts. Die Sprache der Erzählung ist von platonischer Terminologie so durchsetzt, daß man das Wachsen von Parthenias Neigung stets zugleich als Erkenntnisprozeß verstehen muß. Durch Argalus lernt sie allererst, was Liebe überhaupt sei, dringt so von der Erfahrung des Phänomens vor zum Bewußtsein des Begriffs, zur Teilhabe an der Idee. Und weil sie dadurch auch zu urteilen und zu unterscheiden lernt, weist sie den von der Mutter für sie vorgesehenen und bisher fraglos akzeptierten Bräutigam jetzt ab. Dieser Demagoras ist die Inkarnation der Welt des Scheins, stolz auf seinen Reichtum und seine Macht, liebt niemanden als sich selbst und begehrt die schöne Parthenia nur als weiteren Luxus zu seinem Vergnügen. Darum rächt er sich für die Zurückweisung auch durch die Vernichtung dessen, was für ihn allein erkennbar ist, Parthenias äußerer Schönheit: mit einem Gift verätzt er ihr Gesicht, so daß, wie es heißt, nicht einmal die Lepra es häßlicher entstellen könnte.

Die Häßlichkeit der geliebten Parthenia wird nun zur Prüfung des Helden Argalus. Liebe, tugendhafte Beständigkeit und der unversehrte innere Wert

Parthenias bestimmen seine Haltung. Die philosophische Begründung seiner *constantia* liefert er in einem breit inszenierten Streitgespräch mit Parthenia, dessen kunstvolle Rhetorik der Erzähler nicht ohne Ironie hervorhebt: Parthenias einstige Schönheit sei ja nur der »marshall« gewesen, der die Liebe in sein Herz eingeführt habe. Jetzt sei sie so fest darin verankert, daß sie keinen »outward harbinger« mehr nötig habe.

Parthenia aber steht Argalus an »virtuous constancy« nicht nach. Eben weil sie ihn liebt, will sie ihm keinesfalls eine so häßliche Frau an die Seite stellen, wie sie es nun ist. Um seinetwillen legt sie Wert auf ihre Schönheit und erweist sich als unzugänglich für all seine Weisheit und Rhetorik. Sie flieht zuletzt und bleibt verschollen.

Es ist deutlich, daß auch der Erzähler im bloßen Verzicht auf leibliche Schönheit noch nicht die Lösung sehen will. Tatsächlich löst *er* das Problem durch Wiederherstellung der Schönheit, allerdings nicht, ohne den Helden einer zweiten Prüfung zu unterziehen. Es ist geradezu ein logisches Experiment, das er mit ihm anstellt, eine spiegelsymmetrische Umkehrung der ersten Prüfung. War nämlich Argalus bisher standhaft willens, Parthenia auch ohne ihre Schönheit (die er nicht haben konnte) zu heiraten, so fragt sich ja, ob er ebenso standhaft dieselbe Schönheit (wenn er sie haben kann) ohne das innere Selbst Parthenias zurückweisen würde. Folgendermaßen wird das zur Fabel: Nach einiger Zeit tritt eine Dame auf, die von allen (einschließlich Argalus) auf den ersten Blick für Parthenia gehalten wird. Die Dame berichtet jedoch, Parthenia sei gestorben und habe ihr, die ja ganz und gar Parthenias vormalige Schönheit besitze, kurz vor ihrem Tod ans Herz gelegt, sich dem geliebten Argalus als Ersatz für die verlorene Parthenia anzubieten. Argalus hat damit, wie er selber eingesteht, »the same beauty« vor Augen und dazu das Vermächtnis der toten Parthenia, diese andere Frau an ihrer Stelle anzunehmen. Er besinnt sich jedoch keinen Augenblick. Hätte er nur Parthenias Schönheit geliebt, antwortet er, so würde er jetzt auch die Ersatzdame lieben. »But it was Parthenias self I loved, and love, which no likeness can make one, no commandment dissolve, no foulness defile, nor no death finish.«¹¹

Der Held hat damit seine letzte Prüfung bestanden. Wie der Leser längst ahnte, ist die fremde Dame niemand anders als Parthenia selbst, die durch ärztliche Kunst inzwischen geheilt worden ist. So wichtig und unentbehrlich aber der heroische Verzicht des Mannes auf die äußere Schönheit war, so wichtig ist ihre Wiederherstellung für das Selbstverständnis der Frau – und für die innerweltliche Lösung des Problems. Es war von vornherein nicht das Identitätsproblem eines isolierten Ich, sondern Selbstvergewisserung des einen am andern Ich unter der Voraussetzung, daß beide als Glieder ihrer

Gesellschaft in deren Öffentlichkeit leben, trotz aller Innerlichkeit.¹² Die Harmonie von innen und außen wird dabei garantiert durch die Einheit des Wahren und Schönen, durch die Erkenntnis als Fundament aller Liebe zwischen Individuen. Was daher die Hirten am Anfang des Buches über die Schönheit der Urania sagen, sie sei das Höchste, was diese Erde hervorbringen könne und kein Sterblicher könne die Sonne direkt anschauen,¹³ das gilt sinngemäß auch für Parthenia: ihre Schönheit ist die irdische Existenz ihrer Tugend, ist das, was irdische Augen von ihrem wahren Selbst sehen können. Die Abwesenheit der Aphrodite Urania, die erste Ursache für die Anarchie in Arkadien, ist zwischen Argalus und Parthenia aufgehoben. Ihre Ehe wäre der erste Keim einer guten Gesellschaft. Bis zu seinem gemeinsamen Tod im dritten Buch verwirklicht dieses Musterpaar als einziges jene Glückseligkeit, nach der alle anderen vergeblich streben.

Herausfordernd für das neuere Denken über Identität und Subjektivität ist natürlich, wie rigoros Sidney darauf verzichtet, uns die seltsame Szene von Argalus' zweiter Prüfung psychologisch plausibel zu machen. Kein späterer Bearbeiter der Fabel hat seinen Lesern diese Szene wieder zugemutet. Wer etwa Kleists *Amphitryon* im Sinn hat und Alkmenes bekannte Bestimmung ihrer Identitätsgewißheit als »innerstes Gefühl«, mit dem sie untrüglich und ohne Hilfe äußerer Merkmale ihren Amphitryon aus allen anderen Menschen herauerkennen will,¹⁴ der muß staunen über einen Liebhaber wie Argalus, der so entschieden das wahre Selbst einer Frau liebt und sich doch einreden läßt, die vor ihm Stehende sei es nicht. Zweifellos haben wir die Individualität hier erst als Begriff.

Es wäre aber falsch, diese ungefühlte Identität des anderen mit dem antiken persona- oder dem modernen Rollenbegriff fassen zu wollen. Das gelingt nicht einmal bei Shakespeares Verwechslungskomödien, deren Komik die unverwechselbare Individualität eben da voraussetzt, wo sie aufgehoben scheint. Der Versuch einer Selbstvergewisserung seiner Figuren dringt über den Namen und die Rolle vor bis zum baren Ich – auch wenn diese Selbstvergewisserung die absurden Situationen nicht bewältigen kann: »Dromio: Do you know me, sir? am I Dromio? am I your man? am I myself? – Antipholus: Thou art Dromio, thou art my man, thou art thyself.«¹⁵ Noch weniger ist in Sidneys *Arcadia* die Person als Funktion oder als irgendetwas von außen Bestimmtes zu denken. Argalus will auf Leben und Tod nur diese eine Parthenia »selbst«. Daß das principium individuationis so abstrakt bestimmt ist, weist es nur – wie überall in der *Arcadia* – als die gesuchte Größe aus. So synkretistisch Sidneys Tugendideale anmuten mögen, so viele konventionelle Werte er darein zu integrieren versucht, der gemeinsame Fluchtpunkt aller Werte ist doch die eingangs formulierte Grundregel, »not to abandon ones

self«.¹⁶ Auch König Basilius, dessen Orakelfurcht die andere Ursache der Anarchie in Arkadien ist, wird ermahnt, den Leitstern in der eigenen Brust zu suchen: Die himmlischen Mächte, so heißt es, »have left us in ourselves sufficient guides«, nämlich »wisdom and virtue«. ¹⁷ Der antike Schauplatz dient also dazu, das neuzeitliche Thema kat' exochen zu stellen, die Konstitution des autonomen Subjekts.

III.

Es dürfte schwerfallen, eine zweite Geschichte zu finden, in der das Identitätsthema so konzentriert und schulmäßig klar vorgeführt wird. Den hohen Beispielwert der Geschichte beweist denn auch ihre weite, noch unentdeckte Verbreitung in fast allen europäischen Literaturen. Der erste, der sie ein, zwei Jahrzehnte nach Sidney aufgriff, war Cervantes. *Die englische Spanierin* in seinen *Novelas ejemplares* ist in ihrem Kern nichts anderes als die mit dem Skalpell des Novellisten aus Sidneys Ritterroman herausgelöste und aufgeschwellte Geschichte von Argalus und Parthenia.¹⁸ Es ist fast unbegreiflich, daß dieser augenfällige Sachverhalt bisher weder der verzweigten Sidney-Forschung noch der kaum weniger entwickelten Cervantes-Philologie aufgefallen ist.¹⁹ Der zeitlich nächste Beleg, den ich beibringen kann, findet sich in Georg Philipp Harsdörffers Novellenmagazin *Der grosse Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte*. Sieben Nacherzählungen cervantinesischer Novellen hat die Forschung in diesem Sammelwerk identifiziert, die der *Englischen Spanierin* nicht.²⁰ Mit der stärksten Wirkung von Sidneys *Arcadia* wird man natürlich in England zu rechnen haben, wo sie lange Zeit zur klassischen Lektüre gehörte, zu den – wie man ermittelt hat²¹ – 25 meistgelesenen elisabethanischen Texten. Die Argalus-und-Parthenia-Episode gibt es seit 1629 sogar in Form einer separaten Verserzählung von Francis Quarle, die bis 1726 sechszwanzigmal aufgelegt wurde, sowie in mehreren chapbook-Versionen.²² 1712, im 306. Stück des *Spectator*, des berühmten Vorbilds aller moralischen Wochenschriften, finden wir sie wieder im fingierten Leserbrief einer ratsuchenden Parthenissa, deren Namen bereits eine Anknüpfung signalisiert.²³ – In Frankreich wurde die Geschichte als *conte moral* nacherzählt und unter dem prominenten Namen Marmontels, des Initiators der Gattung, ins Deutsche übersetzt. Eine der frühesten Übersetzungen seiner *Moralischen Erzählungen*, die von Friedrich Valentin Molter (5 Bände, 1762–1770), enthält unsere Geschichte unter dem Titel *Die gekrönte Beständigkeit*.²⁴ – Es ist vorerst nur zu raten, welche von den genannten Versionen Christoph Martin Wieland seiner Erzählung *Die Entzauberung* zugrundelegte, die er 1805 in seine Sammlung *Das Hexameron von Rosenhain* aufnahm, und »die das Programm aller *Hexameron*-Märchen bereits im

Titel trägt.«²⁵ Vermutlich kannte Wieland mehrere seiner Vorgänger – wenn nicht alle –, aber in diesem Punkt läßt uns auch die Wieland-Forschung im Stich.²⁶

Daß es sich in allen Fällen tatsächlich um die Evolution und Transformation ein- und derselben Modellerzählung handelt, kann ich hier nur als These aufstellen. Ohnehin wäre der Aufweis des literaturgeschichtlichen Zusammenhangs nur die Konkretisierung der eigentlichen These: daß diese zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert nicht abreißende Überlieferung eine Art gesamteuropäisches Gespräch mit je spezifischen Antworten auf eine gemeinsame Ausgangsfrage darstellt, und daß die sorgfältige Interpretation dieses Gesprächs so etwas wie eine europäische Geistes- oder Bewußtseinsgeschichte in nuce ergeben könnte.

IV.

Einer solchen Interpretation kann ich hier nur einige Leitfragen vorzeichnen. Ich greife vier Aspekte des Identitätsproblems heraus, die mir wichtig scheinen.

Erstens die Frage nach der Allgemeinverbindlichkeit der heroischen Tugenden. Sidneys Roman bewegt sich gewiß auf dem Boden einer aristokratischen Gesellschaft und eines Wertsystems, das man insgesamt als Restauration von Werten des bereits untergegangenen Rittertums begreifen mag. Gerade in der Argalus-und-Parthenia-Episode werden jedoch die spezifisch ständischen Qualitäten zur Nebensache. Das ritterliche Tugendsystem wird philosophisch hinterlegt, und zwar hier am entschiedensten mit platonischer Begrifflichkeit. In dieser humanistischen Formulierung werden die ritterlichen Ideale auch den einfachen Hirten Arkadiens und prinzipiell sogar den aufständischen Heloten erreichbar und verpflichtend. Diese soziale Öffnung der Ritterwelt und die Allgemeinverbindlichkeit ihrer Werte sind offenbar die Vorbedingung für die weitere Wirkung der Geschichte, besonders für ihre Verbürgerlichung im 18. Jahrhundert.

Zweitens die Frage nach dem Stellenwert der Schönheit und der irdischen Glückseligkeit. In der *Arcadia* bleibt Schönheit als das Scheinen der Idee in der Welt unentbehrlich. Mit dem gleichen Grundgedanken hat Sidney die Dichtung gegenüber der Philosophie gerechtfertigt.²⁷ Schon bei Cervantes erscheint dieses enge Verhältnis von Tugend und Schönheit gelockert und letztere am Ende nur als die göttliche Belohnung der ersteren.²⁸ Die barocke Umdeutung der Renaissancefabel, die sich hier anbahnt, hat Harsdörffer geradezu brutal vollzogen. Er kennt Schönheit nur noch als »äußerlichen Schein«, der zu »viehischer« Lust und »fleischlicher« Gesinnung verführt, als Moment des Unbeständigen.²⁹ Die Geringschätzung der Schönheit jeden-

falls teilt die klerikale Fassung der Geschichte mit der aufklärerischen. Richard Steeles bürgerliches Moralexempel verzichtet erstmals konsequent auf die Wiederherstellung der Schönheit. Die beiden Frauen, deren Fall er berichtet, werden nicht von ihren Pockennarben befreit, ihre Tugend bleibt dem Ernstfall ausgesetzt. Der Kommentar des Spectators ist bestrebt, die äußere Schönheit auf alle Weise als nachteilig für die Moral der Frauen hinzustellen. Die *beauties*, die gefeierten Schönheiten der Gesellschaft, seien durch Gefallsucht, Egozentrik und affektierte Sprödigkeit unausstehlich; sie schauten den Damen der höheren Stände immer neue Methoden ab, ungemütlich und mißvergnügt zu sein und ihrer Unbildung, Hoffahrt und häuslichen Unbrauchbarkeit irgendein gewisses Etwas anzuzaubern; sie kosteten den Mann Geld, Zeit, Nerven und Selbstachtung, die Ehe mit ihnen führe meist zu gegenseitigem Haß. Es ist nur logisch, daß diese polternde Trostrede mit einer Art Glückwunsch an Parthenissa über den Verlust ihrer Schönheit endet.³⁰ Auch Wielands bürgerlicher Freier erlaubt der Fee am Ende nur zögernd, die Schönheit seiner künftigen Frau wiederherzustellen.³¹

Drittens wäre die zentrale Frage nach den Bestimmungen des Selbst zu stellen, nach seiner Identität und Widerständigkeit. Sie ist, wie gesagt, bei Sidney nur abstrakt beantwortet. Wie wollte er begründen, warum nicht alle tugendhaften Menschen gleich aussehen? Wichtig ist ihm, von der sinnlichen Erscheinung überhaupt einen geistigen Wesenskern zu unterscheiden, der unsterblich ist und dessen Autonomie in eigener Erkenntnis des Wahren und im Tun des Guten gründet. Das Ich erkennt sich selbst durch Kontemplation und in der Erkenntnis des anderen Ich, erfährt sich als Selbstbewußtsein. Die Behauptung dieses unsterblichen Selbst aber ist die heroische Tugend schlechthin, aus ihr fließen alle partiellen Tugenden. Die Preisgabe dieser Autonomie im 17. Jahrhundert und die Begründung der *constantia* aus Gottesliebe und asketischem Jenseitseifer sowie ihre Wiedergewinnung im 18. Jahrhundert ist hier nur anzudeuten. Nicht immer erhalten wir klare Antworten, die zum direkten Vergleich taugen. Der Spectator unterwirft alle möglichen Negationen des Selbstseins seiner Satire, konstatiert den Akt der Selbstfindung aber nur auf sibyllinische Weise und läßt das gefundene wahre Selbst namenlos und undefiniert. Der typisch empfindsamen Erweiterung des Subjektbegriffs begegnen wir erstmals bei dem französischen Autor. Die Worte »Gemütsart«, »Zärtlichkeit«, »feine Empfindungen«, »fühlende Seele« und immer wieder »Herz« und »Liebe« umschreiben einen Bezirk des Innern, der zum Resonanzraum für die Harmonie des Paares wird. Diesen Bezirk zu erkunden, ist das Anliegen der Dame. Der Erzähler läßt sie das moralische Experiment bewußt und willentlich anstellen, um das Herz ihres Liebhabers zu prüfen. Sie legt ihm zuerst eine Trennung auf, fingiert dann

den Verlust ihres Vermögens und richtet sich schließlich – nach ihrer Genesung von den Blattern – mit Hilfe einer Tinktur selber so zu, daß der treue Damon sie an nichts anderem mehr erkennt, als »an seinem innersten Gefühle«, wie der deutsche Übersetzer formuliert.³² Hiermit ist die Erkenntnis der anderen Individualität erstmals einer Fühlkraft der Seele zugeschrieben, Identitätsgewißheit also auf einen nicht-rationalen Grund zurückgeführt. Herzensprüfungen solcher Art aber, wahre Seelenfoltern zur Erpressung der *verité de sentiment*, wurden für die Gattung der moralischen Erzählung strukturbildend.

Viertens wäre das Verhältnis des heroischen Subjekts zu seiner Gesellschaft zu untersuchen. Der Gegensatz zwischen Subjekt und Gesellschaft ist die gedankliche Ausgangssituation aller Versionen unserer Geschichte seit dem 18. Jahrhundert. Besonders Wieland aber zeigt, daß die Katastrophe, die das Individuum auf sich selbst zurückwirft, zum Heil auch der Gesellschaft werden kann. Sobald sich das Gesicht seiner schönen Rosalie von Eschenbach mit den häßlichen Pocken überzieht, beginnt die Läuterung ihrer im Grunde guten Natur: »sie glaubte sich auf einmal selbst wieder gefunden zu haben«. Bis dahin hatte sie den adeligen Glücksritter und Salonlöwen Alberich begünstigt; jetzt erst, und als dieser sich aus dem Staub macht, kann sie den Wert ihres standhaften bürgerlichen Verehrers Hulderich erkennen. Das reine Selbst Rosalies, das dieser liebt, faßt Wieland mit der naturrechtlichen Begriffstrinität »Herz«, »Natur«, »Vernunft«. Ihre gesellschaftsreformierende Kraft erweist die Selbstbesinnung des Subjekts im neuen Zusammenleben der beiden Familien: sie beginnen jene »natürliche Gleichheit zu erkennen, die zwischen edelgesinnten Menschen alle Ungleichheiten der Geburt und des Standes verschwinden macht«. ³³

V.

Es scheint nun kennzeichnend für den Traditionsbruch am Ende der sogenannten frühen Neuzeit, daß sich Fontanes *Schach von Wuthenow* nicht so ohne weiteres in das Kontinuum der skizzierten Überlieferung einreihen läßt. Es gibt zunächst auch keinen expliziten Beweis dafür, inwieweit und woher Fontane diese Überlieferung gekannt hat³⁴ – die Fontane-Forschung kennt sie jedenfalls nicht. Die vergleichende Lektüre läßt jedoch kaum einen Zweifel daran, daß der Roman tatsächlich, bewußt und kritisch auf die Exempelsgeschichte von der verlorenen Schönheit und ihre wesentlichen Begriffe Bezug nimmt. Die Grundzüge dieses Exempels sind keineswegs in dem Faktenmaterial enthalten, auf das Fontane sich so geflissentlich beruft. Der historische Major von Schack figuriert da bloß als ältlicher Lebemann und Schuldenmacher, der sich durch die Heirat mit einer reichen, aber häßlichen

Bankierstochter sanieren will. Die bekannten Quellen wissen also nichts von einer »himmlischen«, »engelsgleichen« Schönheit des Mädchens Victoire, die nur durch die Blattern zerstört worden wäre. Diesen *Verlust* der Schönheit hat erst der Dichter in die Erzählung eingeführt, und er stellt ihn in das Zentrum eines Netzwerks symbolischer Verweisungen, die allesamt die Bilder und Werte unserer Identitätsfabel und die Tugenden der heroischen Tradition beschwören. So begegnen wir mehrfach der Überzeugung, daß die einstige Schönheit Victoires als Wesen, als »seltene Liebenswürdigkeit ihrer Natur«, als »geheimnisvoller Zug« den Zufall der äußeren Entstellung überdauert habe. Sie selbst kann im Verlust der äußeren Schönheit, so schmerzlich er ist, auch einen Gewinn sehen. Als alle ihrer Schönheit huldigten, sagt sie, da »war ich, ohne mir dessen bewußt zu sein, eine Sklavin. Oder doch abhängig von hundert Dingen. Jetzt bin ich frei.«³⁵ Schach seinerseits formuliert den Gedanken über das Verhältnis von Innerem und Äußerem in der entscheidenden Begegnung mit Victoire folgendermaßen: »Was allein gilt, ist das ewig Eine, daß sich die Seele den Körper schafft oder ihn durchleuchtet und verklärt.«³⁶ Das ist der Schlüsselsatz. Er erschüttert Victoire, weil Schach ihn spricht, als Liebeserklärung; und Schach kann kaum anders, wenn er seinen Satz aufrichtig gemeint hat, als die zitternde Victoire umarmen. Victoires Schwangerschaft aber ist der Anfang tödlicher Verwicklungen.

Ebensowenig wie die Anspielungen auf Victoires innere Schönheit ist die Rolle des standhaften Ritters, die Schach diesen einen fatalen Augenblick lang ausfüllt, eine bloß beiläufige Reminiszenz. Planvoll malt Fontane vielmehr hinter dem preußischen Offizier überall den Goldgrund des alten Rittertums, von dem Ausflug nach Tempelhof mit Schachs Bekenntnis zum Templerorden über die zahlreichen Ordensgespräche bis hin zu dem Wort »ritterlich«, mit dem Victoire ihn resümierend charakterisiert. Zugleich aber zieht sich durch den ganzen Roman in vielen Schattierungen der Wertgegensatz von Schönheit, Proprietät, Uniform, Paradeschritt und Repräsentation einerseits und Herz, Kraft, Biß, Gesundheit und Tüchtigkeit andererseits. Schachs Rittertum ist eindeutig dem schönen Schein und dem Niedergang zugeordnet. »Es ist«, wie Prinz Louis Ferdinand im Roman sagt, »auch in der Liebe wie bei Morgarten und Sempach, die schönen Ritter werden geschlagen und die häßlichen Bauern triumphieren. Glauben Sie mir, das Herz entscheidet, *nur* das Herz.«³⁷ Die häßlichen Sieger des kommenden Jahres 1806 sind die Soldaten der französischen Revolution. Wie Schach mit seinem platonischen Satz über Körper und Seele, so verkündet auch der Prinz hier den Maßstab, an dem er selbst gemessen und zu leicht befunden wird.

Es ist hier nicht nötig, die kunstvolle Perspektivierung von Schachs Charakter und Verhalten im Roman zu entfalten.³⁸ Sichtlich scheitert er letztlich

weniger an Victoires Häßlichkeit als an seiner Eitelkeit. Nicht allein Empfindlichkeit über den Spott der Regimentskameraden und gekränkte Ehre wirken dabei mit, sondern auf besonders komplizierte Weise auch ein Bewußtsein der eigenen Person. Denn in diesem Konzept von sich selbst ist ein schlichtes Leben als Krautjunker und häuslicher Ehemann, fern von Hof, Karriere und Repräsentation, nicht enthalten. Was das Subjekt also bei der Selbsteinkehr in sich vorfindet, ist bereits das von der Gesellschaft deformierte Ich, der Inbegriff seiner Abhängigkeit und Unfreiheit, seiner Entäußerung an den »Gesellschaftsgötzen«, die verinnerlichte Oberfläche eines falschen Lebens.³⁹

Daß Schach am Ende dennoch nicht verzweifelt, sondern heiter und ruhig aus dem Leben geht, bedarf noch einer Erklärung. Eindeutig entwirft er ja das Junktim von Hochzeit und Selbstmord als *Lösung* seines Problems – und empfindet es auch so. Die Hochzeit legalisiert die Debauche und klärt sein Verhältnis zu Victoire und tut damit seinem Rechtsgefühl Genüge, das von der ›Ehre‹ zu unterscheiden ist. Weil er anfänglich nicht die Kraft hatte, selbst zu wollen, was sein Rechtsgefühl verlangte; weil er wartete, bis das Recht als Zwang von außen kam – zuletzt als Forderung des Königs –, darum wird das, was die Rettung hätte sein können, zur Demütigung. Schachs ›Ehre‹ hat hier im Ernst etwas auszugleichen. Mit dem Freitod *nach* der Hochzeit gewinnt er nicht nur die Freiheit des Handelns wieder, er befreit sein Recht auch von jedem äußeren Zwang und jeder Nützlichkeit für ihn.

Was der Roman von dieser letzten Autonomie des Subjekts durch Selbstauslöschung hält, zeigt er durch Parallelisierung mit dem Gebet der Victoire um ihr Leben und nochmals um das Leben ihres Kindes in der Kirche mit dem sprechenden Namen Araceli. Aus Schachs Kutsche aber quillt nach dem Pistolenschuß dichter Rauch, und der kleine Groom, der den Wagenschlag öffnet, ruft, wie um den Gegensatz von Himmel und Hölle symbolisch zu unterstreichen: »Heavens, he is dead.« Noch als Toter sitzt Schach »aufrecht in der Ecke«.⁴⁰

Fontanes symbolische Schreibweise, sein Erfassen modernen Lebens in der Konfrontation mit alten ›Bildern‹, ist von Interpreten seit einigen Jahrzehnten immer deutlicher gesehen worden. Erwin Panofskys für den Realismus der frühen niederländischen Malerei geprägtes Wort vom »disguised symbolism« ist mit Erfolg auch auf Fontanes Realismus angewandt worden.⁴¹ Einer der ersten jedoch, der den Sinn der Fontaneschen Schreibmethode vollkommen begriff, war der Dichter Hermann Broch. Die Art, wie er in seinem Roman *Pasnow oder die Romantik* von 1930 Fontanesche Motive – und ganz besonders das Rittermotiv – durchspielt und systematisiert,

macht im Rückblick überaus deutlich, was diese Methode für die Zeitkritik leistet. Indem Fontane nämlich der Elite seiner Zeit die Aura ihrer eigenen Leitbilder anpaßt, indem er sie umstellt mit den mythischen Bildern ihrer eigenen Wertwelt, verweigert er ihr tatsächlich die höheren Weihen, nach denen sie strebt. Seine Gestalten füllen ihre Mythen nicht mehr aus. Sie versagen insbesondere vor der Aufgabe, ihre Gesellschaft aus dem eigenen Selbstsein heraus sei es zu legitimieren, sei es zu reformieren. Sie bieten in der Tat die Anschauung dessen, was Broch den Wertzerfall nennt. Der Ritter ist in der Welt von 1806 oder 1882 eben das, als was er im *Schach von Wuthenow* zuerst ins Blickfeld tritt: ein abgetretener Stein und ein Gespenst.

Anmerkungen

Leicht erweiterte und aktualisierte Fassung des Vortrages für das Habilitationskolloquium der Philologischen Fakultät IV der Universität Regensburg.

- 1 Fontane an Julius Grosser, 31.1.1882, und an seine Frau Emilie, 19.7.1882, zit. nach *Dichter über ihre Dichtungen*, Bd. 12 (Theodor Fontane II), hrsg. von R. BRINKMANN u. W. WIETHÖLTER, München 1973, S. 296 u. 298 (künftig zitiert DüD).
- 2 Fontane an Mathilde von Rohr, 13.7.1882, DüD, S. 297.
- 3 Es mag hier genügen, auf die Dokumentation von PIERRE-PAUL SAGAVE (THEODOR FONTANE: *Schach von Wuthenow*. Vollständiger Text der Erzählung. Dokumentation, Ullstein TB Nr. 5023, Frankfurt/M. u. Berlin 1966) hinzuweisen sowie auf den Kommentar der vorzüglich betreuten Hanser-Werk-Ausgabe, hier benutzt in der Ullstein-Taschenbuch-Ausgabe *Werke und Schriften* Bd. 8, hrsg. von W. KEITEL u. H. NÜRNBERGER, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1984 (danach unsere Seitenzahlen).
- 4 SIR PHILIP SIDNEY: *The Countess of Pembroke's Arcadia* (die sogenannte Revised oder New Arcadia, fragmentarischer Text von 1590), hier zitiert nach der Ausgabe von ROBERT KIMBROUGH in *Selected Prose and Poetry*, New York u.a. 1969, S. 247–539. – Der deutschen Übersetzung von Valentin Theocrit von Hirschberg, überarbeitet von Martin Opitz 1638 und erschienen in Frankfurt am Main 1643 (Reprint Darmstadt 1971) liegt der aus ›alter‹ und ›neuer‹ *Arcadia* kombinierte Text der Gräfin Pembroke von 1593 zugrunde – oder vielmehr »the worst of the two French translations published in 1624–25« – so REINARD WILLEM ZANDVOORT: *Sidney's Arcadia. A Comparison between the two Versions*, Amsterdam 1929 (Reprint 1969), S. 208.
- 5 Sie wird erzählt im 5. Kapitel des 1. Buchs, fortgesetzt im 7. Kapitel und endet mit der Hochzeit am Ende des 8. Kapitels, KIMBROUGH, wie Anm. 4,

- S. 276–300, deutsche Übersetzung, wie Anm. 4, S. 55–87. – Zur Literatur vgl. MARY A. WASHINGTON: *Sir Philip Sidney. An annotated Bibliography of modern criticism, 1941–1970* (University of Missouri Studies LVI), Columbia 1972, Nr. 257–471, S. 58–103. – Etwas ausführlicher behandelt wird die Episode bei LOTHAR CERNY, »*Beautie and the use thereof*«. *Eine Interpretation von Sir Philip Sidneys Arcadia*, Köln, Wien 1984, S. 156–162.
- 6 »The vital fact about Urania was that she was able to throw ›reason upon our desires‹, to give ›eyes unto Cupid‹; MARK ROSE, *Heroic Love. Studies in Sidney and Spenser*, Cambridge (Mass.) 1968, S. 45.
- 7 MARK ROSE, ebd., S. 51.
- 8 I,5, im englischen Text S. 277, im deutschen S. 55, wie Anm. 4.
- 9 ebd.
- 10 Griech. ἀργαλέος (schmerzvoll) für ἀλγυαλέος < αλγος (Schmerz, Leid, Trauer). – Zur zeitgenössischen Aktualität der Melancholie vgl. LAWRENCE BABB, *The Elizabethan Malady. A Study of Melancholia in English Literature from 1580 to 1642*, East Lansing (Mich.) 1951.
- 11 I,7 ed. KIMBROUGH, WIE ANM. 4, S. 296.
- 12 Bezeichnenderweise heißt es von der zurückkehrenden Parthenia: »she desired to speak with Argalus publicly« – ebd., S. 294.
- 13 I,1, ebd., S. 250.
- 14 II,4, Verse 1154 ff; HEINRICH VON KLEIST, *Sämtliche Werke und Briefe*, hrsg. von H. SEMBDNER, München 1993 und 2001, Bd. 1, S. 282.
- 15 *Comedy of Errors* III,2, ed. T. S. DORSCH (The New Cambridge Shakespeare), Cambridge u.a. 1988, S. 74; in Tiecks Übersetzung: »Dromio: Kennt Ihr mich, Herr? Bin ich Dromio? Bin ich Euer Diener? Bin ich [ich]? – Antipholus: Du bist Dromio, du bist mein Diener, du bist du.« (*Shakespeares Werke in fünf Bänden*, Hamburg 1966, Bd.V, S. 31). – Zur Begrifflichkeit vgl. MANFRED FUHRMANN, *Persona, ein römischer Rollenbegriff*, in: ODO MARQUARD, KARLHEINZ STIERLE (Hrsg.), *Identität (Poetik und Hermeneutik VIII)*, München 1979, S. 83–106 sowie die anderen Beiträge zu diesem Band, wovon die Amphitryon-Studie von H. R. Jauss (S. 213–254) hervorgehoben sei; zum neuzeitlichen Wandel des Persona-Begriffs auch KARL-HEINZ OHLIG, *Christentum – Individuum – Kirche*, in: RICHARD VAN DÜLMEN (Hrsg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Darmstadt 2001, S. 11–40, hier S. 21; hilfreich zur Klärung des Begriffsfelds »Individualität – Subjektivität – Personalität – Identität« auch DIETER KARTSCHOKE, *Ich-Darstellungen in der volkssprachigen Literatur [i.e. des Mittelalters]*, ebd. S. 61–78.
- 16 Vgl. dazu den interessanten Aufsatz von MYRON TURNER, *The Heroic Ideal in Sidney's Revised Arcadia*, in: *Studies in English Literature 1500–1900* (Rice University, Houston, Texas) X (1970) 1, S. 63–82, hier S. 69–71.

- 17 I,4, ed. KIMBROUGH, wie Anm. 4, S. 269 und 268; dieselbe Rede des Philinax findet sich bereits in der ›alten‹ *Arcadia*, ebd. S. 13–15.
- 18 MIGUEL DE CERVANTES SAAVEDRA, *Gesamtausgabe in vier Bänden*, Hrsg. und neu übersetzt von ANTON M. ROTHBAUER, Bd. I, Stuttgart 1963, Lizenz Frankfurt/M. o.J., S. 281–331.
- 19 Überprüft wurden: MARY A. WASHINGTON, wie Anm. 5; DON LEOPOLDO RIUS, *Bibliografía crítica de las obras de Miguel de Cervantes Saavedra*. Bd.III, New York 1904, Reprint 1970; HILDA U. STUBBINGS, *Renaissance Spain in its Literary Relations with England and France. A critical Bibliography*, Nashville 1968.
- 20 Im ersten Hundert die Nr. LXIV: *Der Tugendfreyer*; vgl. E. DORER, *Die Cervantes-Literatur in Deutschland. Bibliographische Übersicht*, Zürich 1877 und RIUS, wie Anm. 19, Nr. 949 und 950; ferner OSCAR BURKHARD: *The Novelas Exemplares of Cervantes in Germany*, in: *Modern Language Notes* XXXII, 1917, hier S. 403.
- 21 M. ECCLES in *Huntington QL* 1942, S. 180 ff; daß man die *Arcadia* auch an deutschen Höfen las, bezeugt u.a. ein Singspiel *Arcadische Schäfer-Lust* des Herzogs ANTON ULRICH von 1679 mit einer dezidierten Anspielung auf die Argalus-und-Parthenia-Episode: »The allusions [...] are quite subtle and reveal a detailed knowledge of the relevant parts of the *Arcadia*« – JOSEPH LEIGHTON, *On the Reception of Sir Philip Sidney's Arcadia in Germany from Opitz to Anton Ulrich* in: D. H. GREEN (Hrsg.), *From Wolfram and Petrarch to Goethe and Grass. Studies in Literature in Honour of Leonard Forster*, Baden-Baden 1982, S. 473–488, hier S. 484.
- 22 *The Complete Works [...] of Francis Quarles [...] ed.* ALEXANDER B. GROSART, New York 1967, Vol III, S. 237–285; zur Druckgeschichte vgl. JOHN HORDEN: *Francis Quarles (1592–1644). A Bibliography of his Works to the Year 1800*, Oxford 1953, S. 20–30 sowie KARL JOSEF HÖLTGEN, *Francis Quarles. 1592–1644. Meditativer Dichter, Emblematiker, Royalist. Eine biographische und kritische Studie*, Tübingen 1978, S. 124 f.
- 23 ADDISON & STEELE AND OTHERS: *The Spectator*. In four Volumes. Ed. GREGORY SMITH (Everyman's Library 164–167), London, New York 1967, Vol II, S. 417–420. – Autor ist Richard Steele. Deutsche Übersetzung in *Der Zuschauer*, Leipzig 21751, S. 285–290.
- 24 *Moralische Erzählungen/ von/ Herrn Marmontel/ aus dem Französischen übersetzt// Dritter Teil*, Carlsruhe 1763, S. 202–218. – Das französische Original fehlt sowohl in den älteren Sammelausgaben der *Contes moraux* (Paris 1765, 3 Bde; La Haye 1769, 3 Bde) als auch in den *Œuvres complètes* (Paris 1819–1820, Reprint Genève 1968, 7 Bde); von den dort gezählten 43 *Contes* drucken alle diese Sammlungen stets nur 23. Schmid hält *Die gekrönte Bestän-*

- digkeit daher für unecht: »Im dritten Bande übersetzt Molter merkwürdigerweise [...] nicht weniger als neun Erz[ählungen], die nicht von M[armontel] verfasst wurden. Wahrscheinlich hat sie Molter aus dem *Mercur* [*de France*] übertragen, wo einzelne C[ontes] M[orales] ohne Unterschrift der Verfasser erschienen, so dass der Irrtum Molters verständlich wird.« GOTTHOLD OTTO SCHMID, *Marmontel. Seine Moralischen Erzählungen und die deutsche Literatur*, Leipzig, Strassburg, Zürich 1935, S. 135; noch verständlicher wird dieser Irrtum, wenn man bedenkt, daß schon die allererste von Marmontels Erzählungen, *Alcibiade, ou le Moi* (1755), ganz dieselbe Thematik behandelt: die Frage des Helden, ob er ›um seiner selbst willen‹ geliebt werde; Autor, Text und Quelle von *Die gekrönte Beständigkeit* kann Schmid nicht nennen.
- 25 *Das Hexameron von Rosenhain*, (nach der Ausgabe von FRIEDRICH BEISSNER, München 1965) hrsg. von ALBERT MEIER und WOLFGANG PROSS, S. 58–74, hier zitiert aus dem Nachwort, S. 150. – In *Sämtliche Werke* der Ausgabe letzter Hand (Reprint Hamburg 1984) befindet sich *Die Entzauberung* im 38. Bd, S. 131–171.
- 26 Brieflich bezeugt ist eine sehr frühe Kenntnis Marmontels, der, ungenannt, auch Gegenstand der Rahmengespräche im *Hexameron* ist: »Eine Dame von meiner Bekanntschaft will mich bereden, auch *moralische Erzählungen*, im Geschmack des Marmontel, zu machen« (August 1764); zit. nach der Chronik von THOMAS C. STARNES: *Christoph Martin Wieland. Leben und Werk*, Bd I, Sigmaringen 1987, S. 268. – Den »vergottschete[n] Spectator und Tatler« zählte Wieland zu seinen »Lieblings-Lektüren« (ebd., Bd. III, S. 138); Mitte August 1779 schreibt er für den *Merkur* eine Anzeige von Sodens Übersetzung der Novellen des Cervantes, der sonst in den Briefen nur als Autor des *Don Quichote* auftaucht.
- 27 *The Defence of Poesy*, in *Selected Prose and Poetry* ed KIMBROUGH wie Anm. 4, S. 102–158; das Streben des Dichters als ›vates‹ gelte jener »unspeakable and everlasting beauty to be seen by the eyes of mind« (S. 107), er malt, was er nie mit leiblichen Augen sah, »the outward beauty of such a virtue« (S. 111) und steht daher auch über dem Philosophen und seiner bloßen Begrifflichkeit (S. 123 ff), der seinerseits, wo er *bewegen* will, die Maske der Poesie vornehme, wie Plato und Boëtius oftmals tun (S. 125) etc.
- 28 Eine Suggestion, die jedenfalls vom Schluß der Novelle ausgeht, wenn es heißt, die schöne Isabela sei »vom Himmel begünstigt«, und die ›Lehre‹ gezogen wird, »wieviel Tugend und Schönheit vermögen, sind sie doch beide zusammen wie auch jede für sich imstande, noch das Herz der Feinde zu rühren und mit Liebe zu erfüllen [...] und [...] wie der Himmel auch das größte Mißgeschick in höchstes Glück zu verwandeln vermag«; Text ROTHBAUER wie Anm. 18, S. 331. – Das Ideal freilich, daß leibliche Schönheit und schöne

- Seele »ein Ganzes« machen, ist auch in dem letzten großen Werk des Cervantes, den *Mühen und Leiden des Persiles und der Sigismunda*, noch überall lebendig (hier II,2, ebd. S. 815); so kann die schöne Transila nicht lügen, »denn vermag sich Lüge auch zu verstellen und die Hinterlist sich hinter der Maske der Redlichkeit verstecken, so können sie sich doch nie in solche Schönheit hüllen« (I,11, ebd. S. 754) etc.
- 29 Text wie Anm. 20, S. 229; Harsdörffers Helena erlangt ihre Schönheit nach zwei Schwangerschaften in christlicher Ehe wieder. »Also muß denen/ die Gott lieben/ alles zum besten kehren/ und die zu ersten das Reich Gottes suchen/ muß das andere alles zufallen.«, ebd. S. 231.
- 30 *The Spectator* wie Anm. 23, S. 419 f; *Der Zuschauer* wie Anm. 23, S. 288–290.
- 31 Daß ihr wenigstens eine Pockennarbe zum ›Andenken‹ bleibt, ist eine Bedingung der Fee; Text wie Anm. 25, S. 72.
- 32 Text wie Anm. 24, S. 216.
- 33 Text wie Anm. 25, S. 70.
- 34 Fontanes unmittelbare Kenntnis Sidneys ist – leider – nicht belegbar. Sein Name fehlt in allen Fontane-Registern. Mehr noch: Am 13. August 1856 macht Fontane von Oxford aus einen Ausflug nach Warwick Castle und gibt im Tagebuch fast ein Inventar des Schlosses (*Tagebücher 1852, 1855–1858*, hrsg. von CHARLOTTE JOLLES unter Mitarb. von R. MUHS, Berlin 1994, S. 158 f). Erwähnt wird das Grabmal von Sidneys Onkel Ambrose Dudley, Earl of Warwick, sowie 13 Porträts, unter denen gerade das Sidneys (von einem unbekanntem Künstler) fehlt; abgebildet in: *Sir Philip Sidney. Life, death and legend. An Exhibition to commemorate the 400th anniversary of the death of Sir Philip Sidney (1986/87)*, Bodleian Library, Oxford (cover) – ein Indiz dafür, daß Fontane dieser Autor damals jedenfalls noch nichts sagte. – Anders verhält es sich mit Cervantes und Wieland. Und der *Spectator* kann einem Mann der Literatur, der sich fünf volle Jahre in England aufhielt, unmöglich entgangen sein, auch wenn er ihn nirgends, wie es scheint, erwähnt.
- 35 Text wie Anm. 3, S. 59 (7. Kap.), S. 119 (17. Kap.), S. 68 (8. Kap.).
- 36 Ebd. S. 68 (8. Kap.). Zu dem adaptierten Schiller-Zitat aus *Wallensteins Tod* (III,13, Vers 1813) vgl. LUDWIG STOCKINGER, »Es ist der Geist, der sich den Körper baut«. Schillers philosophische und medizinische Anfänge im anthropologiegeschichtlichen Kontext. In: GEORG BRAUNGART, BERNHARD GREINER, L.-H. PIETSCH (Hrsg.), *Schillers Natur. Leben, Denken, literarisches Schaffen* (SH 6 der *Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft*), Hamburg 2005, S. 75–86.
- 37 Text wie Anm. 3, S. 60 (7. Kap.).
- 38 Das ist in der Fontane-Literatur vielfach auf subtile Weise geschehen, vgl. den Überblick von CHRISTIAN GRAWE im *Fontane-Handbuch*, hrsg. von CHRISTIAN

- GRAWE und HELMUTH NÜRNBERGER, Stuttgart 2000, S. 533–545. – Hervorgehoben sei GERHARD KAISER, *Schach von Wuthenow oder die Weihe der Kraft. Variationen über ein Thema von Walter Müller-Seidel, zu seinem 60. Geburtstag*, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 22 (1978), S. 474–495.
- 39 Vgl. Schachs Selbstreflexion im 14. Kapitel; der Ausdruck »Gesellschaftsgötze« resümiert das berühmte Gespräch zwischen Innstetten und Wüllersdorf im 27. Kapitel von *Effi Briest*.
- 40 Text wie Anm. 3, S. 129 f (19. Kap.).
- 41 Vgl. dazu PETER-KLAUS SCHUSTER, *Theodor Fontane: Effi Briest – Ein Leben nach christlichen Bildern*, Tübingen 1978, hier S. 12.

»Aber daß es noch ein Kind ist, das richtet mich!«

Zur narrativen und diskursiven Funktion von Fontanes Kinderfiguren

SIMON BUNKE

I.

In vielen Romanen von Theodor Fontane besitzen Kinderfiguren eine vergleichsweise prominente Rolle, durch die sie über den bloßen Status von ›Nebenfiguren‹ hinausgehoben werden: von Liddi in *L'Adultera* über Annie in *Effi Briest* bis hin zu der kleinen Agnes mit den revolutionsroten Socken im *Stechlin*. Es genügt wohl nicht, dies mit einer Mimesis an die sozialgeschichtliche Realität der bürgerlichen Kleinfamilie erklären zu wollen, deren integraler Bestandteil dann auch die Kinder wären; und greift wohl ebenso zu kurz, wenn man in den Kinderfiguren lediglich Beispiele für Fontanes subtile, sich auf alle Figuren erstreckende ›Charakterisierungskunst‹ sieht. Dies bedeutet, daß es im folgenden weder darum geht, Fontanes Modellierung der Kinderfiguren an eine Geschichte der Kindheit rückzubinden, wie sie etwa von Philippe Ariès entworfen wurde,¹ noch sie gar auf Fontanes eigene Kindheit und deren autobiographische Darstellung zu beziehen.²

Vielmehr soll hier gezeigt werden, wie die Kinderfiguren – die in den untersuchten Texten erstaunlicherweise stets Mädchen sind – einerseits durch ihre Konstruktion auf diskursive Strukturen der Texte verweisen und wie ihnen daher andererseits wichtige Funktionen für die Romanhandlungen zugeschrieben werden. Wie ich ausgehend von Rainer Warnings Beobachtung, daß Fontanes Causerie nicht nur in der »Tradition aristokratisch-großbürgerlicher Gesprächskultur« steht, sondern zudem von einer »Diskursgemeinschaft« getragen ist,³ an anderer Stelle ausführlich gezeigt habe,⁴ lassen sich Fontanes Romane als ein *Erzählen unter Bedingungen der Causerie* beschreiben: als ein Erzählen, das sich sprachlich wesentlich an der Causerie orientiert und das in seinen Redeordnungen auf einer Diskursgemeinschaft aufruhrt, die nicht nur viele Figuren, sondern auch den Erzähler selbst umfaßt.

Genauer besehen erweisen sich die Zitate, Geflügelten Worte und Anspielungen der Causerie als »integriert in den umfassenden Diskurs eines Bildungswissens, innerhalb dessen sich die erzählten Figuren wie auch Erzähler und Leser bewegen.«⁵ Im Hintergrund von Fontanes Romanen steht keine Diskurspluralität, auch keine Mimesis an die Redeordnungen seiner Zeit, sondern das monodiskursive Substrat der ›Diskursgemeinschaft der Causerie‹. Während der spielerische Reichtum der Causerie an gekonnten Zitaten und originellen Bildern eine scheinbare Fülle suggeriert, ruht diese Causerie de facto auf einer rigorosen »raréfaction«⁶, also ›Verknappung‹ auf, die für Diskurse im Sinne Foucaults so kennzeichnend ist. Wie man an einer Vielzahl von textuellen Konstanten – etwa an dem Figurenpersonal, dem Umgang mit Nah- und Fernräumen, der Disziplinierung von Körperlichkeit, den Figurennamen oder der Sprachlichkeit – aufzeigen kann, wird bei Fontane einerseits die Causerie zur *sprachlichen Norm entgrenzt*, an der sich alles Sprechen implizit oder explizit ausrichtet; andererseits wird die Diskursgemeinschaft der Causerie zum diskursiven Letzthorizont erhoben.

Entscheidend ist nun jedoch, daß diese Ausrichtung der Texte auf die Diskursgemeinschaft keineswegs eine Entsprechung in ihrer Poetologie hat. Denn in vielen Texten wird diese so ausgiebig entfaltete Welt der Causerie implizit dementiert, also zugunsten einer positiv valorisierten ›Natürlichkeit‹ negativ markiert. So wird etwa in den *Poggenpuhls* der Plauderei der ›gebildeten Causeure‹ die ›Natürlichkeit‹ der Dienstbotenbriefe gegenübergestellt:

»Dienstbotenbriefe sind immer so reizend, so ganz anders wie die der Gebildeten. Die Gebildeten schreiben schlechter, weil weniger natürlich; wenigstens oft. Das Herz bleibt doch die Hauptsache.«⁷

In ähnlicher Weise wertet *Frau Jenny Treibel* die Causerie ab, als sich Corinna in einer Schlüsselszene des Romans an Wilibald wendet, um seinen Rat zu der gerade mit Marcell geschlossenen Verlobung einzuholen; doch anstatt auf ihre Lage einzugehen, speist Schmidt sie mit einer geradezu mustergültigen Causerie ab: mit einer glänzenden Plauderei über Archäologie, Pindar, Schliemann, Kammergerichte und »Werde, der du bist«.⁸ Da diese Causerie der Problemlage keinesfalls angemessen ist, geht Corinna sofort zur Haushälterin Schmolke; erst die ›gute Schmolke‹ kann als ›untere Figur‹ in ihrer causeriefernen ›Natürlichkeit‹ helfen. Erneut wird der Raum der Causerie negativ markiert, die »Hauptsache« liegt jenseits von ihm.

Oder man könnte auch an *L'Adultera* denken: Dieser Roman verhandelt anhand von Melanies Geschichte nicht zuletzt auch die Infragestellung der Diskursgemeinschaft der Causerie: Die gleichermaßen großbürgerliche wie adelige Melanie Van der Straaten beweist zu Beginn durch ihre Feststellung, daß die Causerie »doch nun mal unser Bestes ist«,⁹ ihre Integration in die

causerie-tragende Gemeinschaft, die dann aber im weiteren Romanverlauf zusehends in Frage gestellt wird. Schon der Brief, den sie aus Italien an Jacobine schreibt, eröffnet eine Differenz zwischen der Causerie und einem ›problembezogenen Sprechen‹: Melanies Wunsch nach Causerie (»ich plaudre lieber«¹⁰) stehen die Fragen nach der schmerzlichen Wahrheit gegenüber (»In Deiner Antwort sei schonend, aber verschweige nichts. Ich muß das Unangenehme, das Schmerzliche tragen lernen«)¹¹. Causerie und ›Wahrhaftigkeit‹ werden mithin schon hier getrennt; nicht die unverbindliche Causerie, sondern nur ein ›anderes‹, weil ›wahrhaftigeres‹ Reden könnte der Situation noch angemessen sein. Diese Infragestellung steigert sich bei Jacobines Antwortbrief, der gerade wegen seiner Causerie-Nähe für Melanie so verletzend ist, und vor allem bei Melanies Gespräch mit Rubehn nach ihrem Erlebnis mit Liddi; hiervon wird später noch die Rede sein.

Fontanes Romane weisen also eine Spannung zwischen Causerie und ›Wahrhaftigkeit‹, zwischen Diskursgemeinschaft und deren Infragestellung auf. Eine Folge hiervon ist nun, daß der Erzähler – der auch zu der Diskursgemeinschaft gehört und mithin immer schon in das impliziert ist, von dem er erzählt – zentrale Augenblicke der Handlung nicht dem Raum der Causerie überantwortet, sondern in eine diskursive Randständigkeit disloziert. Auf der einen Seite erfolgen so entscheidende Momente wie die Annäherung zwischen Leopold und Corinna oder zwischen Melanie und Rubehn in topographischen Exterritorialitäten wie in einem Kahn, in einem Treibhaus oder hinter einem Gebüsch. Auf der anderen Seite werden aber auch die ›unteren Figuren‹ derartigen Szenen zugeordnet und beglaubigen diese durch ihre Diskursferne: etwa Gärtner Kagelmann vor der Treibhauszene, Christel vor Melanies Abreise oder die Schweizer Magd Vreni bei Van der Straatens Versöhnungsgeste in *L'Adultera*.

Genau an diesem Punkt kommen die Kinderfiguren ins Spiel, die auch in ihrer ›Natürlichkeit‹ wichtigen Momenten der Handlung zugeordnet werden. Auf den besonderen Status von Kindern reflektiert Melanie in einer Passage aus *L'Adultera*: »Ich hab' einmal in einem Buche gelesen, und nicht in einem schlechten Buche, die Kinder, die Narren und die Poeten, die hätten immer recht.«¹² Hier sind in nuce bereits die wichtigsten Aspekte der Fontaneschen Kinderfiguren angesprochen. Zunächst bekommen sie, so scheint es, eine besondere, herausgehobene Position zugeschrieben: zusammen mit den »Narren« und »Poeten« haben sie »immer recht«. Da sie wie diese an den Rändern der Diskursgemeinschaft stehen, können sie die ›Wahrheit‹ sprechen; die exzentrische Position ermöglicht ihnen einen privilegierten Blick. Zugleich aber macht das Zitat auch deutlich, daß diese ›Wahrhaftigkeit‹ der Kinderfiguren immer schon vom Diskurs her gedacht

ist. Denn Melanie hat diese besondere Eigenschaft der Kinder nicht selbst erfahren, sondern nur davon *gelesen*. Es ist etwas Angelesenes, wobei die Quelle und damit die autoritative Kraft dieses Zitats recht diffus bleibt: »in einem Buche« – weder Titel noch Autor werden genannt; ebenso ist der Zeitpunkt der Lektüre mit dem »einmal« nur vage bestimmt; und schließlich relativiert das »immer« in seiner Generalisierung die Aussagekraft der Stelle deutlich.

Mehr noch: Dem Zitat ist durch genau dieses »immer« sogar seine diskursive Herkunft eingeschrieben, es ist ein diskursiver Marker, da es in seinem verallgemeinernden Gestus auf die Diskursgemeinschaft der Causerie verweist: Es gehört zu jenem Repertoire an verallgemeinernden Wendungen vom Muster ›Nebenfiguren sind immer das Beste‹, das so typisch für Fontanes Erzählen ist. Sätze wie diese sollen gerade nicht an ihrem Wahrheitsgehalt gemessen werden, sondern können sich durch ihren generalisierenden Gestus gut in die Causerie einfügen und treiben diese voran. Wie die Anspielungen und Zitate dienen sie der Anreicherung der Causerie, um deren Anschlußoffenheit zu gewährleisten. Einem »immer«-Satz wie dem zitierten soll man nicht als ›falsch‹ widersprechen, sondern im Gegenteil an ihn weitere Causerie anschließen. Diese Sätze stehen damit im Kern der Diskursgemeinschaft, was bedeutet, daß die ›Wahrhaftigkeit‹ der Kinderfiguren hier von den Redeordnungen her gedacht ist; die scheinbare Randständigkeit der Kinderfiguren ist ein Diskurseffekt.¹³

II.

Die Kinderfiguren werden bei Fontane also grundsätzlich in einer dezentrierten Position und zugleich vor dem Hintergrund einer scheinbaren ›Natürlichkeit‹ gedacht, die sich beide aber zugleich immer schon als diskursiv eingeholt erweisen. Ein solcher Referenzhorizont von ›Natürlichkeit‹ wird besonders deutlich in *Frau Jenny Treibel*. Bekanntlich kreist der Roman um die von Fontane selbst benannte »Geldsackgesinnung« der Bourgeoisie, mit ihm versucht er »das Hohle, Phrasenhafte, Lügnerische, Hochmütige, Hartherzige des Bourgeoisstandpunkts zu zeigen, der von Schiller spricht und Gerson meint.«¹⁴ Man könnte nun sagen, daß es in diesem Roman zwei Positionen des Dritten gibt, an welchen eine solche Decouvrierung des »Hohlen« der Bourgeoise besonders deutlich hervortritt: auf der einen Seite Jennys sentimentales Lied, auf der anderen Seite das Kind Lizzi. Es ist nicht zufällig, daß in beiden Fällen von einer scheinbaren ›Wahrhaftigkeit‹ oder ›Natürlichkeit‹ die Rede ist. Wenn Jenny von dem »Poetische[n]«¹⁵ und der echten Poesie des Lieds schwärmt, dann macht dies nur noch deutlicher, wie wenig sie eigentlich künstlerische Qualität im Sinn hat.

Diese vergleichsweise milde Ironisierung steigert sich bei Helene und Otto Munk, den Vertretern der Hamburger Linie der Treibels, zu einem wesentlich schärferen Ton. Denn die Munks sind durch eine übertriebene, britisierende Vornehmheit gekennzeichnet, die nun nicht zuletzt auch an der Tochter Lizzi vorgeführt wird:

»Ordnungsmäßig hatte Lizzi's Leben begonnen, und ordnungsmäßig war es fortgesetzt worden. Die Wäsche, die sie trug, führte durch den Monat hin die genau korrespondierende Tageszahl, so daß man ihr, wie der Großvater sagte, das jedesmalige Datum vom Strumpf lesen konnte.«¹⁶

Diese »Mustererziehung« Lizzis zu einem »Musterkind«¹⁷ geht jedoch viel zu weit, weshalb der Erzähler reflektiert:

»Die Kleine, wie sie sich da präsentirte, hätte sofort als symbolische Figur auf den Wäscheschrank ihrer Mutter gestellt werden können, so sehr war sie der Ausdruck von Weißzeug mit einem rothen Bändchen drum.«¹⁸

Die Reinlichkeit und ›Weißheit‹ der Kinderfigur veranschaulicht die überzogene Vornehmheit der Munks, die Künstlichkeit ihrer Welt. Dies setzt aber den Referenzhorizont einer ›kindlichen Natürlichkeit‹ voraus, vor dem erst eine derartige übertriebene Künstlichkeit der Figur als solche erscheinen kann. Nicht zufällig ruft der alte Treibel aus, »als sich Lizzi mit einem Trennmesser in den Finger geschnitten hatte«: »Gott sei Dank, soviel ich sehen kann, es ist wirkliches Blut.«¹⁹

III.

Vor einem solchen Referenzhorizont einer (diskursiv inszenierten) ›Natürlichkeit‹ muß man bereits die Kinderfiguren in Fontanes erstem Berliner Gesellschaftsroman, *L'Adultera* (1880/82) sehen, die dort eine wichtige, die Romanhandlung strukturierende Funktion besitzen: auf der einen Seite Heth und Lydia als Kinder des Ehepaars Van der Straaten, auf der anderen Seite Anninette, das Kind von Melanie und Rubehn. Bereits gegen Ende des ersten Kapitels, das Melanie und Ezechiel in einer en-bloc-Charakterisierung in den Text einführt, werden auch deren Töchter erwähnt:

»Nichts fehlte. Auch Kinder waren da: zwei Töchter, die jüngere des Vaters, die ältere der Mutter Ebenbild, groß und schlank und mit herabfallendem, dunklem Haar. Aber während die Augen der Mutter immer lachten, waren die der Tochter ernst und schwermüthig, als sähen sie in die Zukunft.«²⁰

Damit wird ein grundsätzlicher Bezug zwischen den Kinderfiguren und den Protagonisten hergestellt, der über ein bloß elterliches Verhältnis hinausgeht; die Kinder besitzen nicht gleichmäßig Merkmale *beider* Eltern, sondern werden ganz je einem Elternteil zugeordnet und also auf Melanie

beziehungsweise Ezechiel *bezogen*. Während freilich die Ezechiel beigeordnete Tochter Heth in der Folge kaum mehr in Erscheinung tritt, wird der älteren Tochter Lydia hier schon eine *vorausdeutende Funktion* zugeschrieben: In vielleicht etwas überdeutlicher Weise verweisen ihre »ernst[en] und schwermüthig[en]« Augen auf die traurigen Ereignisse in der »Zukunft« und relativieren so Melanies noch »lachenden« Blick. Da mit ihr das Kapitel beschlossen wird, kommt dieser Vorausdeutung um so mehr Bedeutung zu.

Diese strukturelle Verknüpfung der Ehebruchsgeschichte mit der Kinderfigur als vorausdeutendem »Medium« wird in der Folge im gesamten Roman beibehalten; bei vielen zentralen Momenten der Handlung ist Lydia gegenwärtig. Man findet sie schon bei der Ankunft Ebenezer Rubehns wieder, ist dies doch der erste Schritt hin zu jener »Zukunft«, die ihren traurigen Augen aufgeschienen war. Während Melanie den Gast Rubehn »fest und freundlich«²¹ bei den ersten Gesprächen im Garten ansieht, wird dies zunächst bedeutungsschwer von »Wotans Abschied« aus dem Haus unterbrochen, den wohl Lydias Musiklehrerin Anastasia spielt. Hierauf erscheint Lydia, die Rubehn »ernst und beinah feindselig musterte« und auf Distanz zu ihm »stehen geblieben war«²². Lydias Verhalten markiert Rubehns Auftritt als denjenigen eines *störenden* Dritten. Folglich verabschiedet sich Lydia auch nicht von Rubehn:

»Du siehst ihm nach,« sagte Melanie. »Hat er Dir gefallen?«

»Nein.«

Alle lachten. Aber Lydia ging in das Haus zurück und in ihrem großen Auge stand eine Thräne.«²³

Diese »Thräne« ist dabei die folgerichtige Steigerung der traurigen Augen zuvor. Damit bestätigt sich hierin nicht nur die Eingangsszene, sondern läßt schon deutlicher sichtbar werden, wie Lydias Auftritte gelesen werden können: trotz (oder vielleicht auch gerade wegen) ihrer äußeren Ähnlichkeit mit Melanie ist Lydias Verhalten hier wie dort dem Melanies entgegengesetzt; Lydias schwermütige Augen stehen den lachenden Augen von Melanie entgegen, und ihre Feindseligkeit widerspricht der Gastfreundschaft Melanies. Damit zeigt sich, daß die Kinderfigur nicht nur die Ehebruchsgeschichte begleitet, sondern diese auch wertend markiert: Lydia fungiert als *Symbolisierung der Bedrohung der bestehenden familialen Ordnung*. Sie symbolisiert in ihrem Verhalten gerade nicht Melanies Hoffnung auf eine frohe Zukunft mit einem neuen geliebten, sondern im Gegenteil die Zerstörung der Familienordnung. Obwohl der Mutter Ebenbild, steht Lydia sozusagen auf der Seite Van der Straatens, dem Repräsentanten familialer Ordnung.

Es ist daher nur konsequent, daß Lydia auch nicht auf jene Landpartie mitgeht, auf der es ja zu der ersten Annäherung zwischen Melanie und

Rubehn kommt: »Die Kinder sollten mit, es sei Platz genug auf dem Wagen, aber Lydia war nicht zu bewegen und erklärte bestimmt, sie *wolle* nicht.«²⁴ – Lydias ablehnende Haltung setzt sich fort in dem Brückenskapitel zwischen der erotischen Annäherung von Melanie und Rubehn auf dem Boot einerseits und der eigentlichen Liebesszene im Treibhaus andererseits. Wiederum bricht Lydias Verhalten das scheinbare familiäre Glück: Van der Straaten erscheint auf der Veranda »strahlend von Glück«²⁵ darüber, daß er in eine Enquêtes-Kommission berufen wurde, und will daher Lydia Pralinés geben:

»Magst Du nicht?« fragte Van der Straaten. »Sieh doch erst nach. Es sind ja Pralinés. Und noch dazu von Sarotti.«

Aber Lydia sah mit einem Streifblick zu Rubehn hinüber und sagte: »Tüten sind für Kinder. Ich mag nicht.«

Alles lachte, selbst Rubehn, trotzdem er wohl fühlte, daß er der Grund dieser Ablehnung war.«²⁶

Wiederum signalisiert die Kinderfigur, daß das gegenwärtige Glück de facto nur ein scheinbares ist und bald in seine Zerstörung münden wird; zudem wird hier schon mit Rubehn ausdrücklich der »Grund« für diese »Ablehnung« benannt. Während Lydia die Süßigkeit ablehnt, gibt sich Melanie kurze Zeit später in der »süßen Luft«²⁷ des Treibhauses Rubehn hin. Wie schon bei der Landpartie fehlt auch hier Lydia im Umkreis dieser Szene; hingegen begleitet Heth, also das Van der Straaten zugeordnete Kind,²⁸ Melanie und Rubehn auf ihrem Spaziergang zum Treibhaus, was sicherlich einer gewissen Ironie nicht entbehrt: »Heth aber auf ihrem Velocipède begleitete die Mama, bald weit vorauf, bald dicht neben ihr [...]«²⁹.

Da also beide Kinderfiguren der Seite Van der Straatens zugeschlagen sind – Heth durch ihr Äußeres, Lydia durch ihr Verhalten – und die Ehebruchshandlung symbolisch begleiten, ist es konsequent, daß Melanie die Kinder nicht noch einmal sehen wird, als mit ihrer Abreise die Handlung an den Wendepunkt gelangt. Zwar sagt Van der Straaten zu Melanie: »Du willst die Kinder sehen!«, als sie an der Tür zum Schlafzimmer der Kinder vorbeigehen; aber:

»Es war das Wort, das sie gefürchtet hatte, das Wort, das in ihr selber sprach. Und ihre Augen wurden groß, und es flog um ihren Mund, und sie hatte nicht die Kraft ein »Nein« zu sagen. Aber sie bezwang sich und schüttelte nur den Kopf und ging auf Thür und Flur zu.«³⁰

Die Auflösung des Familienverbandes, die mit Melanies Abreise besiegelt wird, kann nur ohne die Kinderfigur Lydia vollzogen werden. Sicherlich wird Melanies Scheu, ihre Kinder noch einmal zu sehen, auch auf einer psychologischen Ebene dadurch motiviert, daß der Anblick der Kinder den Abschied deutlich erschweren würde. Doch zugleich ist diese Absenz

besonders von Lydia strukturell bedingt: Die Kinderfigur, die in ihrem Verhalten das scheinbare Familienglück bricht und daher die Auflösung der Familie spiegelt, kann gar nicht mehr bei genau dieser Zerstörung anwesend sein. Lediglich kurz vor Ende des Romans erhält Lydia nochmals einen Auftritt; davon wird gleich die Rede sein.

Es wird deutlich, wie konsequent die Kinderfigur Lydia aus der Anfangsszene heraus als Spiegelfigur der Ehebruchshandlung entwickelt wurde. Daher ist es auch nicht Lydia, sondern Anninettchen, das Kind von Melanie und Rubehn, das zweimal das zuerst nur scheinbare und dann wirkliche glückliche Ende der Handlung signalisiert:

»Und als sie [die Kerzen] brannten, wurd' auch das Anninettchen herbeigeholt, und Melanie nahm das Kind auf den Arm und spielte mit ihm und hielt es hoch. Und das Kind schien glücklich und lachte und griff nach den Lichtern.«³¹

Dies ist freilich ein Trugschluß, da die desaströse Wiederbegegnungsszene noch aussteht; daher »schien« das Kind auch nur glücklich.

Aber auch der wirkliche, positive Schluß des Romans wird von Anninettchen markiert. Im letzten Kapitel unternimmt die Magd Vreni zusammen mit ihr einen Spaziergang im Park. Dabei treffen sie auf Van der Straaten und Duquede; als ersterer hört, daß es sich um das Kind von Melanie und Rubehn handelt, »verfärbt«³² er sich zuerst, signalisiert dann aber mit einer Geste sein Verzeihen: »Aber der gute Herre, der hat's Pätschle g'nomme un hat's g'streichelt.«³³ Das Streicheln der Kinderhand markiert das positive Ende der Handlung. Denn im Gegensatz zu den beiden anderen Kindern ist Anninettchen *ausschließlich* Melanie zugeordnet; nicht zufällig betont Van der Straaten hier: »'s isch d' Mutter, und lacht auch so, un hat dieselbe schwarze Haar.«³⁴ – Man sieht also, wie konsequent hier die Kinderfiguren den wesentlichen Stationen der Ehebruchsgeschichte beigeordnet sind und entweder deren Entwicklung in düsteren Vorausdeutungen reflektieren (Lydia) oder aber ihr glückliches Ende andeuten und beglaubigen (Anninettchen).

IV.

Eine bis hierhin noch nicht untersuchte Stelle in *L'Adultera* geht jedoch über diese Funktion deutlich hinaus und verbindet den Text mit einem anderen Roman, mit *Effi Briest*. Gemeint ist jenes Kapitel, das mit »Liddi« bereits den Namen einer Kinderfigur in der Überschrift trägt: Nachdem Melanie mit Rubehn aus Italien nach Berlin zurückgekehrt ist, will sie auch und vor allem ihre beiden Töchter wiedersehen. Doch das Treffen wird für sie zu einem desaströsen Erlebnis: anstatt sich über das Wiedersehen mit der

Mutter mit kindlicher Naivität zu freuen, reagiert besonders Lydia sehr distanziert:

»Melanie hatte sich rasch erhoben und war den verwundert und beinah' erschrocken dastehenden Kindern entgegengegangen. Als sie aber sah, daß Lydia einen Schritt zurück trat, blieb auch *sie* stehen und ein Gefühl ungeheurer Angst überkam sie. Nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: ›Heth, mein süßer, kleiner Liebling... Komm... Kennst Du Deine Mutter nicht mehr?«³⁵

Nachdem Lydia mit einem »Blick bitteren Hasses« gesagt hat: »Wir haben keine Mutter mehr.«³⁶ wird Melanie ohnmächtig. Zum einen fügt sich diese Szene in die bereits skizzierte Sequenz von handlungsbegleitenden Vorausdeutungen durch die Kinderfiguren ein; Lydias haßerfüllte Reaktion löst im Grunde genau das ein, was zu Beginn in ihren traurigen Augen aufgeschienen war. Auf der anderen Seite aber bedeutet die Lydia-Szene zugleich auch den Tiefstpunkt der Handlung, an dem nicht zuletzt auch die Tragfähigkeit der Diskursgemeinschaft der Causerie ausgelotet wird. Denn als Melanie von Rubehn Trost erwartet, reiht dieser lediglich Floskeln aneinander: »Ruben war aufgestanden und versuchte sie durch ein paar hingeworfene Worte zu beruhigen, aber es war nicht anders, wie wenn Einer einen Spruch herbetet.«³⁷ Diese Unangemessenheit erkennt auch Melanie: »Und das ist Alles, was Du mir zu sagen hast? [...] Ruben, mein Einziger, soll ich auch *Dich* verlieren?«³⁸ Und kurz darauf:

»Ach, Ruben [...] du sagst so Vieles durcheinander. Aber das rechte Wort sagst Du nicht. Du sagst nichts, was mich aufrichten, mich vor mir selbst wieder herstellen könnte. Mein eigen Kind hat mir den Rücken gekehrt. Und daß es noch ein Kind ist, das gerade ist das Vernichtende. Das richtet mich.«³⁹

Die explizite, wiederholte Bezugnahme auf das *Sprechen* als dem eigentlichen Problem legt nahe, daß hier erneut die Differenz zwischen Floskelhaftigkeit und ›wahrer Rede‹ verhandelt wird. Die durch Liddi ebenfalls wesentlich auf sprachlicher Ebene zugefügte Demütigung wäre nur durch das »rechte Wort« zu ›heilen‹, das aber Rubehn mit seiner Causerie gänzlich verfehlt. Mithin steht der hier deutlich abgewerteten Causerie ein positiv besetztes, ›rechtes Wort‹ gegenüber, das aber bezeichnenderweise ausbleibt. Das erlösende »rechte Wort« bleibt ungesagt.

Auch den Kinderfiguren wird also eine diskursferne ›Natürlichkeit‹ zugeschrieben, sie erscheinen im Vergleich zu den Erwachsenen als ›unverbildeter‹, ›natürlicher‹, oder ›direkter‹. Da sie noch keine Diskurssubjekte im vollen Sinn sind oder zu sein scheinen, können sie eine ›andere‹ Perspektive einnehmen. Zwar schreibt Melanie dem Kind ›Wahrhaftigkeit‹ und

›Natürlichkeit‹ zu und gibt so Lydias Verhalten ein besonderes Gewicht: »Und daß es noch ein Kind ist, das ist gerade das Vernichtende. Das richtet mich.«⁴⁰ Aber zugleich ist gerade Liddi im Gegensatz zu ihrer Schwester deutlich von gesellschaftlichen Verhaltensmustern geprägt, von »Vornehmheits-Allüren«;⁴¹ sie ist in gleichem Maße auch eine Repräsentantin der Diskursgemeinschaft, so daß ihre abweisende Haltung metonymisch für die soziale Ausgrenzung Melanies lesbar wird. Gerade das »Wir« in Liddis Satz (»Wir haben keine Mutter mehr.«) verweist auch über die Figur hinaus auf gesellschaftliche Kontexte und Ordnungen, macht sie zum Inbegriff der Diskursgemeinschaft. – Dieses Ineinander von sozialer Konditionierung und kindlicher ›Natürlichkeit‹ macht die Situation unlösbar: Es ist eine gesellschaftlich codierte Demütigung, die durch die kindliche Sprechinstanz ihre ›wahrhaftige‹ Beglaubigung erhält. Jede Replik darauf kann nur fehlgehen: Keine Rede – und schon gar nicht die Causerie Rubehns – kann diese soziale Kontaminierung von ›Natürlichkeit‹ aufheben; das ›rechte Wort‹ ist immer schon verloren und bleibt dennoch als Sehnsuchtshorizont gegenwärtig. Dieser utopische Horizont des »rechten Worts« wird aber wohl nicht zufällig erst auf den letzten Seiten des Textes thematisch, erspart sich der Text doch so dessen erzählerische Einlösung.

V.

Eine erstaunlich ähnliche Szene findet sich auch gegen Ende von *Effi Briest*; wie Melanie will auch die Protagonistin Effi einige Zeit nach der Trennung von ihrem Mann unbedingt ihr Kind Annie wiedersehen. Doch auch hier gerät die Wiederbegegnung zum Desaster, da sich das Kind gar nicht ›kindlich‹ verhält: »Aber Annie blieb an der nur angelehnten Thür stehen, halb verlegen, aber halb auch mit Vorbedacht, und so eilte denn Effi auf das Kind zu, hob es in die Höhe und küßte es.«⁴² Anstatt sich über das Wiedersehen mit der Mutter zu freuen und von ihren Erlebnissen zu berichten (»Und nun erzähle mir recht viel«⁴³), reagiert Annie sehr zurückhaltend und einsilbig: »Ja, mir war es auch so«, »Ich weiß es nicht«, »In der Religion«, »Ich weiß es nicht. Wir haben nun wieder den Prediger.«⁴⁴ Und als Effi von zukünftigen Unternehmungen mit Annie spricht, von Spaziergängen und Eisessen, antwortet Annie nur dreimal: »O gewiß, wenn ich darf.«⁴⁵

Während Melanie jedoch gerade über das verletzende Verhalten ihres ›natürlich‹ gedachten Kindes verzweifelt, interpretiert es Effi als Indoktrination des Kindes durch Innstetten: »Das hat *er* dem Kinde beigebracht, ein Schulmeister war er immer [...] und ehe er das Kind schickt, richtet er's ab wie einen Papagei und bringt ihm die Phrase bei ›wenn ich darf‹.«⁴⁶ Auch hier führt diese Begegnung mit dem Kind zu einer Infragestellung der

diskursiven Herkunft der Protagonistin: Wo Rubehns Causerie der Situation kaum gerecht werden kann und Melanie daher in die Kirche flüchtet, da läßt Effi die »Bände von Schiller und Körner«⁴⁷, also wichtige Quellen der bürgerlichen Zitierkultur, ausdrücklich stehen und greift zu »Bibel« und »Gesangsbuch«⁴⁸ um zu beten. In beiden Fällen ist das Wiedersehen mit den Kindern gerade deshalb so niederschmetternd, da diese den Erwartungshorizont hinsichtlich einer ›kindlichen Natürlichkeit‹ nicht erfüllen. Die kulturellen Normen scheinen gerade dort auf, wo man nur ›Natürlichkeit‹ vermutet.

Im Gegensatz zu *L'Adultera* beschränken sich die Kinderfiguren hier nicht mehr darauf, auf diese Szene als Tiefpunkt des Romans vorauszudeuten, sondern tragen sogar maßgeblich zu ihrer Einleitung bei. Denn es ist Effis Tochter Annie, die die Entdeckung von Effis und Crampas Liebesbriefen und also die Katastrophe der Handlung verursacht. Genauer besehen handelt es sich um ein Zusammenspiel zwischen Kinder- und unterer Figur, zwischen Annie und Roswitha. Eines Tages kommt Annie von der Schule nach Hause und will mit der Haushälterin Roswitha ein kleines Wettrennen veranstalten:

»Nun laß sehen,« sagte Annie, ›wer am ehesten von uns die Treppe heraufkommt.‹ Roswitha wollte von diesem Wettlauf nichts wissen, aber Annie jagte voran, geriet, oben angekommen, ins Stolpern und fiel dabei so unglücklich, daß sie mit der Stirn auf den dicht an der Treppe befindlichen Abkratzer aufschlug und stark blutete.«⁴⁹

Um dem Kind sofort helfen zu können, suchen Roswitha und Johanna nach Verbandszeug, das sie in einem verschlossenen Fach von Effis Schreibtisch vermuten:

»Und nun wuchteten sie auch wirklich den Deckel ab und begannen, in den Fächern herumzukramen, oben und unten, die zusammengerollte Binde jedoch wollte sich nicht finden lassen. ›Ich weiß aber doch, daß ich sie gesehen habe,‹ sagte Roswitha, und während sie halb ärgerlich immer weiter suchte, flog alles, was ihr dabei zu Händen kam, auf das breite Fensterbrett: Nähzeug, Nadelkissen, Rollen mit Zwirn und Seide, kleine vertrocknete Veilchensträußchen, Karten, Billetts, zuletzt ein kleines Konvolut von Briefen, das unter dem dritten Einsatz gelegen hatte, ganz unten, mit einem roten Seidenfaden umwickelt. Aber die Binde hatte man noch immer nicht.«⁵⁰

So kommen die Liebesbriefe zum Vorschein, die freilich von diesen Figuren nicht beachtet werden; erst der unmittelbar danach eintretende Innestetten blättert das Bündel durch, erkennt die Handschrift, begreift den Ehebruch, was zur Scheidung und zum Duell führt. Abschließend sei nur kurz angedeutet, daß diese Szene *Effi Briest* nun wiederum mit einem anderen

Roman, mit *Unwiederbringlich*, verbindet: Wie dort Annies unmotivierter Unfall und das folgende Suchen der unteren Figuren zu der Katastrophe führt, so wird in *Unwiederbringlich*, wie Zimmermann in anderen Kontexten bemerkt, »das für das Sinngefüge des Romans zentrale und fatale Waiblinger-Lied [*Der Kirchhof*] von einer ganz absichtslosen, unschuldigen, naiven Stimme im Schloß Holkeby vor[ge]tragen«. ⁵¹ Diese ›Unschuld‹ von Elisabeth, deren Stimme bezeichnenderweise als »noch halb kindlich« ⁵² erscheint und also die Figur auf der Schwelle zur Diskursgemeinschaft situiert, motiviert der Roman nachträglich durch das scheinbar unreflektierte Umherschweifen der beiden Kinder Asta und Elisabeth auf dem Friedhof. ⁵³ Auch hier werden also die Kinder mit ›Natürlichkeit‹ semantisiert und damit zugleich für einen wichtigen Moment der Handlung funktionalisiert.

VI.

Nimmt man dies zusammen, dann wird deutlich, wie kalkuliert in *L'Adultera*, *Effi Briest*, *Frau Jenny Treibel* und *Unwiederbringlich* die Kinderfiguren eingesetzt werden. Sie erscheinen grundsätzlich im Zeichen einer scheinbaren ›Natürlichkeit‹, die freilich ihre diskursive Markierung immer schon in sich trägt. So kann die Kinderfigur in *Frau Jenny Treibel* gerade wegen dieser vorausgesetzten Natürlichkeit zum Medium narrativer Satire werden und eine übertriebene Künstlichkeit verkörpern; hingegen ist es eine solche unhintergehbare kulturelle Durchkreuzung der ›Natürlichkeit‹, die für Melanie so verletzend wird. Aus dieser nur scheinbar diskursfernen Position schlagen die Texte nun narratives Kapital, indem die Kinderfiguren – erneut wie die unteren Figuren – an wichtigen Momenten der Handlung erscheinen: sie begleiten die Stationen der Ehebruchshandlung (*L'Adultera*), sie führen den entscheidenden Wendepunkt der Handlung herbei (*Effi Briest*, *Unwiederbringlich*), und durch sie werden schließlich in zwei Wiederbegegnungsszenen die Grenzen der Diskursgemeinschaft ausgelotet (*L'Adultera*, *Effi Briest*).

Anmerkungen

- 1 Vgl. PHILIPPE ARIÈS: *Geschichte der Kindheit*. München 1982.
- 2 Vgl. BIRGIT A. JENSEN: *Auf der morschen Gartenschaukel. Kindheit als Problem bei Theodor Fontane*. Amsterdam 1998.
- 3 RAINER WARNING: *Flaubert und Fontane*. In: DERS.: *Die Phantasie der Realisten*. München 1999, S. 185–239, hier S. 218.
- 4 Vgl. SIMON BUNKE: *Figuren des Diskurses. Studien zum diskursiven Ort des unteren Figurenpersonals bei Fontane und Flaubert*. München u.a. 2005.
- 5 WARNING, wie Anm. 3, S. 223.

- 6 MICHEL FOUCAULT: *L'ordre du discours*. Paris 1992, S. 28.
- 7 GBA, *Die Poggenpuhls*. Hrsg. von GABRIELE RADECKE. Berlin 2006, S. 83.
- 8 Vgl. GBA, *Frau Jenny Treibel*. Hrsg. von TOBIAS WITT. Berlin 2005, S. 212.
- 9 GBA, *L'Adultera*. Novelle. Hrsg. von GABRIELE RADECKE. Berlin 1998, S. 80.
- 10 Ebd., S. 123.
- 11 Ebd., S. 125.
- 12 Ebd., S. 156.
- 13 Damit schließt sich dies auch an die oben zitierte Stelle aus den *Poggenpuhls* an: Auch die Dienstboten schreiben »immer« natürlicher als die Gebildeten, das heißt auch diese Zuschreibung von »Natürlichkeit« ist diskursiv gedacht.
- 14 THEODOR FONTANE: Brief an Theodor Fontane (Sohn), 9. Mai 1888. In: HFA, *Briefe. Dritter Band 1879–1889*. München 1980, S. 600–604, hier S. 601.
- 15 Wie Anm. 8, S. 10.
- 16 Ebd., S. 102.
- 17 Ebd., S. 101.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd., S. 102.
- 20 Wie Anm. 9, S. 9.
- 21 Ebd., S. 52.
- 22 Ebd., S. 54.
- 23 Ebd., S. 56.
- 24 Ebd., S. 52.
- 25 Ebd., S. 82.
- 26 Ebd.
- 27 Ebd., S. 94.
- 28 Vgl. Van der Straatens Satz zu Heth: »Du bist Deines Vaters Kind. Ohne Faxen und Haberei«, ebd., S. 83.
- 29 Ebd., S. 86.
- 30 Ebd., S. 118 f.
- 31 Ebd., S. 131.
- 32 Ebd., S. 161.
- 33 Ebd., S. 162.
- 34 Ebd., S. 161.
- 35 Ebd., S. 146.
- 36 Ebd.
- 37 Ebd., S. 148.
- 38 Ebd.
- 39 Ebd., S. 149.
- 40 Ebd.
- 41 Ebd., S. 100.

- 42 GBA, *Effi Briest*. Hrsg. von CHRISTINE HEHLE. Berlin. 1998, S. 322.
- 43 Ebd., S. 323.
- 44 Ebd.
- 45 Ebd., S. 324.
- 46 Ebd., S. 325.
- 47 Ebd.
- 48 Ebd.
- 49 Ebd., S. 269 f.
- 50 Ebd., S. 270.
- 51 ROLF CHRISTIAN ZIMMERMANN: »Unwiederbringlich« – Nichtehehen und Scheintriumphe neuer Fontane-Philologie. In: ULRICH ERNST / BERNHARD SOWINSKI (Hrsg.): *Architectura Poetica*. Festschrift für Johannes Rathofer. Köln/Wien 1990, S. 471–490, hier S. 476.
- 52 GBA, *Unwiederbringlich*. Hrsg. von CHRISTINE HEHLE. Berlin. Berlin 2003, S. 34.
- 53 Vgl. ebd., S. 56 ff.

Der Born, aus dem Fontane schöpfte. »Vaterländische Geschichte« in Vereinen – Organisierte Geschichtsforschung und -pflege in Berlin und Brandenburg¹

HUBERTUS FISCHER

»Als ich an ›Cécile‹ arbeitete, begegneten mir allerhand Ödheiten in den Berliner und brandenburgischen Geschichtsvereinen, und weil diese Ledernheiten zugleich sehr anspruchsvoll auftraten, beschloß ich, solche Gelehrtenkarikatur abzukonterfeien.« Das schrieb Fontane am 8. September 1887 an seinen Sohn Theodor. Derselbe Fontane firmierte indessen neben solchen »Ledernheiten« als Mitwirkender der Zeitschrift *Der Bär. Illustrierte Wochenschrift für die Geschichte Berlin's und der Mark*, die am 6. Oktober 1888 in einer Adresse »An unsere Leser und alle Freunde vaterländischer Geschichte!« erklärte:

»An der vaterländischen Geschichte richtet der Muth der Nationen, das Sinnen der Völker sich allzeit von Neuem auf, geschichtliche Denkwürdigkeit wird im lebendigen Anschauen der Vergangenheit erneuert und die Ehrenthaten unserer Vorfahren verjüngen sich in der Erinnerung. So lange ein Gemeinwesen seines Ursprungs und seiner Geschichte eingedenk bleibt, wird seine Entwicklung sich als eine stetige entfalten.«

Fontanes Urteil war nicht sonderlich gerecht, da er von den »Ledernheiten« erheblich profitiert hatte, vornehmlich in seinen vier Bänden *Wanderungen. Der Bär* hingegen, der sich die Popularisierung der »vaterländischen Geschichte« in »Wort und Bild, in anziehender Darstellung, in bedeutsamen Erzählungen und Schilderungen« zur Aufgabe gemacht hatte, berief sich ausdrücklich auf die Früchte der Arbeit jener »Berliner und brandenburgischen Geschichtsvereine«:

»Die Forschungen der jüngsten Zeit haben bewiesen, daß die mächtige Kaiserstadt *Berlin*, sowie die Gefilde der engeren Heimath, der *Mark Brandenburg*, eine reiche Fülle von historischen Erinnerungen in sich bergen, welche wahrhaft werth und würdig sind, der Nachwelt zu dauerndem Gedächtniß erhalten zu werden: Ursprung und Bedeutung der Namen, Familien und Geschlechter, Denkmäler und Gedenkstätten, Kämpfe und Zustände, Sitten

und Gewohnheiten, das Andenken berühmter Männer und edler Frauen und vor allem die glorreichen Thaten unseres theuren Herrscherhauses der Hohenzollern – dies Alles bietet reichen Stoff und eine unerschöpfliche Fundgrube für die vaterländische Geschichte Berlins und der Mark.«

Einige Jahrzehnte früher hätte man dergleichen nicht schreiben können. Der angesammelte Schatz »historischer Erinnerungen« ging im wesentlichen auf das Wirken dreier Vereine zurück: des *Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg*, des *Vereins für die Geschichte Potsdams* und des *Vereins für die Geschichte Berlins*. Der erstgenannte ist auch der älteste, er wurde 1837 mit Unterstützung des konservativen Justizministers Carl Christoph von Kamptz (1769–1849) ins Leben gerufen. Er folgte einer Welle von Vereinsstiftungen, die mit der vom Freiherrn vom Stein (1757–1831) initiierten Gründung der *Monumenta Germaniae Historica* im Jahre 1819 im Zusammenhang standen. Die vertiefte Beschäftigung mit der deutschen Geschichte des Mittelalters, die einer »Erfindung der Nation« gleichkam, beeinflusste auch die Pflege der regionalen Geschichte und bewirkte die Bildung zahlreicher geschichts- und altertumsforschender Vereine und Gesellschaften. Seit den 1820er Jahren beobachtet man Gründungen im Süden, besonders in Bayern und Baden, in der Mitte vor allem in den thüringischen Staaten, im Norden namentlich die Bildung der *Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde* 1824, der *Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte* 1833, des *Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde* 1835 und eben des *Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg* 1837.

Zweck dieses Vereins war »die Erforschung und Bearbeitung der früheren Verhältnisse der Mark Brandenburg und die Sammlung, Aufbewahrung und Würdigung der in ihr zerstreut sich findenden Denkmale der Vorzeit.« Führende Funktionen übernahmen zunächst der spätere (ab 1843) Archivdirektor Georg Wilhelm von Raumer (1800–1856) und der Berliner Stadtarchivar Ernst Fidicin (1802–1883) für die Sammlung und Aufbewahrung historischer Quellen, der Direktor der Königlichen Kunstkammer Leopold Freiherr von Ledebur (1799–1877) und der Gewerbeschuldirektor Karl Friedrich von Klöden (1786–1856) für die innere und äußere Landesgeschichte sowie der bekannte Germanist Friedrich Heinrich von der Hagen (1780–1856) für das Gebiet der Sprache, Kunst und Altertümer. Mochte sich der Verein zunächst eher wie eine exklusive Gelehrtengesellschaft ausnehmen, so erweiterte er mit der Zeit seinen Mitgliederkreis auf Vertreter der »gebildeten Stände«, ohne jedoch den exklusiven Anspruch aufzugeben: »Man wollte unter sich bleiben, und es sollte eine Ehre sein, dem Vereine anzugehören, und diese Ehre wollte man auch ferner nur nach gründlicher Prüfung des

Wertes zuerkennen«, bemerkt Johannes Schultze für das Jahr 1862, als die Krisenzeit nach 1848 überwunden war. Der Verein umfaßte damals knapp sechzig Mitglieder und bildete den »Sammel- und Kristallisationspunkt märkisch-brandenburgischer Geschichtsforschung«.

Außer den bereits Genannten seien noch erwähnt der Architekt und Kunsthistoriker Friedrich Adler (1827–1908), von 1863 bis 1903 Professor an der Kunstakademie, Verfasser des Werkes *Die Mark Brandenburg und ihre Bauwerke* (Berlin 1859); Professor David Cassel (1818–1893), Philologe und Pädagoge, von 1846 bis 1879 Direktor der Nauenschen Waisen-Erziehungsanstalt in Berlin; der Schriftsteller und Schauspieler George Hiltl (1826–1878), Verwalter der Waffensammlung des Prinzen Carl von Preußen (1801–1883) und Spezialist für brandenburgische Geschichte (*Der Große Kurfürst und seine Zeit*); der Geheime Archivrat L. F. Hoefler, Mitherausgeber der *Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatie und Geschichtskunde* (1. Band Hamburg 1834); Professor Friedrich Wilhelm Holtze (1820–1908), patentierter Oberlehrer an der Berliner Kadettenanstalt und langjähriger Generalsekretär des *Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg*; Dr. Karl Kletke, Historiker und Verfasser der *Quellenkunde der Geschichte des Preussischen Staats* (2 Bände Berlin 1858/61); Archivrat Dr. Traugott Maercker, Mitherausgeber der *Hohenzollerischen Forschungen* und der *Monumenta Zollerana*; der Geheime Justizrat Theodor Odebrecht, Direktor des Kreisgerichts Berlin; der Archivar und Historiker Professor Dr. Adolf Friedrich Riedel (1809–1872); der ehemalige Schauspieler und Regisseur Louis Schneider (1805–1878); der märkische Historiker und Sagenforscher Professor Wilhelm Schwartz, Direktor des Gymnasiums Neuruppin; Professor Ferdinand Voigt, Oberlehrer an der Königlichen Realschule Berlin.

Die meisten der genannten Mitglieder veröffentlichten mehr oder weniger regelmäßig in den *Märkischen Forschungen*, die der Verein von 1841 bis 1887 in insgesamt 20 Bänden herausgab. Sie wurden als *Neue Folge* unter dem Titel *Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte* ab 1888 fortgesetzt. In späterer Zeit gehörten dem Verein so prominente Historiker wie Gustav [von] Schmoller (1838–1917), Reinhold Koser (1852–1914) und Otto Hintze (1861–1940) an. Neben den *Märkischen Forschungen* hat man dem Verein das von Adolf Friedrich Riedel namentlich verantwortete grundlegende Urkundenwerk, den *Codex diplomaticus Brandenburgensis*, zu verdanken, der nach den Vorgängern gleichen Titels von Philipp Wilhelm Gercken (1722–1791) und Georg Wilhelm von Raumer zwischen 1838 und 1869 in insgesamt 41 Bänden herauskam.

Im Mittelpunkt der Bestrebungen des Vereins stand einerseits die Quellenerschließung und andererseits die Geschichtsforschung für das Mittelalter und

die Frühe Neuzeit. Dahinter trat die Erforschung von Sprache, Kunst und Altertümern merklich zurück. Erwähnt sei immerhin, daß der Archivrat Hofer im ersten Band der *Märkischen Forschungen* einen Aufsatz *Ueber märkische Glossare und märkische Spracheigentümlichkeiten* (1841, S. 147–164) publizierte. Vorausgegangen war seine *Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Königlichen Geheimen Staats- und Kabinet-Archiv zu Berlin*, die 1835 in Hamburg erschien (VIII, 407 S. Enthält auch Urkunden aus der Mark Brandenburg). Ebenfalls im ersten Band der *Märkischen Forschungen* konnte man noch von Friedrich Heinrich von der Hagen den Beitrag *Die Brandenburger Markgrafen des askanischen Stammes als Dichter und von gleichzeitigen Dichtern besungen* (1841, S. 94–114 mit einer Tafel) lesen. In späteren Jahrgängen findet sich dergleichen kaum mehr, lediglich die Sagenforschung wurde sporadisch fortgesetzt. Und was ist mit den Altertümern?

Georg Christian Friedrich Lisch (1801–1883), heute nicht unbescheiden »Mecklenburgs Humboldt« genannt und Spiritus rector des nachbarlichen *Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde*, schrieb am 22. Januar 1852 mit Blick auf den märkischen Verein: »[...] möchte derselbe sich nun doch auch den Alterthümern zuwenden, d. h. ein wenig!« Der angesprochene Leopold von Ledebur, der außer der Königlichen Kunstammer auch der Sammlung vaterländischer Altertümer im Schloß Monbijou vorstand, kannte das Defizit nur zu gut und erklärte im Vorwort zu seiner 1852 in Berlin herausgekommenen Monographie *Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam. Ein Beitrag zur Alterthümer-Statistik der Mark Brandenburg*:

»Wenn man erwägt, was in Rücksicht auf eine Alterthümer-Statistik der heidnischen Vorzeit für *Schlesien*, namentlich in früherer Zeit durch Büsching geschehen ist; für die Provinz *Sachsen* durch die Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins; für *Pommern* durch die Baltischen Studien; und vor allen Dingen für *Meklenburg* durch die höchst schätzbaren Jahrbücher des dortigen Vereins; so muss man gestehen, für die von diesen Provinzen umgebene Mark Brandenburg ist auf diesem Gebiete fast nichts gethan.«

Daran sollte sich durch die Arbeit des *Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg* auch auf längere Sicht nichts ändern; vielmehr trat der Vereinszweck *für Geschichte* im engeren Sinne mit der Zeit immer deutlicher hervor. So war man bestrebt, durch Vorträge, historische Forschungen und Publikationen etwas für die Herausbildung und Festigung eines märkisch-brandenburgischen Provinzialbewußtseins zu tun. Der Erfolg dürfte jedoch bis in die 1860er Jahre eher bescheiden gewesen sein, selbst wenn man das Wirken von Gymnasiallehrern, Schuldirektoren und Kadettenlehrern als

Multiplikatoren in Rechnung stellt. Die Ressourcen waren ohnehin äußerst begrenzt: »Was Sie [...] den Märkischen Forschungen wünschend aussprechen«, schrieb Leopold von Ledebur 1847 an Lisch, »zeigt, wie wenig Sie eine Ahnung davon haben, mit welcher Geldebbe der Verein zu kämpfen hat; dem auch nicht das Geringste aus Staatsmitteln zufließt!«

Genauso hinderlich für die sogenannten »*provinziellen* Bestrebungen« wirkten sich indes die Zentralisierung des politischen Lebens in Berlin und die Lösung der »Fessel der Trägheit und der Scholle« durch das immer dichter werdende Netz der Eisenbahnen aus. 1862, zum 25jährigen Bestehen des Vereins, beklagte der Geheime Justizrat Odebrecht in seiner Festrede die Häufung nachteiliger Folgen:

»Lassen Sie uns den Hauptschwierigkeiten, welche der Ausbreitung eines märkischen Geschichts-Vereins sich entgegenstellen, die seitdem entstandenen anreihen und kurz berühren. Es ist dies die Umgestaltung Berlins seit 15 Jahren zur wirklichen Hauptstadt der Monarchie durch die alljährliche Berufung der *Reichsstände* in seine Mauern, welche gerade in die für wissenschaftliche Arbeiten förderlichste Jahreszeit fällt und dem eigentlich Provinziellen, dem streng Märkischen, den Blick und das Interesse immermehr entfremdet, während, ein zweiter Punkt, im Sommer, ja auch im Frühling und Herbste, die seitdem nach allen Richtungen von Berlin aus sich erstreckenden *Eisenbahnen* heimische Forscher gerade in einer der Erholung und sonst kleinen Ausflügen in die heimische Provinz nur gewidmeten und nur zureichenden Zeit in alle Lande entführen.«

Eine wachsende politische Öffentlichkeit, der Blick auf das große Ganze und der Einbruch der Eisenbahn in den natürlichen Raum mit der, wie es damals hieß, »*annihilation of time and space*« – das waren zweifellos politisch-ökonomische Fortschritte, aber Fortschritte für die Vereinsbestrebungen waren es eben nicht:

»Wenn auch beide Ereignisse uns manchen lieben Strebensgenossen aus der Ferne näher brachten und den auswärtigen Mitgliedern in der Provinz den Besuch unserer Sitzungen hätten erleichtern können und sollen, so überwogen doch die Nachtheile, die den *provinziellen* Bestrebungen durch sie erwachsen, für den Verein, zumal auch die auswärtigen Mitglieder in Berlin immer lebendiger den Mittelpunkt der Monarchie, als den der Provinz, im erweiterten Gesichtskreise erkannten.«

Überzeugender hätten die Nachteile der Horizonterweiterung für die märkische Geschichtsforschung und -pflege kaum dargelegt werden können.

Das Bedürfnis nach Bewahrung des geschichtlich Überkommenen wächst bekanntlich in demselben Maße, wie das Überkommene ins Wanken gerät, und das war Anfang der 1860er Jahre der Fall, als die preußische

Monarchie in ihre schwerste Krise seit 1848 trieb. Während die Konservativen ihre Gegner in der liberalen *Deutschen Fortschrittspartei* mit der Polemik überzogen, sie könnten »nicht anders, als gegen alle historischen Ueberlieferungen [...] und selbst gegen den Thron des Königs andringen«, traten märkische Historiker als die berufenen Bewahrer dieser »Ueberlieferungen« an die Seite der Konservativen Partei. Dazu gehörten unter anderem Friedrich Wilhelm Holtze, Leopold Freiherr von Ledebur, Wilhelm Schwartz und Friedrich Voigt. Am besten man hört noch einmal in die Rede des Geheimen Justizrats Odebrecht am 7. März 1862 vor der Festversammlung des Vereins hinein:

»Allein auch *nach* dem Jahre 1848, so erschütternd auch dessen Stürme begreiflicher Weise gerade einen Verein, dessen Aufgabe die Pflege des Bestehenden und des Vergangenen ist, ergreifen mußten, ward es einem kleinen Kreis der dem Vereine Treugebliebenen vergönnt, bei besonderen Gelegenheiten Beweise der ihm gebliebenen Lebenskraft und der Lebensfähigkeit zu geben.«

Für die Zukunft indes hieß die historisch-politische Aufgabe:

»[...] so wollen wir, in unserm bescheidenen Streben, nur ferner unablässig dafür wirken, daß die früheren Verhältnisse der Mark Brandenburg gründlich erforscht, dadurch das richtige Verständniß des Vorhandenen und des Werdenden, wie das des Vergangenen, angebahnt und so dem Drängen nach Unberechtigtem gewehrt, aber dem Berechtigten das muthige Vorwärts werde.«

Das war eine aus den Ideen der historischen Rechtsschule gespeiste Standortbestimmung des Vereins. Man kann ihr – um den zeitgenössischen ›Widerspruch‹ faßlich zu machen – die Verse Adolf Glaßbrenners gegenüberstellen: »Was forscht ihr nur und grübelt und klaubt / Ihr dummen gelehrten Wichte, / Was uns früher Allerhöchstgnädig erlaubt / In dem Königsstaub der Geschichte? / Wir wollen die Gnaden auf Eselsfell nicht! / Wir sind auch den Toten nicht Knechte! / Wir wollen, was uns der Himmel zuspricht: / Unsre ewigen, göttlichen Rechte.« Daß diesem »Drängen nach Unberechtigtem gewehrt« werde, dafür setzten sich Mitglieder des Geschichtsvereins auch in politischen Versammlungen und Vereinen ein.

Der *Verein für Geschichte der Mark Brandenburg* stand mit zahlreichen anderen Vereinen in Verbindung, die sich auf die eine oder andere Weise wechselseitig stützten und förderten. Das konnte durch den Austausch von Publikationen, die Beteiligung an bestimmten Editions- und Forschungsvorhaben, die Unterstützung bei Recherchen oder durch die Ernennung von auswärtigen, korrespondierenden und Ehrenmitgliedern geschehen. Statt einer Ahnenreihe wurden nun Qualität und Anzahl der Mitgliedschaften in

solchen Vereinen und Gesellschaften zum bürgerlichen Reputationsausweis. Durch Amt und Leistung herausgehobene Forscher brachten es auf deren dreißig bis fünfzig. Um das auf Korrespondenzen fußende Netzwerk organisierter Geschichtsforschung und -pflege auch nur umrißhaft zu erfassen, bräuchte es allein für Norddeutschland und die Nachbarländer im Norden (Skandinavien) und Osten (vor allem Rußland) ein Europa-Projekt mit vieljähriger Laufzeit. Die binnendeutschen Beziehungen und ihre Zentralisierungen bilden ein eigenes großes Kapitel.

Um ins »streng Märkische«, in diesem Fall an den ›Ort des Geschehens‹ zurückzukehren: Das 1000jährige Potsdam hat 1993 seiner nicht weiter gedacht, obwohl er am Anfang einer organisierten Lokalgeschichtsforschung steht: Louis Schneider (1805–1878), Gründer und Seele des *Vereins für die Geschichte Potsdams*, der am 20. September 1862, auf dem ersten Höhepunkt des Konflikts zwischen Parlament und Krone in Preußen, ins Leben trat. Fontane schrieb über den Potsdamer Verein sechs Jahre später in der hochkonservativen *Kreuzzeitung*: »Wir wünschen dem Verein, der sich, das Lokale scharf ins Auge fassend, gerade dadurch um die vaterländische Geschichte große Verdienste erworben hat, ein ferneres Gedeihen.« Man sieht, das »Vaterländische« war überall, im großen Deutschland und im kleinen Potsdam. In letzterem füllte sich der begriffliche Paternalismus natürlich vor allem mit dem Gedanken der preußischen Militärmonarchie. Zu verdanken war das namentlich Louis Schneider, an dem Fontane nicht umsonst seine »hochschätzbaren Vereins- und Gesellschaftsgaben« hervorhob.

Schneider war Autodidakt, der, wie er von sich selber sagte, »im Irrgarten der Geschichte anmuthig umhertaumelnde L. Schneider«. Gelernt hatte er das Schauspielerhandwerk – und konnte es zeitlebens nicht verleugnen: Er mußte immer und überall eine Rolle spielen, manchmal auch deren zwei oder drei, nicht immer die beste und sympathischste, wie Fontane mit Blick auf seine Poesie und Politik bemerkte. Nichtsdestoweniger machte er gerade damit sein Lebensglück. Das war 1848. Was er im Berliner Revolutionsjahr an unsäglichen Versen zusammenreimte, dank seiner Suada für die konterrevolutionäre Landwehragitation leistete und schließlich von der Bühne herab an unverbrüchlicher Königstreue demonstrierte, das brachte ihm zwar den lautstarken Unmut des bürgerlichen Publikums ein, dafür empfing ihn aber die königliche Loge alsbald mit offenen Armen. Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn zum Hofvorleser und Hofrat, dem unter Wilhelm I. 1865 noch der »Geheime« folgte.

Diese literaturpolitisch einflußreiche Stellung (was in erlauchter Runde zum Vortrag kam, erreichte hochmögende Ohren) verband »Louis Tailleur«, wie ihn die satirische Presse 1848 getauft hatte, mit der Herausgeberschaft

des seit 1832 von ihm redigierten *Soldaten-Freundes. Zeitschrift für faßliche Belehrung und Unterhaltung des Preußischen Soldaten*, dem Vorsitz des – so Schneider selbst – »Potsdämlichen« Vereins sowie der Redaktion und Herausgabe der *Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams*, die Fontane regelmäßig lobend in der *Kreuzzeitung* besprach. Dazu übernahm Schneider 1868 den Vorsitz des am 28. Januar 1865 gestifteten *Vereins für die Geschichte Berlins* und blieb bis zu seinem Tod 1878 auch dessen zentrale Figur – als Vorsitzender, Organisator, Vortragender und Autor. »Das ist der Louis-Schneider-Geist, / Der uns die rechten Wege weist.«

Dr. jur. Richard Béringuier (1854–1916), Advokat, Sekretär der Französischen Kolonie in Berlin und führendes Vereinsmitglied, bemerkte aus Anlaß des 25jährigen Vereinsjubiläums 1890, also zwölf Jahre nach Schneiders Tod:

»Unter der Leitung des Ober-Bürgermeisters [C. J. Seydel, H. F.] entwickelte sich der Verein allmählig, einen größeren Aufschwung nahm er jedoch, als der Hofrath Schneider, Vorleser Seiner Majestät des Königs, die Leitung des Vereins 1868 übernahm. Er betonte zunächst die wissenschaftliche Seite des Vereins und setzte es durch, daß die Mitglieder, welche sich damals im Hôtel de Rome versammelten und denen ein aus den Beiträgen bezahltes Mahl nach der geschäftlichen Sitzung angeboten wurde, auf dieses Mahl verzichteten und den Betrag zur Publikation von Schriften zur Geschichte Berlins überwiesen.«

Ferner sicherte Schneider dem Verein durch die Einrichtung eines »Eisernen Fonds« eine solide finanzielle Grundlage, richtete nach dem Potsdamer Vorbild »Wanderversammlungen« ein und rief die »Louis-Schneider-Stiftung« ins Leben.

Im Mittelpunkt der Versammlungen der »Potsdamer GeschichtsDilettanten« überwiegend aus dem Lehrer-, Beamten- und Offiziersstand – die gleichwohl mit Thomas Nipperdey als die »eigentlich legitime[n] Repräsentant[en] der bürgerlichen Kultur und ihrer Organisation in Vereinen« anzusehen sind – standen Vorträge von Mitgliedern und auswärtigen Experten zu historischen Themen und Urkunden, die sich im engeren oder weiteren Sinne auf Potsdam als »geschichtlichen Raum« bezogen. Daneben pflegte der Verein »Wanderversammlungen«, bei denen, wie etwa bei einem Vortrag über die Gläserammlung auf Schloß Babelsberg, die »zufällige« Anwesenheit König Wilhelms in Aussicht gestellt wurde. Das alles gilt ähnlich für den Berliner Geschichtsverein, in dem indessen die Inhaber kommunaler Ämter und die Freiberufler – Ärzte, Anwälte, Gewerbetreibende – stärker vertreten waren. Eine genauere Analyse der Mitgliederstruktur und der Mitgliederentwicklung müßte für die Berliner und brandenburgischen Geschichtsvereine erst noch geleistet werden.

Inwieweit die Beziehungen zwischen Museumsdirektoren, Berufshistorikern, Archivaren, Philologen einerseits und den erklärten »Dilettanten« andererseits zu einer Professionalisierung der Vereinsarbeit auch unter den »Dilettanten« beitrug, bliebe eigens zu untersuchen. Ein Feld solcher Anleitung und Schulung bot die Arbeit an und mit Urkunden, die bei allen drei Vereinen eine wichtige Rolle spielte. Im Potsdamer Geschichtsverein gingen etwa wechselnde Referenten von Sitzung zu Sitzung die Potsdam betreffenden Urkunden durch und erläuterten sie fach- und sachkundig. Die Vorträge wurden dann in den *Mittheilungen* gedruckt. Ziel war die »chronologische Bearbeitung aller, überhaupt vorhandener Potsdamer Urkunden«. Der Berliner Geschichtsverein gab die *Berlinische Chronik*, das *Urkunden-Buch zur Berlinischen Chronik* sowie die Tafeln *Berliner Geschlechter* heraus. Beteiligt an diesen Unternehmungen waren der Oberlehrer Professor Ferdinand Voigt, der Stadtarchivar Fidicin, Dr. Findeisen, Dr. Hassel und Dr. Carl Brecht, Kanzleirat und Geheimer Registrar im Justizministerium. Ergänzend sei darauf hingewiesen, daß das vom benachbarten *Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde* herausgegebene *Mecklenburgische Urkundenbuch* bis heute als eine editorische Musterleistung gilt. Den Beschluß, ein solch umfassendes Vorhaben in Angriff zu nehmen, faßte der Verein übrigens bei einer Festsitzung aus Anlaß des 25jährigen Bestehens 1860. Gerade an solchen Jubiläen zeigt sich, daß es sich um »arbeitende« Vereine handelt, bei denen die Geselligkeitsformen keinen Eigenwert besaßen.

Verbindungen zwischen den drei hier in Rede stehenden Vereinen ergaben sich allein durch Doppel- und Dreifachmitgliedschaften. Es seien nur einige Namen genannt, bei denen mindestens eine Doppelmitgliedschaft vorliegt: Louis Schneider, Direktor von Ledebur, Professor Friedrich Wilhelm Holtze, Geheimer Justizrat Theodor Odebrecht, Dr. Carl Brecht, Professor Ferdinand Voigt, Ignaz von Olfers, Generaldirektor der Königlichen Museen zu Berlin, Friedrich Holtze. Das Programm des Berliner Vereins korrespondierte nicht zufällig mit dem des *Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg*, aber mehr noch mit dem des *Vereins für die Geschichte Potsdams*, da, wie Roland Berbig in *Theodor Fontane im literarischen Leben* zu Recht hervorhebt, »an der Konzipierung und zum Teil auch an der inhaltlichen Ausgestaltung des Vereinslebens die selben Personen maßgeblich beteiligt waren.« Dennoch ist nicht zu übersehen, daß der *Verein für Geschichte der Mark Brandenburg* in erster Linie ein gelehrter und forschender Verein war, während sich der *Verein für die Geschichte Berlins* im Übergang zu einem bürgerlich-wilhelminischen Honoratiorenverein befand und der *Verein für die Geschichte Potsdams* seinem Charakter nach deutlich die Züge einer Residenz- und Garnisonsstadt trug.

Im besten Sinne ›konservativ‹ war freilich auch der Berliner Vereinszweck, hieß es doch programmatisch, der »Verein setze sich vor, die altberlinischen Denkmäler, welche der Strom einer industriösen Zeit zu entführen drohe, nach Kräften zu conserviren«. Und bereits im Gründungsaufwurf war zu lesen: »In der jetzigen, zumeist dem Materialismus zugewendeten Zeit sehen wir die alten Denkmäler unserer Vaterstadt mehr und mehr schwinden«; dagegen wolle man einen Damm errichten. Das brachte es – im Unterschied zu den anderen Vereinen – mit sich, daß der Verein auf vielfältige Weise lokalpolitisch aktiv wurde, mit freilich sehr begrenztem Erfolg, wenn auch mit überregionalem Echo. In der Dynamik des städtebaulichen Wandels erfüllte er eher eine kompensatorische Funktion. Als Ausdruck dessen kann man das aufwendig gestaltete Buch *Aus Alt-Berlin. Stille Ecken und Winkel der Reichshauptstadt in kulturhistorischen Schilderungen* (Berlin 1891) von Oskar Schwebel betrachten, der einer der rührigsten berlinisch-märkischen historischen Schriftsteller der wilhelminischen Zeit war und mit Fontane das Titelblatt der eingangs erwähnten Zeitschrift *Der Bär* zierte. Ein weiterer Unterschied: Die Mitgliederzahl des Berliner Vereins stieg rasch, 1885 waren es bereits 470 Mitglieder, und neben den jeweiligen Stadtvätern, den historisch Gebildeten und Freiberuflern erscheinen nun auch Verleger, Schriftsteller, Künstler und ein so gewichtiger Industrieller wie August Julius Borsig unter den Mitgliedern.

Um am Ende noch einmal auf den ›Ort des Geschehens‹ zurückzukommen: »Potsdam«, so Fontane in einer Notiz zu einem nicht ausgeführten Potsdam-Kapitel, »Potsdam, mehr als irgendein anderer Punkt, ist die Geburtsstätte des preußischen Staats und unterscheidet sich schon dadurch erheblich von Berlin.« Nicht allein deshalb sei dem DFG-Projekt *Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache (und Altertumskunde)* der am Ort liegende *Verein für die Geschichte Potsdams* in den 25 Jahren von 1863 bis 1888 als Vergleichsobjekt empfohlen. Auch das »fast genossenschaftliche Wesen unseres Vereins«, wie der »ExpreßDienstmann für Vaterländische Geschichte« Louis Schneider formulierte, scheint sich dafür anzubieten. In den früheren Jahren möchte sich dagegen eine Untersuchung der Beziehung zwischen dem *Verein für Geschichte der Mark Brandenburg* und der *Berlinischen Gesellschaft* empfehlen, wobei nicht zuletzt die Doppelmitgliedschaft Friedrich Heinrich von der Hagens einige Aufmerksamkeit beanspruchen dürfte.

1 Vortrag, gehalten am 12. Januar 2002 im Neuen Palais (Potsdam) unter dem Titel »Vaterländische Geschichte« und *Vereine: Organisierte Geschichtsforschung und -pflege in Berlin und Brandenburg* im Rahmen des Workshops *Wissenschaft*

als »gemeinschaftliches Unternehmen«. Zum organisatorischen Aspekt von Wissenschaftsbildung 1815–1880, veranstaltet vom DFG-Projekt *Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache* am Institut für Germanistik der Universität Potsdam (Prof. Dr. Joachim Gessinger). Um den Vortragscharakter zu wahren, wird der Text ohne jegliche Änderung und Ergänzung durch Anmerkungen wiedergegeben; lediglich der Titel ist dem Publikationsort angepaßt.

Jürgen Kloosterhuis: *Katte. Ordre und Kriegsartikel. Aktenanalytische und militärhistorische Aspekte einer »facheusen« Geschichte*. Berlin: Duncker & Humblot 2006. 112 S. 14,80 €

Jürgen Kloosterhuis, Direktor des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, greift in seinem Buch *Katte. Ordre und Kriegsartikel* jenes allseits bekannte tragische Ereignis des Jahres 1730 erneut auf, das nicht nur in den Geschichtsbüchern als Wendepunkt in der Entwicklung Friedrichs des Großen beschrieben, sondern auch literarisch als Drama oder Roman bearbeitet wird, und rückt die Beteiligten, insbesondere Katte und Friedrich Wilhelm I., in ein neues richtiges Licht. Auf der Grundlage einer gründlichen und fachgerechten Analyse der Akten, präzise nachgewiesen in ausführlichen Fußnoten und in einem Quellen-Anhang, der ein Viertel des Buches einnimmt, geht der Verfasser vor allem auf das Verhältnis zwischen Katte als Gardekürassier und Friedrich Wilhelm I. als König und Regimentschef ein. Weder der Vater-Sohn-Konflikt zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem Kronprinzen Friedrich noch die unglückliche Freundschaft zwischen Friedrich und Katte stehen im Mittelpunkt der Betrachtungen. Eine wesentliche Rolle in der Untersuchung spielt jene Kabinetts-Ordre vom 1. November 1730, mittels derer Friedrich Wilhelm I. das Urteil des Kriegsgerichts über Katte von lebenslänglicher Festungshaft zum Tod durch das Schwert verschärfte. Und Kloosterhuis' Ansicht nach führten nur die Kriegsartikel den König zu dieser Entscheidung.

Im ersten Kapitel macht Kloosterhuis darauf aufmerksam, daß im Mittelpunkt seiner Beobachtungen Hans Hermann von Katte steht, ebenso wie in Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Kloosterhuis zitiert aus Fontanes *Katte-Tragödie*: »Es gibt kaum einen Abschnitt in unserer Historie, der öfter behandelt worden wäre als die Katte-Tragödie. Aber so viele Schilderungen mir vorschweben, das Ereignis selbst ist bisher immer nur auf den Kronprinzen Friedrich hin angesehen worden. Oder wenigstens vorzugsweise. Und doch ist der eigentliche Mittelpunkt dieser Tragödie nicht Friedrich, sondern Katte. Er ist der Held, und er bezahlt die Schuld.« (S. 10) Sobald man die historischen Fakten im Detail untersucht, rückt außerdem Friedrich Wilhelm I. in eine zentrale Position: »Damit gewinnt neben dem Kronprinzenkonflikt und der Katte-Tragödie auch ein Königsdrama Konturen.« (S. 12)

Im zweiten Kapitel, der aktenkundlichen Analyse der Überlieferungen jener »facheusen« Geschichte, befaßt sich Kloosterhuis mit der Reform der Anweisungsschreiben aus dem königlichen Kabinet. Friedrich Wilhelm I. pflegte seine Anweisungsschreiben entweder als Ordre (Wir-Stil) oder als Dekret-Schreiben (Ich-Stil) formulieren zu lassen. In der betreffenden Kabinetts-Anweisung an das Kriegsgericht vom 1. November 1730 waren jedoch diese beiden Stile

gemischt. Diesem Stilbruch, mit dem Kattes Schicksal besiegelt wurde, hat die Forschung lange keine Beachtung geschenkt.

Im dritten Kapitel werden die Akten von 1730 archivgeschichtlich untersucht. Der Verfasser weist darauf hin, daß im Archiv Papiere zweier verschiedener Provenienzen zum Katte-Prozeß lagen. Aber weder Archivare noch Forscher berücksichtigten diesen Provenienzunterschied, ebenso wenig wie die Tatsache, daß die Küstriner Akten seit 1826 lückenhaft sind.

In den letzten Kapiteln fokussiert Kloosterhuis den Fall Katte in militärhistorischer Perspektive. Im vierten Kapitel zunächst nähert er sich aufgrund erst neuerdings zugänglich gewordener Materialien der Familie von Katte und charakterisiert Kattes Persönlichkeit, die sich im Spannungsfeld zwischen Reichsdienst und Regimentskultur schließlich ruinierte. Im fünften Kapitel kommt der Fluchtversuch des Kronprinzen, vor allem sein Begleiterkreis, in den Blick. Aus juristischer Perspektive wird der Unterschied zwischen Desertion und »Ausbleiben« erklärt. Während die Aktion des Kronprinzen als »Ausbleiben« beschönigt werden konnte, geriet Katte als Deserteur in die Bredouille. Im letzten Kapitel werden die Zusammensetzung des Kriegsgerichts, seine Voten und Friedrich Wilhelms I. Anweisungen an das Kriegsgericht analysiert. Das Hauptinteresse

des Verfassers gilt den Fragen, ob das Kriegsgericht Recht sprach und ob Kattes Hinrichtung ein Justizmord war. Zur Beantwortung der zweiten – wichtigeren – Frage zieht Kloosterhuis die preußischen Kriegsartikel heran, »die den Komplotteur völlig unabhängig von einer ausgeführten oder unterlassenen Desertion wie den tatsächlichen Deserteur bestrafen.« (S. 67) Für Kloosterhuis ist es selbstverständlich, daß Friedrich Wilhelm I. als König wie als Regimentschef den Gardeleutnant Katte nicht mit Haft davonkommen lassen konnte. Er gelangt zu folgendem Fazit: »Kurz, aus der ›facheusen‹ Geschichte gingen vordergründig keine Sieger, sondern nur ein Verlierer hervor, der mit seinem Haupt für eine Zeche haftete, die er so ehrgeizig wie überheblich nicht genau genug berechnet hatte.« (S. 84)

Kloosterhuis' Werk bietet Fontanelesern eine anregende Lektüre. Da der Verfasser darauf verzichtet, hinlänglich bekannte historische Ereignisse noch einmal zu präsentieren, wäre es zu empfehlen, mit diesem Buch auch Fontanes *Oderland*-Band der *Wanderungen* zur Hand zu nehmen. Bei paralleler Lektüre wird deutlich, wie richtig Fontane trotz der zu seiner Zeit unzureichenden Quellenlage in seinem besonderen Verständnis der preußischen Geschichte im großen und ganzen den Katte-Fall bewertete.

□ MAYUMI KAWAI

Carola Stern mit Ingke Brodersen: *Kommen Sie, Cohn! Friedrich Cohn und Clara Viebig*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2006. 169 S. 16 Abb. 16,90 €

»*Kommen Sie, Cohn!*« Der berühmte Vers Fontanes ist nun schon zum zweiten Mal zu einem Buch-Titel geworden. Nachdem Michael Fleischer seine 1998 erschienene Broschüre über *Fontane und die »Judenfrage«* so genannt hat, liegt mit dem Band von Carola Stern über Friedrich Cohn und Clara Viebig ein Namensvetter dieser umfassenden Materialsammlung zum Antisemitismus bei Fontane vor. Natürlich gibt es auch eine innere Beziehung zwischen diesen beiden Büchern. Auf verschiedenen Wegen und mit unterschiedlichen Mitteln loten ihre Autoren aus, was eigentlich hinter diesem Vers steckt, der scheinbar so ohne Arg dahergereimt ist und dessen antisemitischen Gehalt Fontane selbst herunterzuspielen versuchte. Während für Fleischer Fontane jedoch Hauptgegenstand ist, spielt er für Carola Stern nur eine Nebenrolle. Sie erzählt die Geschichte des Verlegers Fritz Cohn und der Schriftstellerin Clara Viebig, die im Hause Fontanes ihren Ausgangspunkt nahm.

Im Februar 1895 wurde die 1860 geborene Clara Viebig, die sich mit einem Manuskript an den bekannten Schriftsteller gewandt hatte, zum Tee in die Potsdamer Straße 134c eingeladen. In der Folge war sie noch mehrfach bei den Fontanes zu Gast und berichtet in tagebuchartigen Aufzeichnungen von entsetzlichen Auftritten, zu denen es gekommen sei, als Martha Fontane ihre Absicht kundtat,

sich mit dem 22 Jahre älteren Karl Emil Otto Fritsch zu verloben. Offenbar kam es rasch zu einer näheren persönlichen Bekanntschaft. Fontane soll sogar Fürsprache bei der Mutter von Clara Viebig eingelegt haben, als diese sich einer Hochzeit ihrer Tochter mit dem jüdischen Geschäftsmann Friedrich Theodor Cohn widersetzte. Am 24. November 1896 heirateten Clara Viebig und Friedrich Cohn, die Tischrede hielt angeblich Theodor Fontane. Solche Informationen, die aus Plausibilitätsgründen und aufgrund der Quellenlage zweifelhaft sind, werden durch die Darstellung unkritisch kolportiert und ausgeschmückt. So datiert beispielsweise die berühmte Tagebuchnotiz über Schreikrämpfe, Ohnmachtsanfälle und Nahrungsverweigerung im Hause Fontane vom 17. September 1898, einem Tag, an dem Emilie Fontane gar nicht zu Hause weilte; sie ist außerdem bisher lediglich durch einen Zeitungsartikel bekannt, das Tagebuch selbst ist verschollen wie der gesamte Nachlaß der Viebig. Selbstverständlich erscheinen die Bücher der Viebig ab sofort im Verlagshaus F. Fontane & Co., das damals in literarischen Kreisen als erst-rangige Adresse galt und alles an sich zog, was in der Literatur einen Namen hatte oder sich einen zu machen suchte. Wenn Friedrich Fontane die Seele der Verlags-handlung war, so war Fritz Cohn ihr Rückgrat. Niemand verlegt ohne Geld. Zwölf Bücher von Clara Viebig erschie-

nen ab 1897 im Fontane-Verlag, darunter mit *Kinder der Eifel* eines ihrer bekanntesten Werke. Als Cohn 1903 aus dem Verlag Fontanes ausschied und sich zusammen mit Egon Fleischel selbständig machte, nahm er die Autorin-Gattin natürlich mit. Ihre Bücher erschienen nun bei Fleischel & Co. Auch finanziell standen sich Friedrich Cohn und Clara Viebig in der Zeit gut. Sie erwarben eine Villa in der Zehlendorfer Königstraße und versammelten einen Kreis von Intellektuellen um sich.

In prägnanten, lesbaren Kapiteln umreißt Carola Stern die Geschichte dieses bemerkenswerten Paares. Man merkt es dem Buch an, es ist ein erster Entwurf, nicht fertig geworden, manche Antworten bleibt es schuldig, an Stellen, wo die Dokumente fehlen oder nichts verraten, mußte die Phantasie aushelfen. Auf diese Weise bietet diese Biographie aber auch mehr als die Summe der Daten und Fakten. Die Erfahrungen eines Lebens im 20. Jahrhundert fließen ein, eines Lebens, das von Brüchen und Scheinexistenzen gekennzeichnet ist, von der Suche nach dem Selbst in einer schizophrenen Welt. Symptomatisch ist beispielsweise die unverhohlene Bewunderung der Autorin für den Lebenskünstler und Schriftsteller Armin T. Wegner, der es wagte, dem verbrecherischen Ungeist des Nationalsozialismus mit Zivilcourage zu begegnen und 1933 in einem offenen Brief an Adolf Hitler gegen die Judenverfolgungen protestierte. Wegner gehörte zu den Autoren des Fleischel-Verlags und zu den Gästen der Familie Cohn in der Zehlendorfer Villa.

Carola Stern, am 14. November 1925 als Erika Assmus auf Usedom geboren, avancierte im BDM zur Jungmädelführerin, absolvierte 1944 ihr Abitur und führte nach dem Kriegsende ein *Doppel-leben*, so der Titel einer Autobiographie, im geteilten Deutschland. Vom amerikanischen Geheimdienst als Agentin angeworben, wurde sie Dozentin an der Parteihochschule der SED, die auf der Hakeburg in Kleinmachnow ihren Sitz hatte, floh aber nach einem Verhör 1951 nach Westberlin, wo sie studierte und als Publizistin arbeitete. Ihre Pressebeiträge zeichnete sie zunächst mit drei Sternen, später mit dem Pseudonym Carola Stern. Sie arbeitete als Lektorin bei Kiepenheuer & Witsch, als Rundfunk- und Fernsehjournalistin und war auf herausragende Weise politisch und gesellschaftlich engagiert. Sie starb am 19. Januar 2006, wenige Wochen nach ihrem 80. Geburtstag.

Das Erscheinen ihres letzten Buches hat sie nicht mehr erlebt. Ingke Brodersen, ihre Lektorin und langjährige Vertraute, hat es für sie herausgegeben und mit einem Vorwort versehen, das Nachruf ist und bewegender Abschiedsgruß, Entstehungsgeschichte und editorischer Bericht. Auch wichtige Hinweise zur Schreibhaltung der Verfasserin verdanken wir der Lektorin. »Ich vermute, dass Carola Stern in Friedrich Theodor Cohn in manchem ein Ebenbild ihres 2001 verstorbenen Mannes Heinz Zöger sah.« Von ihrem Mann, dessen Lieblingsschriftsteller Fontane war, auf das Gedicht *Als ich 75 wurde* aufmerksam gemacht, dessen Schlußzeile bekannter ist als sein Titel,

wurde die Neugier von Carola Stern geweckt. Wer ist Cohn? Und über Cohn kam sie zu Clara Viebig.

Mich hat an diesem Band ebenfalls besonders der langjährige Associé des Verlages F. Fontane & Co. interessiert, der die Ausgaben der erzählerischen Werke Fontanes finanzierte und damit den Romancier und Novellisten Fontane überhaupt erst ermöglichte. Soll man sich Friedrich Theodor Cohn wirklich so vorstellen, wie er hier geschildert wird, als Verlagsmitarbeiter, der Manuskripte sichtet, Autoren betreut, Werke vermittelt? Anlässlich jenes denkwürdigen 75. Geburtstages soll Friedrich Cohn überhaupt das einzige Mal bei den Fontanes zu Gast gewesen sein, wie Friedrich Fontane am Rande seines Exemplars der Erinnerungen von Paul Meyer festhielt. Paßt das zu dem Bild einer selbstbewußt agierenden Verlegerpersönlichkeit? Was weiß man eigentlich über Cohn? Was wird er wohl gesagt haben zu dem Artikel, den sein ehemaliger Compagnon Friedrich Fontane 1935 im *Ruppiner Stürmer* veröffentlichte: *Theodor Fontane und*

die Judenfrage?

Das Schicksal meinte es gut mit Friedrich Cohn und Clara Viebig. Er starb am 14. Februar 1936 in seinem Haus in Zehlendorf. Seine Frau wurde dadurch würdig, in die Reichsschrifttumskammer aufgenommen zu werden. Ihre Romane wurden wieder aufgelegt. Sie starb am 31. Juli 1952, kurz nach ihrem 92. Geburtstag. 1992 wurde in Bad Bertrich die *Clara Viebig Gesellschaft* gegründet. Die Villa in der Königstraße wird seit den 1950er Jahren von der Burschenschaft *Gothia* genutzt. Carola Stern versucht einen versöhnlichen Schluß: »Während drinnen die Gothianer ihre völkischen Lieder singen und die Säbel wetzen, rinnen an einem der Fenster draußen Tropfen auf den grünen Rasen. Cohn weint.« Und sie fügt hinzu: »Kommen Sie, Cohn! Kümmern Sie sich nicht um die da drinnen! Seien Sie uns willkommen! Seien Sie umarmt!« Es kommt ganz darauf an, wer einen Satz sagt und in welcher Weise er es tut.

□ KLAUS-PETER MÖLLER

»ein kleiner Herr mit intelligenten Augen und milzfarbenem Teint«.

Fontane und ein Lehrer in Malchow

PETER SCHAEFER

Fontane beginnt seinen Reisebericht über den vorweihnachtlichen Besuch in Malchow im Dezember 1878 im Band *Spreeland* der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* mit einer Widmung: »Staub wird zu Staub / Und Ruhm und Name der Zeiten Raub.«

Von den zwei Personen, mit denen es Fontane in Malchow nacheinander zu tun bekommt, einem Lehrer und einem Pfarrer, war bisher nur Letzterer namentlich bekannt: die Anmerkungen der *Wanderungen*-Ausgaben¹ nennen Adalbert Hosemann als Malchower Pfarrer.

Durch glücklichen Zufall ist es nun möglich, den Namen nachtragen zu können, und nicht nur den Namen: wir können dem Lehrer ins Angesicht schauen.

Zuerst soll die Szene aus der »Weihnachtswanderung« rekapituliert werden. Fontane war zu Fuß über die verschneite Chaussee nach Malchow gekommen, um die Gruft des Geheimen Etats-Rats und Ministers unter Friedrich I., Paul von Fuchs, zu besichtigen:

»Wo wohnt der Lehrer?«

Ein junges Frauenzimmer, an das ich die Frage gerichtet hatte, trat mit einer für märkische Verhältnisse bemerkenswerten Raschheit von der Hauschwelle her auf den Damm und sagte: »Da; das rote Haus.«

»Gegenüber der Kirche?«

»Ja.«

Und damit schloß unser Gespräch. Ich dankte für gütigen Bescheid und schritt auf das rote Haus zu, freudig gehoben in meinem Gemüt und wie Ibykus »des Gottes voll.« Nicht gerade von Liedern, aber doch von Hoffnungen und Bildern. Ich sah schon die verfallene Grufttreppe samt den drei Särgen vor mir und las dem alten Minister seine mit ins Grab genommenen

Geheimnisse von der Stirn herunter. Entdeckungen schossen auf wie die Knospen nach einem Frühlingsregen.

Und so stand ich vor *maison rouge*.

›Kann ich den Herrn *Kantor* sprechen?‹

Ich griff absichtlich nach dieser höheren Titulatur.

Ein Hin- und Herlaufen entstand infolge meiner Frage, zuletzt aber erschien ein kleiner Herr mit intelligenten Augen und milzfarbenem Teint, um nach meinem Begehre zu fragen.

›Es handelt sich für mich‹, hob ich, den Hut ziehend, mit aller mir zuständigen Artigkeit an, ›um den Staatsminister von Fuchs. In der Gruft Ihrer Kirche...‹

›Ist zugeschüttet.‹

Ich war einen Augenblick *décontenanciert*, mehr noch durch den Ton als durch den Inhalt dieser zwei Donnerworte. Wer aber weiß, daß das Menschenherz nicht gerne von Lieblingsvorstellungen läßt und nach dem Hinschwinden von Dingen und Ereignissen sich schließlich auch mit Betrachtung ihres bloßen *Schauplatzes* zufriedengibt, der wird es begreiflich finden, daß ich nicht ohne weiteres das Feld zu räumen Lust hatte. Konnt ich nicht die Gruft haben, so wollt ich wenigstens die Gruft^{stelle} haben, und so rekolligiert ich mich und sagte: ›Wie schade. Dann bitt ich Sie, mir wenigstens die Kirche zeigen zu wollen.‹

›Ich kann nur wiederholen‹, klang es jetzt unter immer sichtbarer werdenden Zeichen von Ungeduld, ›daß die Gruft zugeschüttet ist. In der Kirche selbst befindet sich nichts. Ein Besuch würde mithin ohne Resultat für Sie verlaufen. Auch hab ich Schule.‹

›Sie mißverstehen mich. Es liegt mir fern, Sie persönlich inkommodieren zu wollen. Aber ich komme bei Wind und Wetter von Berlin und bitte Sie deshalb, mir durch irgend jemand die Kirchentür aufschließen zu lassen.‹

›Durch wen?‹

›Vielleicht durch ein Kind oder eine Magd.‹

›Hab ich nicht.‹

Und nach dieser Schlußbemerkung zog er sich intelligenter und milzfarbener als vorher in seine Schulstube zurück.

Mein *erstes* war ein heißes Dankgefühl dafür, zu keiner Zeit, am wenigsten aber in der jetzigen, auf der Malchower Schulbank gesessen zu haben; mein *zweites*: Haß und Rache. Die ganze Reihe der Schulmeister durchgehend, deren Bekanntschaft ich in Leben oder Dichtung je gemacht hatte, konnt ich doch keinen finden, der mir – mit alleiniger Ausnahme des *maître d'école* in den ›Geheimnissen von Paris‹ – gleich verabscheuungswürdig erschienen wäre.«²

Nach dieser Abfuhr vom Küster und Lehrer gelingt es Fontane, beim Pfarrer mehr Verständnis für sein Anliegen zu finden. Wer lesen will, in wie glücklicher Art und Weise sich Fontanes Hoffnung doch noch erfüllte, schaue in den Band *Spreeland*. In gut kommentierten Ausgaben findet sich alles, was über die von Fontane gesuchte Gruft des Geheimrats Paul von Fuchs und die Geschichte Malchows aufhebenswert erscheint. Hier soll nachgetragen werden, daß der Forschung eine kleine Festschrift zum 650jährigen Bestehen Malchows unbekannt geblieben war, die erstmals den Namen des Lehrers nennt: »Am 1. Oktober [1865] nahm der Küster, Organist und Lehrer August Adolf Merckel seine Tätigkeit in Malchow auf. (A. A. Merckel ist jener Lehrer, der den Unmut Theodor Fontanes auf seiner Weihnachtswanderung nach Malchow erregte.) Der Patron, Rittergutsbesitzer Simon sen., hatte ihm diese Stelle übertragen, da der bisherige Inhaber, Lehrer Franz, nach Amerika ausgewandert war«, so heißt es in der kleinen Broschüre.³ Aus dem Kirchenbuch in Malchow erfahren wir Näheres. Es ist dasselbe Kirchenbuch, das Fontane während seines Besuchs in Malchow durchblättert:

»Aus dem Kirchenbuche stellt' ich 20 Namen zusammen, weiter nichts, und so blutwenig dies ist, so frag ich doch jeden nur mit einer Spur von Phantasie Begabten, ob sich ihm daraus nicht eine *Art* von Lebensbild erschlossen hat.«⁴



August Adolf Merckel im Kreise seiner Schülerinnen, ca. 1877

Uns interessiert hier nur ein einziger Name, der knapp 18 Jahre nach Fontanes Besuch eingetragen wurde, weil die Person in Malchow verstorben war: August Adolf Merckel, am 23. August 1833 in Melzow bei Gramzow, Kreis Angermünde geboren. Die im Kirchenbuch eingeklebte, aus einer Zeitung ausgeschnittene Todesanzeige, unterzeichnet von »Gemeindegemeinderath und Schul-Vorstand«, nennt als Todestag den 22. Juni 1896, unter »Stand des Verstorbenen« steht der Eintrag »Küster und Lehrer«, so daß Name und Beruf als gesichert gelten dürfen.⁵ In der Todesanzeige wird »Herr Adolf Merckel« als »unser Küster und erster Lehrer«⁶ bezeichnet, der »30 Jahre mit heiligem Ernst und unermüdlicher Pflichttreue in hiesiger Gemeinde gewirkt« hat.

Die Informationen und auch das Foto sind Frau Irene Teschner zu verdanken, die eines Tages im Potsdamer Fontane-Archiv erschien und dem Archiv als Schenkung alle entsprechenden Materialien aus ihrem Familienbesitz überließ. Ihr soll an dieser Stelle herzlich gedankt werden. Sie »stammt aus der Familie Gebert, der nachweislich ältesten Bauernfamilie Malchows. Die Geberts sind mindestens seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges in Malchow ansässig.«⁷ Aus ihrem Bericht erfahren wir: die Großmutter väterlicherseits von Frau Teschner, Marie Noack, geboren am 2. Juni 1863, ist das große Mädchen links hinter dem Lehrer, die dem Augenschein nach vielleicht 14 oder 15 Jahre alt ist. Die Großmutter mütterlicherseits, Luise Wegemund, geboren am 4. November 1867, ist das sechste Mädchen von links in der ersten Reihe, etwa 10 Jahre alt. Aus diesen familiären Zusammenhängen und dem Geburtsdatum von Adolf Merckel ergibt sich: das Foto zeigt Adolf Merckel als Mittvierziger, etwa 1877 oder 1878, also zu jener Zeit, als Fontane in Malchow war und von dem Erlebnis der Begegnung mit Merckel zu einem seltenen Anfall von »Haß und Rache« bewegt wurde.

Ein milzfarbener Teint kann auf dem Foto nicht festgestellt werden, auch nicht, ob Fontanes Charakterisierung der Figur des Legationsrates Duquede aus *L'Adultera* als milzsüchtiger Krakeeler möglicherweise auch auf Adolf Merckel zutrifft. Ein leiser Zweifel daran ist angebracht, denn die Schülerinnen auf dem Photo – ernst, aber nicht ängstlich – erwecken nicht den Eindruck, als würden sie sich hier mit einem pädagogischen Scheusal zeigen.

Wer die Namen Fontane und Merckel kennt, denkt natürlich zuerst an den väterlichen Freund Fontanes, der als Autor des Verses »Gegen Demokraten helfen nur Soldaten« berühmt-berüchtigt wurde.⁸ Eine familiäre Verbindung Adolf Merckels zu Wilhelm von Merckel ist nicht bekannt.

Dem Leser steht es frei, sich dem Fontaneschen »Haß und Rache« anzuschließen, doch darf hier neben diesen Donnerworten über einen Vertreter des Berufsstandes, über den es im *Stechlin* heißt: »Alle Lehrer sind nämlich

verrückt«⁹ vielleicht an ein anderes Urteil Fontanes in ganz anderem Zusammenhang erinnert werden: »... sonderbar, alle korrekten Leute werden schon bloß um ihrer Korrektheiten willen, mit Mißtrauen, oft mit Abneigung betrachtet.«¹⁰ Fontane traf hier auf einen Lehrer, der Fontane eine mehrfache Enttäuschung bereitete: er teilte die Passion des Dichters für Historisches offensichtlich nicht, er konnte Fontanes Wunsch nach einer historisch oder poetisch möglichst reizvollen Gruft nicht erfüllen und der, mit norddeutscher Sturheit, wie man wohl sagen darf, dem Fremden unfreundlich gegenübertrat – und der doch vielleicht nur, korrekt und voller Ungeduld, schnell zurück zu den ihm anvertrauten Kindern wollte.

Ob Adolf Merckel, dessen Name »der Zeiten Raub« schien, jemals Fontanes »Weihnachtswanderung« gelesen und sich dort wiedergefunden hat?

Anmerkungen

- 1 GBA, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Spreeland*. 2. Aufl. 1994, S. 569, Anm. zu S. 234. – HFA, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Dritter Bd., 2. Aufl. 1977, S. 1089, Anm. zu S. 673.
- 2 GBA, vgl. Anm. 1, S. 231 f.
- 3 BÄRBEL VILLWOCK: *Aus der Malchower Schulgeschichte*. In: *Festschrift 650 Jahre Malchow 1344–1994. Ein Streifzug durch die Geschichte* von ANKE HUSCHNER. Berlin 1994, S. 41–45, hier S. 41. Die in einer späteren Broschüre verwendete Schreibweise »Merkel« ist offensichtlich falsch: HANS-JOACHIM BEESKOW, *Führer durch die Evangelische Kirche in Berlin-Malchow*. Hrsg. GEMEINDEKIRCHENRAT DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN BERLIN-MALCHOW. Berlin 2004, S. 8 f.
- 4 JUTTA NEUENDORFF-FÜRSTENAU: *Briefe Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 4 (1960), S. 358–376, hier S. 373.
- 5 Kopie im Theodor-Fontane-Archiv.
- 6 Einen zweiten Lehrer gab es in Malchow erst ab Oktober 1885, also lange nach Fontanes Besuch, vgl. VILLWOCK, wie Anm. 3, S. 41.
- 7 Festschrift, wie Anm. 3, S. 55.
- 8 Vgl. HUBERTUS FISCHER: »Gegen Demokraten helfen nur Soldaten« – *Wilhelm von Merckel und die Revolution von 1848/49. Ein politisches Zeitbild*. In: *Fontane Blätter* 82 (2006), S. 60–87.
- 9 GBA, *Der Stechlin*. Hrsg. von KLAUS-PETER-MÖLLER. Berlin 2001, 5. Kapitel, S. 61.
- 10 THEODOR FONTANE, Brief an Clara Kühnast vom 27. Okt. 1895. In: HFA IV/4, S. 494.

Die Teerschwelerfamilie zu Dietrichsofen in Fontanes *Stechlin* und seinen *Wanderungen*¹

RALF DIETRICH

Der Stechlin, Theodor Fontanes letztes und erfolgreichstes Werk, ist in der Erstfassung von Ende November bis Weihnachten 1895 niedergeschrieben worden.² Seit Oktober 1897 erfolgte dessen Veröffentlichung, zunächst als Zeitungsabdruck. Die Buchausgabe erlebte Fontane nicht mehr. Die Handlung des *Stechlin* ließ er in den 1890er Jahren spielen, zumeist an dem fiktiven Herrnsitz des Dubslav von Stechlin, gelegen am sagenumwobenen Stechlinsee, inmitten einer »ausschließlich mit Förstereien, Glas- und Teeröfen besetzten Waldung«³ – der Menzer Forst. Fontane stützte sich bei den Beschreibungen von Land und Leuten nicht zuletzt auf seine Wanderungen, die ihn gut zwanzig Jahre zuvor, vom 16. bis 29. September 1873, auch durch dieses bezaubernde Wald- und Seengebiet führten. Anfang Oktober 1873 hatte Fontane seine noch frischen Eindrücke niedergeschrieben und diese (nach dem Vorabdruck in einer Zeitschrift im Februar und März 1874) 1875 als Kapitel »Die Menzer Forst und der Große Stechlin« in der dritten Auflage des ersten Bandes seiner *Wanderungen durch die Mark Brandenburg – Die Grafschaft Ruppin* veröffentlichen lassen. Fontane selbst zählte es zu den besten Kapiteln seiner *Wanderungen*.⁴ In den genannten Schriften richtete sich Fontanes Fokus vor allem auf den Adel, neben dem geistlichen und bürgerlichen Stand. Eher beiläufig finden mit Teerschwelern, Glasmachern und Fischern auch Angehörige des sogenannten vierten Standes Erwähnung. So kommt im letzten Abschnitt des 20. Kapitels im *Stechlin* ein Bewohner Dietrichsofens zu Wort: Dubslav von Stechlin befindet sich mit seinem Kutscher Martin auf der Rückfahrt von der Rheinsberger Wahlveranstaltung zu seinem Wohnsitz am Südufer des Stechlinsees.

»In der Stadt war schon alles still; aber draußen auf der Landstraße kam man an großen und kleinen Trupps von Häuslern, Teerschwelern und Glashüttenleuten vorüber, die sich einen guten Tag gemacht hatten und nun

singend und johlend nach Hause zogen. [...] So trabte Dubslav auf den als halber Weg geltenden Nehmitzsee zu. Nicht weit davon befand sich ein Kohlenmeiler, Dietrichsofen, und als Martin jetzt um die nach Süden vorgeschobene Seespitze herumbiegen wollte, sah er, dass wer am Wege lag, den Oberkörper unter Gras und Binsen versteckt, aber die Füße quer über das Fahrgeleise. Martin hielt an. ›Gnädiger Herr, da liegt wer. Ich glaub' es ist der alte Tuxen.‹

›Tuxen, der alte Süffel von Dietrichsofen?‹

›Ja gnädiger Herr. ...‹

In der Großen Brandenburger Ausgabe des Aufbauverlages von 2001 findet sich bei den Anmerkungen zu Dietrichsofen der Hinweis, dass es am Nehmitzsee einen Flecken Dietrichswinkel gibt.⁵ Dieser Flurname bezeichnet noch heute das südwestlich des Teufelssees gelegene und im Westen am Nehmitzsee beziehungsweise Joppichswerder grenzende Areal. Doch es hat auch Dietrichsofen tatsächlich dort gegeben. Die kleine Siedlung lag am »Krummen Damm«, einer alten gepflasterten Waldstraße. Diese passiert die Dietrichsbrück(e) über den Polzowgraben (einem Flößerkanal aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts) und führt auch am Südufer des Stechlinsees entlang. Die Straße verbindet Rheinsberg mit der ehemaligen Glashütten-siedlung Neuglobsow. Bei Dietrichsofen handelte es sich jedoch nicht um einen Kohlenmeiler, wie es bei Fontane heißt, sondern um eine Teerschwele- rei. Im Gegensatz zur Köhlerei wurde dabei neben Holzkohle vor allem Teer gewonnen.⁶ Während bei der Köhlerei, in sorgsam aufgeschichteten Meilern, zumeist Buchenholz verschwelt wurde, dienten der Teerschwelerei harzreiche Kiefernstümpfe als Rohstoff und aus Ziegeln gemauerte glocken- förmige Teeröfen als Produktionsstätte. Dietrichs Teerofen, der zu den klei- neren zählte, wies eine Höhe von circa 5 m und einen Durchmesser von etwa 4 m auf.⁷ In einiger Entfernung, auf der anderen Straßenseite, lag die Siedlung. Neben dem Wohnhaus für die Familie des Teerofenpächters grup- pierten sich um einen Hof der Stall, etwa für Kühe, Zugochsen und Schafe, sowie die Scheune und das Wohnhaus für die Gehilfen und ihre Familien. Die Gebäude waren mit Schindeln gedeckte Lehmfachwerkbauten. Weiter gab es einen Backofen und Lagerschuppen für die Kienholzscheite, das Brennholz und die Schwelprodukte. An die Siedlung grenzten die Pachtlän- dereien: Gärten, unter anderem mit Pflaumenbäumen bewachsen, Acker- flächen und Wiesen. Angebaut wurde vor allem Roggen, aber auch Hafer und Kartoffeln. In Dietrichsofen lebten um 1798 vierzehn, 1800 elf, 1817 zehn, 1840 sieben und 1858 dreizehn Personen.⁸ In der Menzer Forst gab es insgesamt sechs solcher Teerschwelergehöfte, die alle eine ähnliche Sied- lungsstruktur aufwiesen.⁹ Heute ist von all dem nicht mehr viel zu sehen, der

Wald hat längst wieder davon Besitz ergriffen. Die einstige Besiedlung Dietrichsofens bezeugen nur noch stellenweise freigespültes Hofpflaster, flache, meist von Brennesseln überwachsene Hügel und von entwurzelten Bäumen zu Tage geförderte Ziegel und Holzkohlereste. Am Standort des ehemaligen Teerofens, einer kleinen kraterförmigen Erhöhung und der unterhalb liegenden Mulde, finden sich pechgetränkter, verklumpter Sand und verstreut liegende, zum Teil pechverkrustete Ziegel. Fontane muss sich bei seiner Wanderung durch die Menzer Forst im Oktober 1873 bereits ein ähnlicher

Anblick geboten haben, nur die Aufforstung der ehemaligen Siedlungsflächen war noch nicht so weit gediehen. Bei den Glashüttenleuten verhält es sich anders, diese hatte Fontane bei seinen Wanderungen noch erleben können. Die Neuglobsower Glashütte beim Stechlinsee produzierte bis 1880 und die Zechliner bis 1890.

So ist verständlich warum Fontane in seinem wohl 1873 angefertigten Konvolut »Die Dörfer im Ruppinschen« unter »Menz« schreiben konnte: »... Absolute Einöde; wir fuhren 5 Stunden im Wald, ohne einen Menschen zu sehen ...«¹⁰. Noch 14 oder 12 Jahre zuvor, als Fontane 1859 und 1861 unter anderem durch das nahe Rheinsberg wanderte, herrschte viel Betrieb im Wald. Die Bewohner der Teerschweltersiedlungen bewirtschafteten ihre Felder und Gärten, trieben Vieh zur Waldweide oder auf ihre Pachtwiesen. Die kleineren Kinder sammelten Reisig und Waldfrüchte. Doch die Teeröfen der Menzer Forst hatten auch zu dieser Zeit seit gut 10 Jahren nicht mehr geraucht. Zum Teil waren diese schon verfallen. Warum lässt Fontane in seinen *Wanderungen*, doch vor allem im *Stechlin* das alte ausgediente Gewerbe der Teerschwelerei wieder aufleben, ist es bloße Staffage oder eher eine Form der Würdigung? Durchzieht doch die Alt-Neu-Thematik und die Frage nach dem Bewahrenswerten gerade den *Stechlin* wie einen roten Faden. Ließ Fontane Melusines Worte aus dem 29. Kapitel: »Alles Alte, so weit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, ...« auch für das alte Teerschwelerhandwerk gelten? Fontane gestand dies allem zu, was die Entwicklung Brandenburgs vorangetrieben hat. Dazu zählt ohne Zweifel auch die Teerschwelerei. Diese stellte zum einen für die Landesherrschaft eine sichere und nicht unerhebliche Einnahmequelle dar. Volz schreibt dazu: »Die wirtschaftliche Entwicklung Brandenburgs wurde zum Großteil aus den Wäldern finanziert«¹¹. Zum anderen waren die Schwelprodukte bis zur Industriellen Revolution für viele Wirtschaftsbereiche unentbehrlich, weshalb im Zeitalter des Merkantilismus die Landesherren zahlreiche Teeröfen etablieren ließen. So fand Holzteer bis ins 20. Jahrhundert hinein Verwendung als Konservierungs- und Dichtungsmaterial, als Kleb- und Schmierstoff, sowie als Heil- und Desinfektions-

mittel. In unserer Region diente Teer hauptsächlich als Schmiere für die hölzernen Achsen von Fuhrwerken und Geschützlafetten sowie für Getriebe von Mühlen und Hammerwerken. Teer beziehungsweise Pech wurde zum Kalfatern der hölzernen Schiffe und Fischerboote sowie zum Abdichten von Fässern benötigt. Auch als Schutzanstrich für Bauhölzer und zur Behandlung von Takelage, Fischernetzen und Wetterkleidung war Teer unabdingbar. Die Holzkohle war gefragt in den Schmieden, Kalkbrennereien, Ziegeleien, Steingut- und Fayencefabriken sowie, bis zu deren Umstellung auf Torfbeheizung, in den Glashütten. Keine, nach Fontane erinnerungswürdige »Bataille«, ob in Fehrbellin oder Leipzig, hätte ohne Teer und Holzkohle geschlagen werden können. Mit den Produkten der Teerschwelerei kam Fontane nicht zuletzt auf seinen Reisen in Berührung. Dass er etwa in jüngeren Jahren Teerschweler bei der Arbeit erlebt hatte, ist bei der Dichte von Teeröfen in seiner Heimatregion so abwegig nicht. Sicher ist, dass in der oft von ihm zu Rate gezogenen Landeskunde Bratrings von 1799¹² zahlreiche Teeröfen der Grafschaft Ruppin aufgeführt und zum Teil kurz beschrieben sind, so auch Dietrichsofen.¹³ Vorstellbar ist auch, dass Fontane, als er bei seiner Wanderung durch die Menzer Forst den oben erwähnten Weg des Dubslav von Stechlin nahm, von seiner Reisebegleitung auf Dietrichsofen aufmerksam gemacht wurde, als sie die ehemalige Siedlung passierten. Da nun Fontane der Teerschwelerei Reverenz erweist, sei es dem Autor gestattet, einen kleinen Überblick über dieses zu Unrecht heute weitestgehend in Vergessenheit geratene Waldgewerbe im allgemeinen und über Dietrichsofen im besonderen zu geben. Dabei wird sich zeigen, dass es noch weitere Schnittstellen zwischen der Teerschwelerfamilie Dietrich, deren Nachkomme der Autor ist, und dem Werk Fontanes gibt.

Das technische Grundprinzip der Teeröfen war trotz unterschiedlichem Aussehen vom Mittelalter bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts gleich. In einen inneren großen Schwelraum wurden von den Teerschwelern Kienholzscheite (etwa 40 cm lang und 10 cm dick) kreisförmig dicht an dicht eingesetzt bis unter die Kuppel. Die Bestückung erfolgte über zwei kleine Zugänge unten und oben. Diese mussten vor dem Beheizen des Ofens zugemauert werden. In dem bis zu einer Höhe von etwa zwei Dritteln den Schwelraum ummantelnden schmalen Heizraum wurde das Brennholz eingebracht. Dessen Außenwand war zur Wärmeisolierung dicker gemauert und zudem, mit Ausnahme der Heizöffnung(en), von einer Erdaufschüttung umgeben. An der Heizöffnung stand zumeist eine kleine Hütte zur Aufbewahrung des Brennholzes und als Unterstand für den Teerschweler. Nach dem Anheizen des Ofens auf bis zu 400°C vergingen 24 bis 28 Stunden, bevor die ersten flüssigen Bestandteile aus dem Schwelholz destillierten, sich in der flachen,

Skizze vom Dietrichs Teerofen
in der Menzer Forst
südlich des Teufelssees

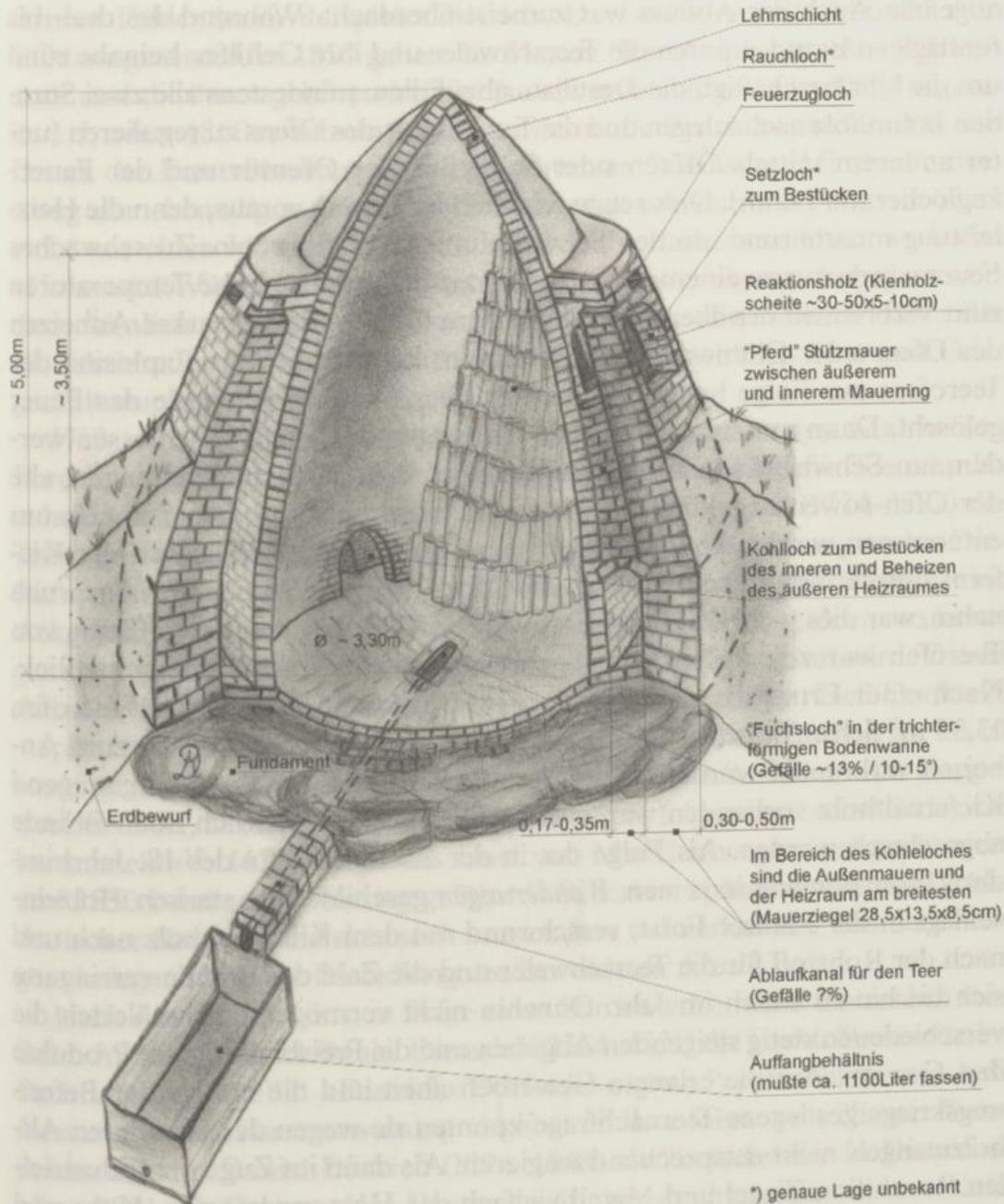


Abb. 1

trichterförmigen Bodenwanne des Schwelraumes sammelten und über ein Abflussrohr nach außen gelangten. Der schwarzbraune zähflüssige Teer wurde in einem großen Trog oder gleich in Tonnen (die ca. 114,5 l fassten) abgefüllt. Auch der Abfluss war zumeist überdacht. Während des drei- bis fünftägigen Brandes waren die Teerschweler und ihre Gehilfen beinahe rund um die Uhr beschäftigt, die Destillate abzufüllen, mindestens alle zwei Stunden Brennholz nachzulegen und die Temperatur des Ofens zu regulieren (unter anderem mittels Öffnen oder Schließen der Ofentür und der Feuerzuglöcher mit Lehm). Dies setzte reichlich Erfahrung voraus, denn die Heizleistung musste rund um den Schwelraum gleichmäßig sein. Zu schwaches Feuer würde nur zu einem geringen Teerausfluss und zu hohe Temperaturen zum Verbrennen des Teers im Schwelraum führen. Ein zu starkes Anheizen des Ofens oder Glutnester im Schwelraum konnte auch die Explosion des Teerofens zur Folge haben. Wenn kein Teer mehr floss, wurde das Feuer gelöscht. Dann mussten schnell alle Öffnungen des Ofens geschlossen werden, um Schwelbrände zu vermeiden. Ein bis drei Wochen vergingen, ehe der Ofen soweit abgekühlt war, dass die Holzkohle aus dem Schwelraum entnommen werden konnte. Neben dem Roden und Zerkleinern der Kiefernstümpfe, was für eine Ofenbestückung mehrere Wochen in Anspruch nahm, war dies wohl die mühseligste Arbeit. Der Verbrauch und Ertrag von Teeröfen war von vielen Faktoren abhängig, somit sehr unterschiedlich. Nach einer Ertragsberechnung von 1814 brachten in Dietrichs Teeröfen 13,35 m³ Schwelholz ca. 1060 l Teer, wobei ca. 6,68 m³ Brennholz zum Anheizen verbraucht wurden. Mitte des 18. Jahrhunderts, als noch genügend Kiefernaltholz vorhanden war, sind in Dietrichsofen jährlich neun Brände abgeschwelt worden. Als Folge des in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von Fontane in seinen *Wanderungen* geschilderten, starken Holzeinschlags in der Menzer Forst, verschwand mit dem Kiefernaltholz nach und nach der Rohstoff für die Teerschweler und die Zahl der Brände verringerte sich bis hin zu einem im Jahr. Ohnehin nicht vermögend, schmälerten die verschiedenen stetig steigenden Abgaben und die Preisbindung der Produkte den Gewinn. Auf die erlangte Gewerbefreiheit und die infolge der Befreiungskriege gestiegene Teernachfrage konnten sie wegen des erwähnten Altholz mangels nicht entsprechend reagieren. Als dann im Zuge der industriellen Revolution Ziegel und Metall vielfach das Holz verdrängten, Koks und Steinkohle zunehmend die Holzkohle und der Steinkohlenteer den Holzteer ersetzten, wurde das einst so gefragte Handwerk des Teerschwelens abkömmlich. In den Teerofensiedlungen der Menzer Forst ist seit den 1850er Jahren kein Teer mehr geschwelt worden. Deren Bewohner lebten schließlich vorrangig von ihrer kleinen Landwirtschaft. Doch die Ackerböden

brachten nur geringen Ertrag. Das wenige Vieh reichte nicht aus, um genügend Dünger zu produzieren, womit die Bodenqualität hätte aufgewertet werden können. Außerdem waren gerade die von der Siedlung weiter entfernten Felder (zum Beispiel »Dietrichs Dorfstelle« am Stechlinsee) dem Wild ausgesetzt. Um 1850 galten die Menzer Teerofenpächter als völlig verarmt und die ihnen gehörenden Gebäude wurden als recht baufällig angesehen. In den 1860er Jahren verließen dann die Teerschwelerfamilien auf Druck der Forstverwaltung ihre angestammten Wohnsitze. Mit der Aufforstung der ehemaligen Siedlungsflächen versprach sich die Forstwirtschaft nicht nur einen höheren Gewinn als durch die Pachteinahmen, auch den »Holz- und Wildfreveln« sollte mit dieser »Flurbereinigung« begegnet werden. Ähnlich wie in der Menzer Forst waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den über 300 Teeröfen, die zwischen Elbe und Oder gezählt wurden, nahezu alle eingegangen.

1719 wird die Teerschwelerei am Teufelssee zum ersten Mal in den Forstakten erwähnt. Seit 1763 pachtete der vom Godendorfer Teerofen im nahen Mecklenburg stammende Johan Christian Diedrich (1734–1782) die Teerofensiedlung, die dann bald Dietrichs Teerofen beziehungsweise Dietrichsofen genannt wurde.¹⁴ Zu den Pachtländereien gehörte auch eine Ackerfläche, die an der Südwestbucht des Stechlinsees lag, dort, wo heute ganz in der Nähe das ehemalige Atomkraftwerk zurückgebaut wird. Dieses Ackerland, seit dem 16. Jahrhundert genutzt und verpachtet, hieß Dorfstelle – später »Dietrichs Dorfstelle« –, weil dort einst das Dorf Stechlin lag. Es ist sozusagen die historische Entsprechung des fiktiven Stechlin, »das langgestreckte Dorf, das sich, den Windungen des Sees folgend um seine Südspitze herumzieht«¹⁵. 1422 wurde das Dorf von Mecklenburgern ausgeplündert und 1530 bereits als Wüstung geführt.¹⁶ Scherben spätslawischer und frühdeutscher Keramik, die sich noch immer dem aufmerksamen Wanderer zeigen, belegen die frühe Besiedlung des bewaldeten Areals.

Nach dem Tod Johans, in Folge eines Sturzes vom Pferd, übernahm sein Sohn Johann Michael Daniel Dieterich (1764–1831) die Pacht. Er musste im Pachtvertrag von 1821 »Dietrichs Dorfstelle«, ohne Pacht-nachlass, zur Aufforstung an die Forstverwaltung abgeben.¹⁷ Ihm folgte sein ältester Sohn Adam Johann Daniel Dietrich (1794–1848) als Teerschweler in Dietrichsofen. 1841 wird seitens der Forstverwaltung berichtet, dass dieser »dem Trunke ergeben« ist, woraufhin seine verwitwete Mutter Maria, geborene Sievert (1770–1847)¹⁸ auf ihren Wunsch hin den neuen Pachtvertrag abschloss. Auch wenn Fontane mit Pfarrern und Forstleuten gesprochen hatte, so ist es wohl eher ein Zufall, dass es tatsächlich einen »alten Süffel von Dietrichsofen« gegeben hat. Er starb recht jung, ledig und kinderlos an Auszeh-

rung – wie es damals hieß. Mit ihm fand auch die Teerschwelerei in Dietrichsofen ein Ende, denn sein jüngerer Bruder, August Ferdinand Dietrich (1812–1878), der in Dietrichsofen mit Frau und Tochter zur Miete gewohnt hatte und nun die Pacht übernahm, war kein Teerschweler sondern Holzschlägermeister-Regimenter, also Vorarbeiter (rein spekulativ wäre die Ableitung: Anführer, lat. Dux = »Tuxen«¹⁹). So wird 1856 vom Verfall des Dietrichschen Teerofens berichtet. Am 30. Juli 1863 musste August Dietrich, als letzter Teerschwelereipächter der Menzer Forst, sich dem Druck der Forstverwaltung beugend, Dietrichsofen verlassen. Am 23. November 1863 konnte schließlich berichtet werden, dass mit dem Wohnhaus auch das letzte der vier Gebäude von Dietrichsofen abgebrochen sei. Der inzwischen zweifach verwitwete Familienvater²⁰ zog mit seinen Kindern zum Büdner Stegmann in das Fischerhaus am Südufer des Stechlinsees – übrigens mit der zeitgenössischen Ortsbezeichnung »Stechlin«. Das Gehöft gibt es noch heute und beherbergt, in den um 1900 dort errichteten Gebäuden, das Institut für Gewässerökologie. Nachdem August Dietrich am 30. März 1869 auch noch seine Arbeit als Holzhauermeister verloren hatte und völlig verarmt war, wurde er zusammen mit seinem ältesten Sohn August verdächtigt, im Menzer Revier »durch Holz- und Wildfrevel allerlei Unfug zu treiben«.²¹ Deshalb bemühte sich die Forstverwaltung um seine endgültige Aussiedlung aus der Forst. Schließlich zog er 1872 zum Büdner Mierke nach Heinrichsdorf, wo er später in Folge eines Unfalls starb. Sein bereits erwähnter Sohn August Friedrich Ferdinand Dietrich (1849–1912) zählte 1872 zu den Verdächtigten des von Fontane in seinen *Wanderungen* im Kapitel »Die Menzer Forst und der Grosse Stechlin« geschilderten Mordes an dem 26 Jahre alten Königlichen Hilfsförster Joseph Ewald Joppich. Auf der Abschrift einer zeitgenössischen, nicht mehr archivierten Forstakte heißt es unter der Überschrift »Personal-Verhältnisse 1872« zum Teil widersprüchlich zu Fontanes eindrucksvoller Schilderung:

»Am 10. Mai wurde dem Oberförster [Münnig] von der Wirthin des hier in Menz stationierten Hülfjägers Ewald Joppich, der verehel. Schlächter Hoffert angezeigt, daß derselbe seit dem 6. Mai Abends, wo er in den Wald gegangen, nicht zurückgekommen sei. Nachdem sofort eingezogene Erkundigungen ergaben, daß der Vermisste damals in Richtung nach dem Nehmitz See gegangen u. in derselben auch 7 ½ Uhr Abends ein Schuss gehört sei, wurde der Menzer Ortsvorstand mit Mannschaften u. einige Schutzbeamten mit, zur Aufsuchung des Joppich requirirt, die ihn auch gegen Abend auf der Halbinsel des Jagen 28, Belauf Sellenwalde, den sog. Werder, welcher tief in den Nehmitz-See einspringt, am Rande desselben auf einem Wildpfade todt vorgefunden. Er wurde nach der ObOerförsterei transportiert, wo die genaue

Besichtigung u. die am 13. Mai vorgenommene Obductio der Leiche ergab, daß der Tod durch eine Büchsenkugel starken Kalibers, welche schräg von vorn kommend unter dem Bauchnabel eingedrungen, ohne die Eingeweide zu verletzen, eine starke Ader zerrissen u. den Beckenknochen durchbohrt u. zerschmettert hatte und auf der rechten Keule hinten tiefer unten wiederherausgefahren war, erfolgt sei. Weitere Spuren einer Verletzung des Körpers fanden sich nicht vor, auch hatte keine Beraubung statt gefunden. Die genaue Besichtigung der Stelle, wo der jedenfalls Ermordete, dessen Büchseflinte geladen mit niedergelassenen Hähnen neben ihm lag, gefunden, zeigte, daß die Kugel einen hinter ihm stehenden Buchenstamm gestreift hatte auch wurde das Kugelpflaster 8 Schritt von dem Fundort der Leiche an einem Wacholderstrauch gefunden. Letzteres ergab, daß die gebrauchte Büchse eine solche mit Dorn u. mit 8 Zügen versehen gewesen sei. Alles zusammengenommen läßt schließen, daß der Ermordete arglos einen schmalen Wildpfad im Stangenholz längs dem Seeufer verfolgend einem Wilddieb begegnet ist, der auf demselben Wildpfad entlang geschlichen oder gelauert hat. Der Pfad windet sich um einen starken Buchenbusch, der die Aussicht nach vorn hemmt, so wie Joppich auf diesem Pfad hinter dem Buchenbusch hervortritt, hat er von dem lauernden Wilddieb, ohne selbst ihn zu sehen, die tödliche Kugel empfangen, ist in Folge der Aderzerreißung u. des hohen Blutverlustes auf derselben Stelle umgesunken u. nach etwa 10 Minuten verschieden. Der nur etwa 15 Schritt entfernte Wilddieb wird sofort nach dem Schuß die Flucht ergriffen haben.

Der Verdacht des Mordes fiel sofort auf den ältesten Sohn August, des ehem. Teerschwelters Dietrich zu Stechlin, der ohne schon als Wilddieb er tappt zu sein, doch als solcher berüchtigt ist. An Verdachtsmomenten gegen denselben ergaben sich folgende: Der Dietrich hat etwa 10 Tage vor dem Mord von dem Büchsenmacher Gronwald in Fürstenberg eine von demselben reparierte einfache Büchse mit Dorn zu Spitzkugeln abgeholt, auch einige Pflaster dazu bekommen. Gronwald hat das gefundene Pflaster, welches Spuren deutlich zeigt, daß es aus einer Büchse mit einem Dorn geschossen, mit den an Dietrich gegebenen, für übereinstimmend gefunden. Das Kaliber der Büchse, das Gronwald genau kennt, stimmt auffallend mit der Schußwunde des Joppich überein. Die Büchse ist bei Dietrich nicht gefunden und nach dessen Angabe von ihm auf dem Wege von Fürstenberg nach Stechlin an einen ihm begegnenden Unbekannten verkauft. Ders. Dietrich ist am Tage des Mordes mit seinem jüngeren Bruder Karl (angeblich krebssend auf dem See) seit 4 Uhr Nachmittags abwesend gewesen u. erst im Dunkeln, Abends, nach Hause gekommen. Er hat vor der That Drohungen gegen den Oberförster, dahin lautend, daß er denselben erschießen wolle, ausgespro-

chen, weil dieser ihn und seinen Vater durch gegen seinen Wirth ergriffene Maßregeln zwingen wolle, sein Asyl in Stechlin u. die Arbeit bei dem dortigen Fischer Thiet aufzugeben.²² In Folge dessen wurde der g. Dietrich mit seinem Bruder Karl, ersterer am 29. Mai, letzterer 8 Tage später zur gerichtlichen Untersuchungshaft in Rheinsberg gebracht. Trotzdem, daß von der Kgl. Regierung Anfangs 200 zuletzt 400 Thaler²³ auf die Ermittlung des Mörders von Joppich ausgesetzt u. von dem abgeordneten Criminalcommissarius Schneckardt aus Berlin vom 7. bis 19. Juni Ermittlungen in hiesiger Gegend angestellt wurden, ergaben sich vorläufig über die Thäterschaft des Mordes weiter nichts als das Angeführte, und die verhafteten Gebrüder Dietrich mußten im Juli wieder aus der Untersuchungshaft entlassen werden, weil die Staatsanwaltschaft zu Spandau die vorliegenden Verdachtsgründe nicht für hinreichend hielt, um auf dieselben eine Anklage mit Aussicht auf Verurtheilung durch das Geschworenengericht zu begründen.«²⁴

Dieser Mordfall ist niemals aufgeklärt worden. Berufskollegen setzten an der Stelle des Mordes einen schlichten Gedenkstein mit der Aufschrift: »Am 6. Mai 1872 wurde hier der Hülfsjäger E. Joppich durch ruchlose Hand er-



Abb. 2: Gedenkstein auf dem Joppichswerder am Nehmitzsee in der Menzer Forst

schossen. – Gewidmet von seinen Kollegen und Freunden«. Die Halbinsel im Nehmitzsee, heute ein Natur-Totalreservat, wo sich das Verbrechen ereignet hatte, heißt seitdem Joppichswerder. Zuvor ist diese (aufgrund der Nähe zu Dietrichsofen) Dietrichswerder genannt worden.

Aus August Dietrich junior wurde schließlich ein ehrenwerter Fischermeister und Fischereipächter, zunächst im mecklenburgischen Godendorf und seit 1907 in Küstrinchen bei Lychen in der Uckermark.

Anmerkungen

- 1 Eine aufschlussreiche Bearbeitung der historischen und natürlichen Gegebenheiten des Stechlinsees und dessen Umgebung findet sich bei HEINZ-DIETER KRAUSCH: *Die natürliche Umwelt in Fontanes »Stechlin«. Dichtung und Wirklichkeit*. In: *Fontane Blätter* 1 (1968), H. 7, S. 342–352.
- 2 Vgl. KLAUS-PETER MÖLLER (Hrsg.): *Theodor Fontane: Der Stechlin. Roman*. Berlin 2001. (GBA – *Das erzählerische Werk*, Bd. 17), S. 490 (Anhang).
- 3 FONTANE: *Der Stechlin*, Erstes Kapitel, 1. Absatz.
- 4 Vgl. GOTTHARD ERLER/RUDOLF MINGAU (Hrsg.): *Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Erster Teil – Die Grafschaft Ruppin*. Berlin, Weimar 21994. (GBA – *Das erzählerische Werk*), S. 705 f. (Anhang).
- 5 Möller, wie Anm. 2, S. 629 (Anm. 237).
- 6 Eine Weiterverarbeitung des Teers zu hartem Pech und Kienöl war den Teerschwelern dieser Region zu unrentabel. Eine technikgeschichtliche Darstellung der Teerschwelerei findet sich u.a. bei ANDREAS KURZWEIL/DIETER TODTENHAUPT: *Teer-, Pech-, Schme(e)r- oder Salbe-Öfen*. In: LANDESDENKMALAMT BADEN-WÜRTTEMBERG (Hrsg.): *Mittelalterliche Öfen und Feuerungsanlagen. Beiträge des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks*. Stuttgart 2002, S. 191–206. Ausführlich wurde die Teerschwelerei im Brandenburg des 18./19. Jahrhunderts, am Beispiel Dietrichsofens bearbeitet in: RALF DIETRICH: *Dietrichsofen und die Teerschwelerei in der Menzer Forst. Ein Ausschnitt brandenburgischer Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 18./19. Jahrhunderts*. (Magisterarbeit) Universität Potsdam 2004. Darin finden sich auch die Quellenangaben, auf die hier aus Platzgründen vielfach verzichtet werden musste.
- 7 Die baulichen Reste des Dietrichschen Teerofens sind auf Initiative des Autors im März und April 2004 weitgehend freigelegt worden, mussten aber, da keine Möglichkeit der adäquaten Sicherung des Bodendenkmals bestand, im November des gleichen Jahres mit Kies zugeschüttet werden. Die trichterförmige, flächig mit Ziegeln verlegte Bodenwanne, sowie die Innenseite des bis zu einem halben Meter hoch erhalten gebliebenen inneren Mauerrings sind zu einem Großteil mit Pech verkrustet. In dem schmalen Heizraum fanden sich

Reste von Asche und an der Innenseite der stellenweise ebenfalls bis zu einem halben Meter hohen Mantel-Mauer durch die Hitzeeinwirkung »glasierte« Ziegel. Vor Ort in Dietrichsofen informiert seit dem Frühjahr 2006 eine anschauliche Tafel von dem Leben in der Teerschwelersiedlung. Am Glasmacherhaus in Neuglobsow befindet sich eine zweite Informationstafel, die Auskunft über das Handwerk des Teerschwelens gibt.

- 8 Vgl. FRIEDRICH WILHELM AUGUST BRATRING: *Die Grafschaft Ruppin in historischer, statistischer und geographischer Hinsicht. Ein Beitrag zur Kunde der Mark Brandenburg*. Berlin 1799, S. 513, und LIESELOTT ENDERS: *Historisches Ortslexikon für Brandenburg*, Teil 2. Ruppin, Weimar 1970, S. 46.
- 9 Zwei dieser Teerofensiedlungen fanden bereits 1664 Erwähnung und dürften auch erst nach dem Dreißigjährigen Krieg entstanden sein: der Teerofen bei Beerenbusch, nördlich des Wittwesees (Gollinsofen später Kehrberg) und der Teerofen am Tradenluch (Rückerts-, dann Sievertsofen, später Runge). – Im Erbregerregister des Amtes Lindow von 1574 fehlt noch jeder Hinweis auf diese beiden Teeröfen. Vgl. HEINZ-DIETER KRAUSCH: *Die Menzer Heide. Beiträge zur Geschichte eines märkischen Waldes*. In: KURT POMPLUN (Hrsg.): *Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte* 13 (1962), S. 96–118, hier S. 115. Die anderen vier Teeröfen: am Neuen Tiergarten, nordwestlich des Küritzses bei Altglobsow (Heuersofen, später Lorenzofen); am Ostufer des Kleinen Boberowsee (Vielitz-, dann Hinzepeters- und schließlich Rungesofen); am Alten Tiergarten, nördlich des Großen Krukowsees (Stegemannsofen, später Schmelzer) und am Teufelssee (Ebberts-, dann Dietrichsofen) tauchen erstmals 1719 in den Quellen auf, müssen aber schon einige Zeit zuvor bestanden haben. – Vgl. ENDERS, wie Anm. 8, S. 45 f., 80 f., 99, 101, 252, 256, und BLHA, Rep. 7 Amt Lindow, F 4736 »1704 bis 1744«, S. 17 RS und 29 RS (Teerofen am Deufels See).
- 10 GOTTHARD ERLER/THERESE ERLER (Hrsg.): *Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Dörfer und Flecken im Lande Ruppin. Unbekannte und vergessene Geschichten aus der Mark Brandenburg*. Berlin 21992. (GBA), S. 603 und 614 (Anhang).
- 11 JOACHIM VOLZ: *Sterbender oder kultureller Wald? Waldnutzung in der Uckermark vor 200 Jahren und heute*. Templin 1998. (*Veröffentlichungen des Uckermärkischen Volkskundemuseums*), S. 16.
- 12 Vgl. MÖLLER, wie Anm. 2, S. 484 (Anhang).
- 13 BRATRING, wie Anm. 8, S. 513.
- 14 Siehe u.a. ANTON FRIDERICH BÜSCHING (Hrsg.): *Vollständige Topographie der Mark Brandenburg*. Berlin 1775, S. 64, BRATRING, wie Anm. 8, S. 513, und DERS.: *Statistisch topographische Beschreibung der gesammten Mark Brandenburg. Band 2, Die Mittelmark und Uckermark enthaltend*. Berlin 1805, S. 47. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trugen die brandenburgischen Teer-

- ofensiedlungen häufig den Namen ihrer Pächter, während in Mecklenburg die Teeröfen oft nach den Örtlichkeiten benannt worden sind.
- 15 Wie es im zweiten Abschnitt des Ersten Kapitels in Fontanes *Stechlin* heißt.
- 16 Vgl. ENDERS, wie Anm. 8, S. 255.
- 17 Vgl. BLHA, Rep. 2 A Regierung Potsdam III F 12937.
- 18 Sie stammte vom Sievertsofen am Tradenluch und ihre Mutter, Sophie Marie Dorothea Vielitz (1744–1808) vom Teerofen am Kleinen Boberow, beide in der Menzer Forst gelegen. Der Bruder der Letzteren, Johann Vielitz, hatte übrigens im Regiment Prinz Ferdinand Nr. 34 gedient, dem Fontane ein Kapitel im ersten Teil der *Wanderungen* widmete.
- 19 Vgl. MÖLLER, wie Anm. 2, S. 629 (Anm. 237).
- 20 Seine erste Frau, Wilhelmine Friederike, geb. Willer(t) (1819–1858) starb nach der Geburt ihres sechsten Kindes an Kindbettfieber. Seine zweite Frau, Luise, geb. Dahms (1818–1862), hatte ihm noch einen Sohn geboren, bevor sie an Auszehrung starb.
- 21 BLHA, Rep. 2 A Regierung Potsdam III F 12941, »Die Verhältnisse des ehemaligen Theerschweler Dietrich betreffend. Menz den 15ten September 1870«. Noch 1848 berichtete Forstmeister von Schlegell zu Rheinsberg an die Forstverwaltung der Regierung Potsdam: »Gegen die Persönlichkeit des [August] Ferdinand Dietrich welcher ein sehr zuverlässiger Holzhauermeister ist und sich stets ordentlich geführt hat, läßt sich nichts erinnern« (BLHA, Rep. 2 A Regierung Potsdam III F 12939, »Rheinsberg, den 6. September 1848«.) Im Herbst 1869 ist er schließlich als Wilddieb in Mecklenburg-Strelitz gestellt und vom Amtsgericht Mirow zu 10 Talern Geldbuße oder 10 Tage Gefängnis verurteilt worden. (BLHA, Rep. 2 A Regierung Potsdam III F – Personalia, P 109 »Acta betreffend den Jäger Christian August Ferdinand Presch zu Stechlin«, S. 13 f. und RS 89.) In gleicher Sache kam er 1871 auch vor ein preußisches Gericht. (Siehe ebenda »Brief von Presch an die Königliche Hochlöbliche Regierung zu Potsdam vom 24. October 1871«.)
- 22 Vgl. BLHA, Rep. 2 A Regierung Potsdam III F 12942.
- 23 Vgl. *Gemeinnütziger Anzeiger für den Ruppiner Kreis und die Umgegend*, 22.5., 11.6. und 15.6.1872, jeweils S. 1, im Neuruppiner Kreisarchiv. In letzterer Bekanntmachung wurde viel Wert darauf gelegt, dass die vermeintliche Tatwaffe, »eine Büchse, welche auf dem Laufe ›L. Schrumpff‹ gezeichnet ist, aufgefunden werde.«
- 24 Diese Quelle ist zuerst dargestellt worden bei KRAUSCH, wie Anm. 1, S. 351 f. Eine ausführlichere Wiedergabe findet die Quelle unter Verwendung des oben genannten Aufsatzes bei KLAUS-DIETER BEHNKE: *Die Menzer Forst und der Grosse Stechlin – Vor dem Vergessen – Geschichten über Schmuggel, Zollplackereien, Wilddieberei und Förstermord*. [o.O.] 1994, S. 49–53.

»Kommen Sie, Cohn!«
 Variationen über ein Fontanesches Thema
 (mit einer englischen Teilübersetzung von
An meinem Fünfundsiebzigsten)

RUDOLF MUHS

Zur Erinnerung an
 Derek Glass (1944–2004)

Fontanes Gedicht *An meinem Fünfundsiebzigsten*, das der Teilnahmslosigkeit des von ihm besungenen preußischen Adels die Gratulationsflut von jüdischer Seite gegenüberstellt, hat seit jeher die Interpreten beschäftigt, vor allem wegen seiner vielzitierten Schlusszeile »Kommen Sie, Cohn!«¹. Schon der Freundeskreis, in dem der Dichter die Verse Anfang Januar 1895, wenige Tage nach seinem Geburtstag, erstmals vorgetragen hat, war, bei aller Ergötzung an Reim und Witz, gespalten, was die Ratsamkeit einer Veröffentlichung anging.² Noch in der Kritik am Verhalten der Itzenplitze lag ja implizit eine Anerkennung ihrer Höherwertigkeit gegenüber den Cohns oder, anders gesagt: Die anwesenden Gratulanten erfreuten den Dichter weniger als ihn die abwesenden schmerzten. Es war dies auch keineswegs eine einmalige oder neue Konstellation. *Adel und Judentum in der Berliner Gesellschaft* sowie ihre unterschiedliche Einstellung zur Pflege deutscher Kultur hatten ihn damals bereits seit mehr als einem Jahrzehnt umgetrieben³, ohne dass er über dieses Thema je mit sich ins Reine gekommen wäre. »Unannehmlichkeiten von beiden Seiten« fürchtend⁴, hat Fontane *An meinem Fünfundsiebzigsten* schließlich nicht in die letzte Ausgabe seiner *Gedichte* aufgenommen, obwohl er es andererseits zuließ, dass die Verse noch zu seinen Lebzeiten mehrfach gedruckt wurden.

So oder so, Fontanes Ambivalenz gegenüber Juden steht außer Frage. Ebenso unbestreitbar aber und als kulturhistorisches Phänomen nicht minder untersuchenswert als der antisemitische Einschlag des Dichters bleibt die Fontaneverehrung von jüdischer Seite, die weit über seinen 75. Geburtstag und selbst seinen Tod hinausging. Eine solche Untersuchung kann hier nicht geleistet werden. Es seien lediglich einige Namen und Daten genannt, wobei aus nicht weiter erläuterungsbedürftigen Gründen Juden wie Christen jüdischer Abstammung in die Betrachtung einbezogen werden sollen.

Bewusst in die Nachfolge des Dichters gestellt hat sich Georg Hermann (1871–1943), »der jüdische Fontane«, dessen Berliner Gesellschaftsromane im frühen 20. Jahrhundert eine zahlreiche Leserschaft fanden.⁵ Im Berliner Stadtmuseum, dem vormaligen Märkischen Museum, ist noch jenes Exemplar von Max Liebermanns Lithographie des Dichters überliefert, das über seinem Schreibtisch hing. Unter dem Porträt steht, in wohlbekannten Schriftzügen, der Sinnspruch: »Lebe zu lernen, lerne zu leben. Th. Fontane.«, während sich auf der Rückseite des Blattes, in Hermanns Handschrift und datiert vom 15. August 1914, folgender Vermerk findet: »Diese Lithographie wurde mir kurz vor dem Ableben Fontanes von M. Liebermann geschenkt und durch dessen (Fontanes) Sohn seinem Vater für mich zur Unterschrift vorgelegt.«⁶ Hermanns erste Veröffentlichungen waren während der 1890er Jahre im Verlag von Friedrich Fontane erschienen.⁷

Unter den knapp 40 Autoren einer 2003 erschienenen Sammlung von durchweg positiv gehaltenen *Erinnerungen an Theodor Fontane* sind mehr als ein Viertel Juden oder jüdischer Abstammung. Neben Fontanes Rechtsanwalt und Testamentsvollstrecker Paul Meyer (1857–1935) und dem Schriftsteller Georg Hirschfeld (1873–1942) seien hier der österreichische Erzähler, Dramatiker und Journalist Jacob Julius David (1859–1906) hervorgehoben, der Kritiker und Sprachphilosoph Fritz Mauthner (1849–1923) sowie der Historiker Richard Sternfeld (1858–1926). Bemerkenswert ist darüber hinaus der Enthusiasmus, mit dem jüdische Bekannte, und die Reihe ließe sich mühelos fortsetzen, für die Verbreitung von Fontanes Werken gesorgt haben. So hat der Publizist Ernst Heilborn (1867–1942) nicht nur mehrere späte Arbeiten des Dichters in seiner Zeitschrift *Cosmopolis* herausgebracht; sein Name ist auch aus den Anfängen der Editions-geschichte nicht wegzudenken⁸, was, über die in dem angesprochenen Band vertretenen Namen hinaus, ebenso für den Literatur- und Musikkritiker Josef Ettliger (1869–1912)⁹ gilt oder für Siegmund Hirsch (Lebensdaten nicht zu ermitteln).¹⁰

Der Pflege von Fontanes Erbe haben sich nämlich auch zahlreiche Berliner Juden angenommen, die ihn, soweit zu sehen, persönlich nicht gekannt haben. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien aus der Fülle von Autoren, die in den ersten 35 Jahren nach dem Tod des Dichters Arbeiten zu seinem Leben und Werk publiziert haben, folgende herausgegriffen: der freiberufliche Literaturwissenschaftler Heinrich Spiero (1876–1947), der als Achtzehnjähriger zum Protestantismus konvertiert war¹¹; der akademische Germanist Hans-Friedrich Rosenfeld (1899–1993), den Laufbahnprobleme früh in die Niederlande führten¹²; der literarisch und historisch engagierte Ministerialbeamte Ernst Hamburger (1890–1980), der ab 1924 für die SPD im

preußischen Landtag saß¹³; der Lyriker und Dramatiker Ernst Lissauer (1882–1937), dem auch sein hyperchauvinistischer *Haßgesang gegen England* von 1914 nicht die Anerkennung als vollgültiger Deutscher eintragen sollte, die er sein Leben lang suchte; und schließlich der Literaturwissenschaftler, Dramaturg und Regisseur Arthur Eloesser (1870–1938), der als Theaterkritiker der *Vossischen Zeitung* in der Nachfolge Fontanes stand, nachdem ihm wegen seiner Abkunft eine Universitätskarriere versagt geblieben war.¹⁴ Als jüdisch und noch dazu weiblich doppelt diskriminiert wurde Helene Herrmann (1877–1944), eine der ersten deutschen Literaturwissenschaftlerinnen überhaupt¹⁵, deren grundlegende Studie zu *Effi Briest* auch nach fast hundert Jahren noch lesenswert bleibt.¹⁶ Samuel Saenger (1864–1944), einflussreicher Verlagslektor und jahrzehntelang Redakteur der *Neuen Rundschau*, hatte 1915 Fontanes *Sommer in London* für Zwecke der antibritischen Kriegspropaganda bearbeitet¹⁷, bevor er 1919/20 erster deutscher Botschafter in Prag wurde. Beachtung verdienen ferner die frühen Autographensammler, für die stellvertretend Paul Hermann Emden (1882–1953)¹⁸ und der in eine getaufte Familie geborene Paul Wallich (1882–1938) genannt seien.¹⁹ Zu guter Letzt ist noch der 1927 entstandene *Fontane-Abend* zu erwähnen, eine Berliner bibliophile Vereinigung, von deren fünfzehn Gründungsmitgliedern zwei Drittel Juden beziehungsweise jüdischer Abstammung waren.²⁰

Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass zwei Generationen Berliner Juden, zwischen der Mitte und dem Ende des 19. Jahrhunderts geboren, begeistert auf die Einladung zum Lesen eingegangen sind, die Fontanes Werk darstellt. Der auch als Schriftsteller und Literaturkritiker hervorgetretene Moritz Heimann (1868–1925), langjähriger Cheflektor des Berliner S. Fischer Verlags, hatte daher zweifellos recht, wenn er im Todesjahr des Dichters formulierte, Fontane werde »von allen geliebt, mit einer Liebe, die nicht den Respekt ersetzt, sondern die sein Ausdruck ist.«²¹

Mit der Aufforderung »Kommen Sie« in der Schlusszeile des Geburtstagsgedichts war bekanntlich zunächst Friedrich Theodor Cohn (1864–1936)²² angesprochen, stiller Teilhaber von Friedrich Fontane & Co., dem erwähnten Verlag von Fontanes Sohn, wo 1890/91 eine erste Gesamtausgabe der Romane und Novellen erschienen war und der 1905–1910 auch die Gesammelten Werke des Dichters in 21 Bänden herausbringen sollte. Nachdem die Rechte an letzterer Ausgabe zwischenzeitlich an den Verlag S. Fischer übergegangen waren²³, ließ dessen Gründer und Eigentümer zur Säkularfeier Fontanes Ende Dezember 1919 einen Kranz an seinem Grab niederlegen, auf dessen Schleife die Verse *An meinem Fünfundsiebzigsten* wie folgt parodiert waren:

Zu Deinem Hundertsten!
 Stiegst Du noch einmal zu uns hernieder
 Du erkennst Dein armes Deutschland nicht wieder!
 Ein Glück! Du brauchtest nicht zu erleben,
 Den Jammer, den es nach Bismarck gegeben.
 Die »Offiziellen«, die »Feierlichen«,
 Sie hatten sich zuviel Macht erschlichen!
 Sie wolltens als Furiosi erfechten
 Und machten ihr Volk zu einem von Knechten.
 Die zum Fünfundsiebzigsten nicht gratuliert
 Hatten Deinen Geist zu wenig verspürt.
 Statt dessen die andern ... Und würdest Du heut sehn,
 Wie gut die auf »berg« und »heim« zu Dir stehn,
 Du riefest ähnlich wie damals (ein frischer
 Verleger druckt Dich): Kommen Sie, Fischer!

Ungeachtet ihres fragwürdigen poetischen Werts beinhalten diese Verse eine bewusste politische Stellungnahme, die beim zeitgenössischen Publikum auch einige Resonanz fand.²⁴ Inmitten der revolutionären Wirren der Berliner Nachkriegsjahre, als der allezeit latente Antisemitismus wiederholt auch gewaltsam zum Ausbruch kam, demonstrieren sie, neben dem bezeichnenden Wiederaufleben des Bismarckkultes bei gleichzeitiger Kritik am Wilhelminismus, wie unangefochten die Identifikation mit Fontane als Kritiker preußisch-deutscher Fehlentwicklungen war und weshalb die Aufforderung »Kommen Sie« von einem jüdischen Verleger sehr wohl als stolz präsentierter Ausweis der Zugehörigkeit empfunden werden konnte. Noch war das Bewusstsein, im gleichen Lager zu stehen, ungetrübt.

Darüber zu spekulieren, wie sich der Dichter nach 1933 verhalten hätte, ist müßig. Friedrich Fontane (1864–1941) jedenfalls, der in den 1890er Jahren keine Skrupel gehabt hatte, einen jüdischen Teilhaber in seine Firma aufzunehmen und jüdische Autoren zu verlegen, versuchte seinen Vater dem »Dritten Reich« als Antisemiten sans phrase anzudienen. Das erschien nun profitabler, und Geld brauchte er mehr denn je. So trennten sich manche Wege. Langjährige und gute Bekannte wie Hans Sternheim (1880–1944), der als Protestant aufgewachsene Sohn von Fontanes Bankier und Neffe seines Rechtsanwalts, für den der Dichter 1894 ein Konfirmationsgedicht geschrieben hatte, wurden nun gemieden, desgleichen Paul Emden, dessen Bankhaus allerdings bereits Anfang 1930 bankrott gegangen war und der noch 1933 nach England übersiedeln sollte. Der *Fontane-Abend*, dem Emden wie Sternheim angehört und der Friedrich Fontane gleich 1927 zum Ehrenmitglied gemacht hatte, zerfiel unmittelbar nach Beginn des »Dritten Reiches«, denn

auch seine nichtjüdischen Angehörigen hatten vielfach Probleme mit dem NS-Regime. Insgesamt sind nach der Aufstellung von Lothar Sommer mehr als die Hälfte der im Laufe der Jahre aufgenommenen vierzig Mitglieder auf die eine oder andere Weise verfolgt worden, Juden, Nichtjuden und Christen jüdischer Abstammung, wobei die Maßnahmenpalette von Zwangspensionierung und Publikationsverbot über Inhaftierung und Vertreibung bis hin zur Ermordung reicht. Unter den jüdischen Holocaustopfern aus Fontanes Umfeld ist an erster Stelle Georg Hermann zu nennen, der 1943 aus Holland, wo er zehn Jahre zuvor Zuflucht gefunden hatte, in ein Vernichtungslager verschleppt wurde. Helene Herrmann (nicht verwandt oder verschwägert mit ihm) erging es 1944 ebenso. Der längst zum Verstummen gebrachte Heilborn starb nach einem Fluchtversuch im Gefängnis, während sich seine Frau am Vorabend ihrer angeordneten Deportation das Leben nahm. Ähnliche Schicksale erlitten rassistisch verfolgte christliche Fontanefreunde. Wallich ist zwei Tage nach der ›Kristallnacht‹ 1938 durch Freitod aus dem Leben geschieden²⁵, Hans Sternheim 1944 in Auschwitz umgekommen, und für beide Gruppen ließe sich die Reihe der Beispiele fortsetzen.

Spiero hatte zunächst versucht, sich innerhalb der nationalsozialistischen Systemlogik einzurichten und eine Interessensvertretung seiner auch von den Kirchen oft im Stich gelassenen Leidensgenossen aufzubauen. Im Herbst 1935 übernahm er den Vorsitz des *Reichsverbandes der nichtarischen Christen* und führte die später in *Paulusbund* umbenannte Vereinigung bis zu ihrem Verbot 1937.²⁶ Auf Grund seiner ›privilegierten Mischehe‹ konnte er trotz vielfältiger Drangsalierung das ›Dritte Reich‹ in Berlin überleben. Dagegen starb der gleich 1933 von der *Vossischen Zeitung* entlassene Eloesser beim Warten auf ein Visum, nachdem er für die *Jüdische Buch-Vereinigung* noch eine Studie über den Weg vom Ghetto in die deutsche Kultur verfasst hatte, mit dem bitteren Ausspruch seines amerikanischen Vetters als Motto: »We are not wanted anywhere«.²⁷ Saenger wiederum, der aus dem diplomatischen Dienst schon während der Weimarer Republik ausgeschieden und 1933 zunächst nach Frankreich geflohen war, fand noch 1941 Zuflucht in den Vereinigten Staaten. Wenige hatten vergleichsweise so viel Glück wie Rosenfeld, der Holland rechtzeitig verlassen und bei Kriegsende aus finnischem Exil nach Deutschland zurückkehren konnte, zuerst Professor in Rostock und Greifswald war und seinen Ruhestand später in München verbrachte.

Ob die jüdischen Fontanefreunde unter dem Eindruck der NS-Verfolgung ihr Bekenntnis revidiert haben, um den Dichter und sein Werk statt dessen in jene deutsche Traditionslinie einzuordnen, die nach Auschwitz führt, wie

das nach Ansicht mancher selbstgefällig-übereifriger Antisemitismuskritiker angebracht wäre, erscheint zweifelhaft. Berechtigt ist dagegen die Frage, ob sich die liberalen Berliner Juden getäuscht hatten – oder ob sie getäuscht worden waren –, wenn sie in Fontane einen Verbündeten sahen und ihn als solchen hoch achteten? Dem unbekanntem Verfasser der Verse auf der Kranzschleife – alles spricht für Moritz Heimann, doch fehlt jeder Beleg – waren natürlich die anstößigen Äußerungen des Briefschreibers Fontane aus der Spätzeit noch unbekannt, und auch den Holocaust konnte er nicht vorhersehen. Selbst im Wissen darum und um Fontanes ambivalente Einstellung zu Juden kann jedoch *An meinem Fünfundsiebzigsten* durchaus noch wohlwollend gelesen werden. So hat in jüngerer Zeit nicht nur Marcel Reich-Ranicki (geb. 1920) insistiert, als er zum 100. Todestag des Dichters eine Interpretation der Verse in der *Frankfurter Anthologie* vorlegte.²⁸

Die gleiche Auffassung vertritt der israelische Schriftsteller Amos Elon in seinem Porträt des deutschen Judentums vor Hitler und Holocaust aus dem Jahre 2002²⁹, wobei sich die Genealogie seiner Interpretation direkt auf die jüdischen Fontanefreunde der Weimarer Zeit zurückverfolgen lässt. Beeinflusst hat ihn insbesondere eine Studie des aus Berlin gebürtigen amerikanischen Historikers Peter Gay, der das Geburtstagsgedicht 1978 als Beleg für Fontanes Anerkennung der Rolle der Juden als Hüter deutscher Kulturwerte im Übergang zur Moderne gedeutet hat.³⁰ Wie sehr dieses Faktum den Dichter andererseits verstört hat, machen parallel zitierte Briefäußerungen und andere Quellen deutlich, denn der 1926 geborene Gay ist zu jung, um sich auf persönliche Erinnerung verlassen zu können, und wohl auch zu sehr Wissenschaftler, um es zu wollen. Zu seinen Gewährsleuten gehört neben anderen Ernst Kohn-Bramstedt (1901–1978), ein aus Frankfurt am Main vertriebener Germanist und Historiker, der 1937 im englischen Exil eine literatursoziologische Pionierstudie über Aristokratie und Mittelschichten in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts vorgelegt hatte. Danach war eine Diskrepanz zwischen erhoffter und tatsächlicher Leserschaft die zentrale Lebenserfahrung des Dichters: »The whole tension between Fontane's aristocratic ideal public and his largely Jewish actual public is masterly expressed in an ironical poem, which he wrote on the occasion of his seventy-fifth birthday.«³¹ In dem anschließenden Abdruck des Gedichts kulminiert denn auch das Fontane-Kapitel. Da es dem Literatursoziologen um die Substanz ging und nicht um die Form, vielleicht aber auch, weil er sich eine Übersetzung in Reimen nicht zutraute, hat der zwischenzeitlich zum Unitarismus konvertierte Ernest K. Bramstedt in der Neuauflage seines einflussreichen Werkes 1964 den deutschen Originaltext durch eine englische Prosafassung ersetzt: äußerst korrekt, aber völlig unpoetisch.³²

Mag sein, dass Gay deshalb Fontane lieber im Original zitiert, doch was in einer wissenschaftlichen Abhandlung für Experten in mitteleuropäischer Geschichte angehen mochte, verbot sich in einem Buch, das für ein breiteres Publikum in der anglophonen Welt geschrieben ist. In englischer Prosa aber wäre das atmosphärische Fluidum verlorengegangen, das wesentlich den Effekt des Gedichtes ausmacht, weshalb sich Elon, der 1926 in Wien geboren, aber schon im Alter von neun Jahren mit seinen Eltern nach Palästina ausgewandert ist, zu einer Nachdichtung entschloss, die in der Fontane-Philologie bislang keine Beachtung gefunden hat, obwohl sie vor allem in ihrem rhythmischen Fluss als kongeniale Meisterleistung gelten darf.

Vorab wird knapp erläutert, was die Berliner Juden an Fontanes Werken schätzten und dass ihnen die privaten Ressentiments des Dichters weitgehend unbekannt geblieben seien. Auch habe sein »dislike of Jews« konjunkturelle Schwankungen aufgewiesen:

»In 1894, on his seventy-fifth birthday, he began to have second thoughts. The occasion was a bitter disappointment; his beloved ›old Prussia‹ almost completely ignored the anniversary of its greatest novelist. Fontane received hundreds of letters of congratulation, but not from the von Bülowes, Arnims, and Schlieffens whom he had celebrated in so many novels, travelogues, poems, and war books. Rather, those who marked this day of rejoicing bore ›very, very different names‹. But they too were men

Who could clearly trace their lines

To nearly prehistoric times.

›Bergs‹ and ›Heims‹ come flooding in,

With droves of ›Mayers‹ and their kin;

Then last but certainly not least

Pollacks and others from farther east.

Abraham, Isaac, patriarchs all,

Kindly harking to the call,

Kindly making me their leader,

Each one having been my reader,

Greeting me like long-lost brothers.

With friends like these, who needs the others?

They know my books, from far and wide –

Ach, Herr Cohn! Do step inside!«³³

Ist dies nun eine nach wie vor vertretbare Deutung oder eine verfehlte Wiederbelebung grundloser Illusionen? Es wäre jedenfalls paradox, wenn sich in der deutschen Forschung die nationalsozialistische Deutung von Fontane als unbedingtem Antisemiten durchsetzen sollte, während in der englischsprachigen Literatur die aufgeschlossenerere Einstellung der jüdischen Fonta-

nefreunde fortlebt, die den Dichter in all seiner Widersprüchlichkeit annahmen. Darüber weiter nachzudenken, ist hier nicht der Ort, und die Qualität von Elons Nachdichtung bleibt ohnehin von allem Zweifel unberührt.³⁴ Leider hat der Ende März 2004 lange vor seiner Zeit verstorbene und nicht nur im Fontanekreis Großbritannien und Irland schmerzlich vermisste Derek Glass, ein Meister im Aufspüren abgelegener Übersetzungen, den Text nicht mehr in seine verdienstvolle Bibliographie³⁵ aufnehmen können, weshalb dieser kleine Beitrag seinem Andenken gewidmet sei.

Anmerkungen

Für mancherlei Hinweise und Kommentare danke ich Helen Chambers, P. James Bowman und anderen Mitgliedern des Fontanekreises Großbritannien und Irland, bei dessen Weihnachtsfeier gegenwärtiger Beitrag am 9. Dezember 2006 zuerst mündlich vorgetragen wurde.

- 1 Der Text ist vielerorts abgedruckt zu finden, u.a. in: GBA *Gedichte*. Bd. 2. Berlin 1995, S. 466 f.
- 2 Die Äußerungen von PAUL MEYER und GEORG HIRSCHFELD sind jetzt leicht zugänglich in dem Band »*Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst.*« *Erinnerungen an Theodor Fontane*. Hrsg. von WOLFGANG RASCH und CHRISTINE HEHLE. Berlin 2003, S. 236 ff. bzw. S. 178.
- 3 Den 1878 konzipierten Aufsatz *Adel und Judentum in der Berliner Gesellschaft* hat Fontane bezeichnenderweise nicht fertiggestellt. Der Entwurf ist ediert in: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. Berlin 1994, S. 33 ff.; zum Gesamtkomplex vgl. demnächst auch meine Studie: *Kulturvermittler oder -vermanscher? Fontanes Judenfrage (mit einem unbekanntem Feuilleton des Dichters)*.
- 4 So die Erinnerung von FRITZ MAUTHNER. In: RASCH/HEHLE, wie Anm. 2, S. 155 f.
- 5 Vgl. dazu jetzt: *Georg Hermann. Deutsch-jüdischer Schriftsteller und Journalist, 1871–1943*. Hrsg. von GODELA WEISS-SUSSEX. Tübingen 2004.
- 6 C. G. VAN LIERE: *Georg Hermann. Materialien zur Kenntnis seines Lebens und seines Werkes*. Amsterdam 1974, S. 212 ff.
- 7 Es handelte sich um folgende Titel: *Modelle. Ein Skizzenbuch* (1897); *Die Zukunftsfrohen. Neue Skizzen* (1898); *Aus dem Hause. Ein neues Skizzenbuch* (1900).
- 8 Von seinen mehr als zwei Dutzend einschlägigen Veröffentlichungen ist besonders hervorzuheben: *Das Fontane-Buch. Beiträge zu seiner Charakteristik, Unveröffentlichtes aus seinem Nachlaß, Das Tagebuch aus seinen letzten Lebensjahren*. Hrsg. von ERNST HEILBORN. Berlin 1919.

- 9 Vgl. auch seine Monographie: *Theodor Fontane. Ein Essai*. Berlin o. J. [1904].
- 10 Auf ihn gehen fünf weitverbreitete Reclam-Ausgaben von Fontanes Schriften zurück: *Bilder aus England und Schottland*. Ausgew. und hrsg. von SIEGMUND HIRSCH; *Balladen*. Eine Auswahl mit Quellenhinweisen hrsg. von SIEGMUND HIRSCH; *Eine Fahrt in den Spreewald und andere märkische Stimmungsbilder*. Aus den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. Ausgew. und hrsg. von SIEGMUND HIRSCH; *Die Tragödie im Hause Katte. Schicksale und Gestalten märkischer Junker*. Ausgew. und hrsg. von SIEGMUND HIRSCH; *Der alte Shadow und andere Lebensbilder*. Aus »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. Ausgew. und hrsg. von SIEGMUND HIRSCH. Leipzig; sämtlich zuerst Leipzig 1929.
- 11 HEINRICH SPIERO: *Fontane*. Wittenberg 1928.
- 12 HANS-FRIEDRICH ROSENFELD: *Zur Entstehung Fontanescher Romane*. Groningen 1926.
- 13 Einschlägig ist hier vor allem sein aus unveröffentlichten Quellen gearbeiteter Aufsatz: *Theodor Fontanes Weg zur »Vossischen Zeitung«*. In: *Vossische Zeitung*, Nr. 303, 29. Dezember 1929; vgl. ferner: ERNEST HAMBURGER: *Juden im öffentlichen Leben Deutschlands. Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit, 1848–1918*. Tübingen 1968.
- 14 Für die zahlreichen, meist kleineren Beiträge von LISSAUER und ELOESSER zur Pflege des Fontaneschen Werkes vgl. die entsprechenden Einträge bei: WOLFGANG RASCH: *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung*. 3 Bde. Berlin, New York 2006.
- 15 HELENE HERRMANN: *Einführung und Verstehen. Schriften über Dichtung*. Hrsg. von JOACHIM BIENER. Leipzig 1988; HELENE HERRMANN: *Feinheit der Sprache. Aufsätze zur Literatur aus den Jahren 1903–1937*. Hrsg. und eingel. von HELGA BLECKWENN. Flensburg 1999.
- 16 *Theodor Fontanes »Effi Briest«*. Die Geschichte eines Romans, zuerst erschienen 1912 in *Die Frau*, wiederabgedruckt als Heft 3/4 von: *Aus dem Tempel zu Pästum*. Schriftenreihe der Sektion »Schleswiger Land« der Theodor Fontane Gesellschaft. Flensburg 1998; vgl. ferner den Nachdruck einer Rezension von Helene Herrmann aus dem Jahre 1910: *Neue Briefe Theodor Fontanes*. In: *Fontane Blätter* 33 (1982), S. 12–22, sowie RUTH MÖVIUS: *Helene Herrmann zum Gedenken*. In: *Fontane Blätter* 33 (1982), S. 22–25.
- 17 THEODOR FONTANE: *Der englische Charakter, heute wie gestern*. Mit einer Einleitung von S. SAENGER. Berlin 1915.
- 18 Vgl. dazu demnächst meine Studie: *Die Fontane-Sammlung Paul H. Emden in der Berliner Universitätsbibliothek*.
- 19 Vgl. die Einleitung des Herausgebers zu der Edition: *Zwei Generationen im deutschen Bankwesen 1833–1914 (Hermann Wallich, Aus meinem Leben; Paul*

- Wallich, *Lehr- und Wanderjahre eines Bankiers*). Frankfurt a. M. 1978; vgl. auch: GERHARD KNOLL, JOHANNES SCHULTZE: *Paul Wallich und Theodor Fontane*. In: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Nr. 103/104, 29. Dezember 1998.
- 20 LOTHAR SOMMER: *Vor 60 Jahren: »Fontane-Abend/Berlin« gegründet*. In: *Fontane Blätter* 45 (1988), S. 99 f. sowie ausführlicher DERS.: *Fontane-Abend/Berlin (1927–1933) – eine Dokumentation*. In: *Fontane Blätter* 49 (1990), S. 68–91.
- 21 MORITZ HEIMANN: *Autobiographisches von Theodor Fontane (1898)*. Zit. nach: DERS. *Die Wahrheit liegt nicht in der Mitte*. Frankfurt a.M. 1966, S. 175–189.
- 22 Dass Fontane ihm um die gleiche Zeit auch noch seine Ehefrau vermittelte, die sich später als Schriftstellerin einen großen Namen machen sollte, erzählt die postum erschienene Doppelbiographie von CAROLA STERN mit INGKE BRODERSEN: *Kommen Sie Cohn! Friedrich Cohn und Clara Viebig*. Köln 2006.
- 23 Vgl. dazu die monumentale Studie von PETER DE MENDELSSOHN: *S. Fischer und sein Verlag*. Frankfurt a. M. 1970; für Fontane bes. S. 517 f.
- 24 Der Text wurde abgedruckt von A. ZELLER: *Kranzniederlegung am Denkmal Theodor Fontanes*. In: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins* 37 (1920), S. 4 f.
- 25 Eine besondere Vorliebe für Fontane hatte er auch seinen Kindern vermittelt. Paul Wallichs frühzeitig nach Großbritannien emigrierter Sohn Walter hat 1962 die erste (allerdings leicht gekürzte) englische Übersetzung von *Effi Briest* vorgelegt: THEODOR FONTANE: *Effi Briest*. A novel. Translated from the German by WALTER WALLICH. Abridged edition. London 1962.
- 26 Vgl. dazu ALEKSANDAR-SAŠA VULETIĆ: *Christen jüdischer Herkunft im Dritten Reich. Verfolgung und organisierte Selbsthilfe, 1933–1939*. Mainz 1999; ferner: URSULA BÜTTNER/MARTIN GRESCHAT: *Die verlassenen Kinder der Kirche. Der Umgang mit Christen jüdischer Herkunft im »Dritten Reich«*. Göttingen 1998. Auf die erst von der NS-Rassegesetzgebung geschaffene Kategorie der sogenannten »Bruchteiljuden«, deren Situation etwas anders gelagert war und zu der auch die in der Fontaneforschung unvergessene Charlotte Jolles (1909–2003) gehörte, kann in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden. Vgl. dazu demnächst meinen Beitrag: *Judenfragen. Theodor Fontane, Georg Friedlaender, Charlotte Jolles und die Fontane-Forschung*.
- 27 ARTHUR ELOESSER: *Vom Ghetto nach Europa. Das Judentum im geistigen Leben des 19. Jahrhunderts*. Berlin 1936. Die Titelwahl dürfte NS-Auflagen für jüdische Autoren geschuldet sein, denn das nichtdeutsche Europa kommt mit keinem Wort zur Sprache.
- 28 MARCEL REICH-RANICKI: *Abraham, Isaack, Israel*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*; wiederabgedruckt in: *Frankfurter Anthologie*. Hrsg. von M. R.-R. Bd. 22. Frankfurt a. M., Leipzig 1999.

- 29 AMOS ELON: *The Pity of It All. A History of Jews in Germany, 1743–1933*. New York 2002 (dt. Ausgabe: *Zu einer anderen Zeit. Porträt der jüdisch-deutschen Epoche [1743–1933]*. München 2003).
- 30 PETER GAY: *Encounter with Modernism. German Jews in Wilhelminian Culture*. In: DERS. *Freud, Jews and Other Germans. Masters and Victims in Modernist Culture*. New York 1978, S. 110–114 (dt. Ausgabe: *Freud, Juden und andere Deutsche. Herren und Opfer in der modernen Kultur*, Hamburg 1986); vgl. auch PETER GAY: *My German Question. Growing Up in Nazi Berlin*. New Haven, London 1998 (dt. Ausgabe: *Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin, 1933–1939*. München 1999).
- 31 ERNST KOHN-BRAMSTEDT: *Aristocracy and the Middle-Classes in Germany. Social Types in German Literature, 1830–1900*. London 1937, S. 256–268; das Zitat S. 267.
- 32 ERNEST K. BRAMSTEDT: *Aristocracy and the Middle-Classes in Germany. Social Types in German Literature, 1830–1900*. Rev. ed. Chicago, London 1964, S. 267.
- 33 ELON, wie Anm. 29, S. 264 f.
- 34 Unwiederbringlich verloren gehen muss indes bei einer Übersetzung das alliterierend-klangliche Element der spontan ausgesprochenen Aufforderung »Kommen Sie, Cohn«, dessen poetische Verwertbarkeit Fontane und anderen Anwesenden sofort aufgefallen war und das den Ausgangspunkt für die Schaffung des Gedichts bildete.
- 35 In Zukunft zugänglich auf der Website des Theodor-Fontane-Archivs.

Fontane-Splitter aus dunkler Zeit. Mit einem Tucholsky-Brief

HUBERTUS FISCHER

In Victor Klemperers (1881–1960) viel besprochenen Tagebüchern der Jahre 1933 bis 1945 gibt es zwei Fontane-Reminiszenzen, die jede für sich ein charakteristisches Licht auf den Dichter und seinen von Diskriminierung und Verfolgung bedrohten Leser wirft. Zum Lesen (und Vorlesen) hatte Klemperer mehr Zeit, als ihm lieb war, seitdem er 1935 wegen seiner jüdischen Herkunft aus seinem Lehramt für Romanistik an der Technischen Hochschule Dresden entlassen worden war. Eine seiner Lektüren war im März 1937 Richard M. Meyers (1860–1914) Hauptwerk *Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts* und darin ein sehr spezieller Teil.

»Ich las heute im Richard M. Meyer den Fontaneabschnitt nach; seine Begeisterung ist nicht mehr ganz zu teilen. Richard M. ist eigentlich: Richard Moses. Und er spricht so germanisch und redet von der Schlichtheit der Edda!« Nach dieser Eingangsbemerkung, die zeigt, wie die NS-Erfahrung Klemperer von der allzu »germanisch« getönten »Begeisterung« abrücken läßt, und einer äußerst lebendigen Schilderung von Meyers Berliner Vorlesungsstil kommt er auf dessen Literaturgeschichte zurück: »In seinem Fontaneabschnitt eine merkwürdig blinde Bemerkung über die fehlenden landschaftlichen Reize Berlins und seiner Umgebung. Das erschien 1900! [recte 1899, H. F.]. Aber damals malte doch schon Leistikow, und wenn Meyer selber nicht sah oder fühlte, so war er doch ›modern‹ und mußte also von Leistikow wissen.«¹

Es könnte immerhin sein, daß Fontanes »Landschaftsbilder«² und mehr noch die gemalten Landschaften Leistikows³ Klemperer überhaupt erst die Augen für diese »Reize« geöffnet haben. Darauf deuten, schaut man genauer hin, bereits die folgenden Sätze hin: »Es ist sehr merkwürdig, wie zumeist in der Landschaft nur das gesehen wird, was gerade modern ist [...]. Was mich anlangt, so ist es seltsam, daß ich bei meinem Minimum

von Naturgefühl für die märkische Landschaft von früh auf etwas übrig gehabt habe.«⁴

Im Unterschied zur Generation Meyers war Klemperer, dessen Familie 1890 aus Landsberg an der Warthe nach Berlin übergesiedelt war, im Hinblick auf die Mark mit »durch die Kunst erzogenen Augen«⁵ aufgewachsen. Gemeint ist jene Kunst, die seine Generation Natur und Landschaft neu wahrnehmen und erleben ließ. Eberhard Roters hat über diese »Kunst des neuen Jahrhunderts« sehr treffend geschrieben:

»Die Landschaft ist Grundmotiv [...] – die Erneuerung des intensiven Naturerlebens, indes aus der mentalen Sicht des Großstädters. Der Bogen spannt sich von den poetisch überhöhten Grunewald- und Löcknitztal-Landschaften Walter Leistikows [...] zu den arkadischen Bildinszenierungen Ludwig von Hofmanns [...]. Die Mitte wird vom souveränen Gesellschaftston Max Liebermanns gehalten, der im Berliner Impressionismus seiner Malerei Naturerlebnis aus großstädtischer Distanz salopp reflektiert.«⁶ Dieser generationsspezifische Mentalitätswandel dürfte der Grund dafür sein, daß Klemperer die »merkwürdig blinde Bemerkung über die fehlenden landschaftliche Reize Berlins und seiner Umgebung« überhaupt registrierte. Denkwürdig ist aber auch, daß er die märkische Landschaft gegenüber seinem älteren Literarhistorikerkollegen posthum rehabilitierte.

Daß es 1937 eher ein Abrücken von Meyers germanisierender Redeweise als von Fontane selbst war, kann man daraus ersehen, daß Klemperer nach dem erzwungenen Bezug eines sogenannten »Judenhauses« in der Caspar-David-Friedrich-Straße 15b (umbenannt, vorher Josephstraße) direkt zur Fontane-Lektüre griff. Genauso bemerkenswert ist freilich der Weg, der ihn zu dieser Lektüre führte. »Schwer beunruhigt durch brutale Judenevakuationen«⁷ und »tiefbedrückt von der Niedertracht der Rechtlosigkeit«⁸, nahm er zunächst im Winter 1940 den zweibändigen Familienroman *Jettchen Geberts Geschichte* (*Jettchen Gebert*, 1906, und *Henriette Jacoby*, 1909) von Georg Hermann (1871–1943) zur Hand. »Natürlich jetzt verboten. Wir fahndeten monatelang danach.«⁹ Die Geschichte spielt im Berliner Judentum und mochte für Klemperer ein Versuch der Selbstvergewisserung in einer von Tag zu Tag unsicherer und feindseliger werdenden Umwelt gewesen sein.

Hermann, der 1933 nach Holland emigriert war und nach seiner Verhaftung und Deportation 1943 in Auschwitz umkam, hatte sich im Jahr 1910, anlässlich der Denkmalseinweihung im Tiergarten, über sein Verhältnis zu Fontane geäußert.¹⁰ Bei solcher Nähe überrascht es nicht, daß Klemperer unter dem 30. November 1940 ins Tagebuch eintrug: »Vorgelesen: ›Henriette Jacoby‹ [...] ein Stück ›Stechlin‹ [...].«¹¹ Was ihn jedoch am *Stechlin* interes-

sierte, scheint vor allem die sprachliche Seite gewesen zu sein, bei einem Roman hohen Sprachbewußtseins und subtiler Sprachkritik eigentlich kein Wunder. Es kam aber noch ein Grund hinzu, der mit der Zeit und ihrer Sprache zu tun hatte, für die Klemperer Zeuge sein wollte.

Beschäftigt mit der Stoffsammlung für sein später berühmt gewordenes Buch *LTI* (Lingua Tertii Imperii)¹², eine Sprach-Analyse des Dritten Reiches, enthielt der *Stechlin* für ihn ein Sensibilisierungs- und Anregungspotential, das zu allgemeinen Fragen Anlaß gab: »Wann tritt eine Redewendung das erste Mal auf? Wann gewinnt sie allgemeine oder Epochenbedeutung? ›Stechlin‹, Seite 90, Dubslav über die Prinzessin: ›Voll und ganz, wie man, glaub' ich, jetzt sagt.‹ 1898.«¹³ Tatsächlich erzählt Woldemar, was die Prinzessin Dubslav gesagt hat: »Ich entschloß mich also fürs Bürgerliche, und zwar ›voll und ganz‹, wie man jetzt, glaub' ich, sagt. Und was dann kam [sechs Kinder und in Erwartung des siebten, H. F.], nun, das war einfach die natürliche Konsequenz.«¹⁴

Interessanter noch ist die zweite Eintragung vom Dezember 1940, weil sie am Beispiel eines zum Unwort gewordenen Wortes eine differenzierte Bewertung des Begriffs »Neuheit« gibt: »Ich finde im ›Stechlin‹, Kapitel 33 (S. 342): ›Jetzt hat man statt des wirklichen Menschen den sogenannten Übermenschen etabliert; eigentlich aber gibt es bloß noch Untermenschen ... «¹⁵ Klemperers Kommentar: »Man wird die meisten neuen Worte vereinzelt schon lange vor ihrer Neuheit finden. (Ich nehme an, daß auch Fontane den ›Untermenschen‹ nicht erfunden hat, das Gegenstück zu Übermensch lag in der Luft.) Aber das tut ihrer Neuheit keinen Abbruch. Sie sind neu in dem Augenblick, wo sie als Ausdruck einer neuen Gesinnung oder neuen Sache auftauchen und in Mode kommen.« Seine Folgerung: »Insofern ist der *Untermensch* doch ein spezifisches und neues Wort in der Sprache des dritten Reiches.«¹⁶

Was die Tagebücher des Romanisten Victor Klemperer für Dresden, sind die Tagebücher des Historikers Willy Cohn (1888–1941) für Breslau, insonderheit für das jüdische Breslau, das er wie kein anderer Autor seiner Generation gekannt hat.¹⁷ Cohn hat die Tagebücher seit 1933 über die Jahre hinweg heimlich bis wenige Tage vor seiner Deportation und anschließenden Ermordung in Kaunas (Litauen) geführt. Darin werden zahlreiche Schriftsteller und Dichter genannt: Julius Bab¹⁸, Fritz Bamberger¹⁹, Herman Bang, Chajim Nachman Bialik und Max Brod, aber auch Dante, Franz von Dingelstedt, Kasimir Edschmid, Joseph von Eichendorff und Goethe.

Desgleichen findet man das althochdeutsche *Hildebrandslied* und Notker Labeo sowie die mittelhochdeutschen Dichter Hugo von Trimberg, Süßkind von Trimberg und Walther von der Vogelweide in einer zum Teil bestürzenden

Aktualität zitiert. Am 12. Juni 1940 erwähnt Cohn einen »sehr anständigen Menschen und gerade den anständigen Menschen geht es ja oft sehr schlecht. Von ihm ist jetzt ein Vetter im Konzentrationslager Buchenwald gestorben, der verhaftet worden ist, nachdem er seine Strafe abgesessen hat. Diese ganze Praxis verstößt gegen den elementaren Satz: ›Ne bis in idem‹. Aber was ist heute noch Recht.«²⁰ Um diesem menschenverachtenden Unrechtszustand Ausdruck zu verleihen, zitiert Willy Cohn Walther von der Vogelweide, indem er zwei Verse aus dessen *Reichston* zusammenzieht: »Gesetz und recht sind sere wunt, hilf herre diner kristenheit«.²¹

Zwischen Gerhart Hauptmann, Heinrich Heine, Karl von Holtei, Gottfried Keller, Klabund, Emil Ludwig, Thomas Mann, Soma Morgenstern, August Graf von Platen, Schiller, Ernst Toller und Arnold Zweig fällt nun auch der Name »Fontane«. Zuvor aber und im Tagebuch selbst so nicht ausgesprochen muß der Name dafür herhalten, einen jüdischen Namen, einen sehr prominenten Namen für das jüdische Breslau, aus dem Straßenbild zu verdrängen. Dort wo der Name dann direkt genannt wird, ist es ganz ähnlich wie bei dem Walther-Zitat: Die Erfahrung der Verfolgung verdichtet sich für Cohn unversehens in einem Fontane-Vers.

Am 4. Juli 1934 trägt Cohn in sein Tagebuch ein: »Nun muß manche Heinestraße wieder umbenannt werden. Heute steht [...] in der Zeitung, daß sämtliche Straßen Breslaus, die nach einem Juden benannt sind, umbenannt werden, darunter auch der Fraenckelplatz. Auch ein Stück Judenschicksal.«²² Der nach dem jüdischen Philanthropen und Seminarstifter Jonas Fraenckel (1773–1846) benannte Platz direkt vor dem Breslauer Hauptbahnhof erhielt den Namen »Fontaneplatz«.

Fraenckels wurde in der jüdischen Gemeinde, der drittgrößten in Deutschland, alljährlich an seinem Todestag, dem 27. Januar 1846, in dem von ihm gestifteten Jüdisch-Theologischen Seminar gedacht.²³ Sein Grab befand sich auf dem alten jüdischen Friedhof Claassenstraße. Dieser grenzte auf der gegenüberliegenden Seite an den Fraenckelplatz (»Fontaneplatz«) und mußte 1940 an die Eisenbahndirektion verkauft werden.²⁴

Anfang desselben Jahres, genauer unter dem 30. Januar 1940, liest man inmitten von Notizen über die mittelalterliche Geschichte der Juden in Brüssel und Berichten über Vorladungen bei der Gestapo: »Heute ist der Geburtstag des Dritten Reiches: sieben Jahre. Ich muß an den ›Archibald Douglas‹ von Fontane denken. Ich hab es getragen sieben Jahr, [und] ich kann es tragen nicht mehr.«²⁵ Am 8. November 1941, genau siebzehn Tage vor seiner Deportation, konnte Cohn noch einen »Artikel für das Nachrichtenblatt über Jonas Fränckel zur Absendung bringen«²⁶. Er erschien am 28. November 1941²⁷, einen Tag später wurden zweitausend Menschen aus

Breslau und Wien kurz nach ihrer Ankunft in Kaunas an eine vorbereitete Grube geführt, wo sie im Maschinengewehrfeuer starben, darunter Willy und Gertrud Cohn mit ihren Töchtern Susanne und Tamara.²⁸

Goethe in Dachau ist das Tagebuch aus dem Konzentrationslager Dachau betitelt, das der 1896 in Groningen geborene und 1967 in Amsterdam gestorbene Kritiker, Übersetzer und Journalist Nico Rost in höchster Lebensgefahr auf Zettelchen gekritzelt hat. Es ist zugleich eine eindringliche innere Auseinandersetzung mit deutscher Literatur und Geistesgeschichte, deren Früchte oft in »Thesen« gefaßt werden. Am 10. April 1945 formuliert Rost die »Sechste These: Kurt Tucholskys Prosa ist nicht so ursprünglich, wie oft angenommen wird, sondern stark beeinflusst von Lichtenberg, Raimund, Grillparzer, Heine, Theodor Fontane, Peter Altenberg und durch den Franzosen George Courteline.«²⁹

Nicht die Prosa-Patenschaft selbst, aber der unmittelbare Kontext, in dem Fontane als Pate genannt wird, ist des Nachdenkens wert.³⁰ Wenigstens ist er hier erst- und einmalig in eine Reihe mit Lichtenberg, Raimund (dessen *Verschwender* Fontane zweimal besprochen hat³¹) und Altenberg gestellt. Daß die Reihe auf Tucholsky zielt, überrascht nicht in demselben Maße. Jüngst tauchte ein Zeugnis auf, das ein nur momenthaftes, dafür aber erhellendes Licht auf die Beziehung Tucholskys zu Fontane wirft. Im *Jahresbrief 2006* des Kurt Tucholsky Literaturmuseums Schloß Rheinsberg wird ein Brief Tucholskys verkleinert wiedergegeben, den das Museum kürzlich angekauft hat. Der maschinengeschriebene Brief datiert vom 8. September 1918 und hat folgenden Wortlaut:

»Sehr verehrtes gnädiges Fräulein,
 ›Wandlungen in der Mark‹ steht ebenso wie das berühmte Geburtstagsgedicht ›Kommen Sie, Kohn!‹ nicht im Gedichtband der Fontanschen Werke. Sie werden es aber im *Nachlassband* finden – zusammen mit einem hinterlassenen Roman und mehreren kleineren Arbeiten. –

In vorzüglicher Hochachtung
 ergebenst

Th. Tiger.«³²

Die beiden Gedichte – und darauf wollte Tucholsky die Fragestellerin hinweisen – stehen in dem von Josef Ettlinger herausgegebenen Band *Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane*, in erster und zweiter Auflage 1908 bei Friedrich Fontane & Co. in Berlin erschienen. Dort finden sie sich indessen unter den Titeln *Veränderungen in der Mark. (Anno 390 und 1890.)* sowie *An meinem Fünfundsiebzigsten*.³³

Tucholsky nennt das »Geburtstagsgedicht« nicht nur »berühmt«, er bezeichnet es auch anstelle des eigentlichen Titels mit dem letzten Halbvers – wohl weil dieser Halbvers die Berühmtheit überhaupt erst bewirkt hat. Ihm gehen solche Verse voran: »Die auf ›berg‹ und ›heim‹ sind gar nicht zu fassen, / Sie stürmen an in ganzen Massen [...]«. Vor dem Verfasser liegen *Die Poggenpuhls. Roman* von Theodor Fontane. Dritte Auflage. Berlin F. Fontane & Co. 1896 mit zwei Besitzerstempeln: »Dr. med. Bruno Rosenberg, Berlin W., Neue Ansbacherstr. 17« und »Dr. med. Bruno Rosenberg, Charlottenburg-Berlin, Goethe-Strasse 25«. Die letzten Verse des Gedichts lauten: »Jedem bin ich was gewesen, / Alle haben sie mich gelesen, / Alle kannten mich lange schon, / Und das ist die Hauptsache ..., ›kommen Sie, Cohn.«

Willy Cohn trug am 30. Juli 1941 in sein Breslauer Tagebuch ein: »[...] am Schiller-Denkmal gestanden; sein herrliches Gesicht bewundert; es gibt noch ein edles deutsches Wesen. Wie schön steht auch das Eichendorff-Denkmal im Park.«³⁴

Anmerkungen

- 1 VICTOR KLEMPERER: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1937–1939*. Hrsg. von WALTER NOWOJSKI unter Mitarbeit von HADWIG KLEMPERER. 4. Aufl. Berlin 2006, S. 17 [Hervorh. im Orig.]. – Zur Überlagerung der Fontane-Rezeption durch Leistikows Landschaftsbilder vgl. HUBERTUS FISCHER: *Die Kunst der Beschreibung von Kulturlandschaften – Fontane und die Mark Brandenburg*. In: AXEL KLAUSMEIER (Hrsg.): *Kulturlandschaft Fürst-Pückler-Park. Der Branitzer Außenpark im Brennpunkt widerstreitender Interessen*. Berlin, Bonn 2005, S. 10–19, hier S. 12 u. 15.
- 2 Vgl. HUBERTUS FISCHER: *Märkische Bilder. Ein Versuch über Fontanes ›Wanderungen durch die Mark Brandenburg‹, ihre Bilder und ihre Bildlichkeit*. In: *Fontane Blätter* 60 (1995), S. 117–142.
- 3 Vgl. MARGRIT BRÖHAN: *Walter Leistikow – Landschaftsbilder*. Berlin 1994. – DIES.: *Walter Leistikow (1865–1908). Maler der Berliner Landschaft*. Berlin 1988.
- 4 KLEMPERER: *Tagebücher 1937–1939*, wie Anm. 1, S. 17.
- 5 HANS-GEORG GADAMER: *Die Aktualität des Schönen. Kunst als Spiel, Symbol und Fest*. Stuttgart 1977, S. 41.
- 6 EBERHARD ROTERS: *Die Kunst des neuen Jahrhunderts*. In: *Berlin um 1900. Ausstellung der Berlinischen Galerie in Verbindung mit der Akademie der Künste zu den Berliner Festwochen 1984*. Berlin 1984, S. 258–270, hier S. 259.
- 7 KLEMPERER: *Tagebücher 1940–1941*, wie Anm. 1, S. 56.
- 8 Ebd., S. 57.

- 9 Ebd., S. 58.
- 10 GEORG HERMANN: *Fontanes Denkmal. Die gestrige Enthüllung im Tiergarten*. In: *Berliner Morgenpost*, Nr. 124, 8. Mai 1910. – Siehe auch *Theodor Fontane*. In: *BZ am Mittag*, Berlin, 7. Mai 1910 [Georg Hermann äußert sich mit Thomas Mann, Paul Heyse u.a. zu Fontane].
- 11 KLEMPERER: *Tagebücher 1940–1941*, wie Anm. 1, S. 60.
- 12 VICTOR KLEMPERER: *LTI. Notizbuch eines Philologen*. Leipzig 1947. 2. Aufl. Leipzig 1968.
- 13 KLEMPERER: *Tagebücher 1940–1941*, wie Anm. 1, S. 61.
- 14 THEODOR FONTANE: *Der Stechlin. Roman*. Frankfurt/M, Berlin, Wien 1985, S. 77.
- 15 »[...] eigentlich gibt es aber bloß noch Untermenschen, und mitunter sind es gerade die, die man durchaus zu einem ›Über‹ machen will« (ebd., S. 293).
- 16 KLEMPERER: *Tagebücher 1940–1941*, wie Anm. 1, S. 63.
- 17 WILLY COHN: *Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941*. 2 Bde. Hrsg. von NORBERT CONRADS. Köln, Weimar, Wien 2006 (= Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte, Bde. 13,1–2).
- 18 Der auch über Fontane geschrieben hat; JULIUS BAB: *Fontane*. In: DERS.: *Lyrische Porträte*. Berlin 1912, S. 48–49. – DERS.: *Fontane und Matkovsky*. In: *Vossische Zeitung*. Berlin. Nr. 256, 14. September 1932.
- 19 Er ist vor allem als Spinoza-Experte und Mendelssohn-Editor hervorgetreten und gehörte zum *Fontane-Abend*, einem bibliophil orientierten Zusammenschluß von Fontane-Liebhabern in Berlin; vgl. LOTHAR SOMMER: *Fontane-Abend / Berlin (1927–1933) – eine Dokumentation*. In: *Fontane Blätter* 49 (1990), S. 68–91, hier S. 78.
- 20 COHN: *Kein Recht*, wie Anm. 17, S. 817; vgl. ebd., S. 198, 388, 762.
- 21 Eigentlich »fride und reht sint sêre wunt« und »hilf, hêrre, dîner kristenheit«; WALTHER VON DER VOGELWEIDE: *Leich, Lieder, Sangsprüche*. 14., völlig neubearbeitete Auflage der Ausgabe KARL LACHMANNS mit Beiträgen von THOMAS BEIN und HORST BRUNNER. Hrsg. von CHRISTOPH CORMEAU. Berlin, New York 1996, S. 11, I23, S. 13, III24; vgl. zu Walther weiter COHN: *Kein Recht*, wie Anm. 17, S. 198, 388, 762.
- 22 COHN: *Kein Recht*, wie Anm. 17, S. 131.
- 23 Vgl. ebd., S. 377, 512.
- 24 Vgl. ebd., S. 842.
- 25 Ebd., S. 747.
- 26 Ebd., S. 1005.
- 27 Hundert Jahre zuvor war das jüdische Krankenhaus Fraenckelsche Stiftung eingeweiht worden; WILLY COHN: *Jonas Fränckel. Eine Hundertjahr-Erinnerung*. In: *Jüdisches Nachrichtenblatt* 1941, Nr. 72 (28. November 1941), S. 2.

- 28 COHN: *Kein Recht*, wie Anm. 17.
- 29 NICO ROST: *Goethe in Dachau. Ein Tagebuch*. Aus dem Niederländischen von EDITH ROST-BLUMBERG. Berlin 1999, S. 275.
- 30 Vgl. die auf Tucholsky bezogenen Titel bei WOLFGANG RASCH: *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung*. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von ERNST OSTERKAMP und HANNA DELF VON WOLZOGEN. 3 Bde. Berlin, New York 2006, über Register.
- 31 TH[EODOR] F[ONTANE]: *Matinée im Opernhause*. In: *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin, Nr. 295, 17. Dezember 1874, 2. Beilage. – TH[EODOR] F[ONTANE]: *Königliche Schauspiele*. In: *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin, Nr. 190, 22. April 1886, Abendausgabe, Beilage.
- 32 KURT TUCHOLSKY LITERATURMUSEUM SCHLOSS RHEINSBERG: *Jahresbrief* 2006, S. 1. – Ich danke Herrn Dr. Peter Böthig, dem Leiter des Museums, für die Publikationserlaubnis.
- 33 *Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane*. Hrsg. von JOSEF ETTLINGER. Zweite Aufl. Berlin 1908, S. 162–163 u. 164–165.
- 34 COHN: *Kein Recht*, wie Anm. 17, S. 961.

Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Verzeichnet werden Bestandsergänzungen bis zum 30. Juni 2006 sowie die Artikel des vorigen Heftes der *Fontane Blätter*.

Bearbeiter: KLAUS-PETER MÖLLER (Handschriften), PETER SCHAEFER (Druckschriften)

Handschriften

1. *Fontane, Theodor an seinen Sohn Theodor*. Briefkonvolut, gemeinsam erworben mit der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz –. Vgl. dazu in diesem Heft S. 8–18.

Da die Briefe bis Redaktionsschluß noch nicht vorlagen, soll die detaillierte Verzeichnung im nächsten Heft erfolgen.

FONTANE, THEODOR: 102 eigh. Briefe m. U. und 2 eigh. Postkarten m. U.

Aus Berlin und anderen Orten, 12.07.1868 bis 11.07.1869 und 27.03.1875 bis 29.08.1898. Zus. 333 S. fast durchweg groß-8° (einige als Nachschriften zu Briefen seiner Frau Emilie, seines Sohnes George, seiner Schwiegertochter Martha und anderer, oder mit Nachschriften aus demselben Personenkreis.) Dazu 2 eigh. Briefe von Emilie Fontane, ein Brief von Martha Fontane sowie ein Brief von Karl Herrlich mit Anmerkungen von Fontane.

2. *Schacht-Witte-Konvolut*:

FONTANE, THEODOR: eigh. Brief m. U. an Lise Mengel, o. O. u. D.

Inhalt: Gratulation zur Beförderung von Richard Mengel.

4° 1 Bl. = r-v Text. (HBV nicht verzeichnet) Signatur: C 403

FONTANE, THEODOR: eigh. Brief m. U. an Anna Witte, Berlin 02.01.1894

Inhalt: Persönliches.

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r, 2^v Text, 1^v-2^r leer (HBV nicht verzeichnet) Signatur: C 404

FONTANE, THEODOR: eigh. Brief m. U. an Anna Witte, Berlin 26.03.1895

Inhalt: Dank für eine Geschenksendung aus Meran, Fontane als Sympathisant der Bismarck-Fronde.

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r, 2^v Text, 1^v-2^r leer (HBV nicht verzeichnet) Signatur: C 405

MARTHA FONTANE: eigh. Brief m. U. an Anna Witte, Berlin, 03.08.1896

Inhalt: Martha Fontane versucht eine Verstimmung auszuräumen, die sie offenbar durch eine taktlose Äußerung über den Tod von Anna Wittes Enkel Martin von Harlem verursacht hatte.

8° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r-2^v Text Signatur: E 20

MARTHA FONTANE: eigh. Brief m. U. an Anna Witte, Berlin, 15.11.1896

Inhalt: Im Namen der Mutter dankt Martha Fontane für die ihr erwiesenen Glück-

- wünsche und Geschenke und berichtet von der Geburtstagsfeier.
 8° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r-2^v Text Signatur: E 21
- MARTHA FONTANE: eigh. Brief m. U. an Anna Witte, Berlin, 31.12.1896
 Inhalt: Bericht vom 77. Geburtstag des Vaters, private Mitteilungen.
 8° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r-2^v Text Signatur: E 22
- MARTHA FONTANE: eigh. Brief <Fragment> m. U. an Anna Witte, o. O. u. D.
 [von fremder Hand mit Bleistift ergänzt: 13.8.1898
 Inhalt: persönliche Mitteilungen.
 8° 1 Bl. (1/2 Bg.) = r-v Text Signatur: E 23
- MARTHA FONTANE: eigh. Brief m. U. an Anna Witte, Berlin, 28.08.1898
 Inhalt: persönliche Mitteilungen, u. a. über ihre Verlobung mit Karl Emil Otto
 Fritsch und die Eheschließung vor Ablauf des Trauerjahres: »Mama bleibt auf der
 Rückreise in Blasewitz, um den ersten Verlobungsunruhen zu entgehen.«
 8° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r-2^v Text Signatur: E 24
- MARTHA FONTANE: eigh. Brief m. U. an Anna Witte, Berlin, 09.12.1899
 Inhalt: private Mitteilungen.
 8° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r-2^v Text Signatur: E 25

Weiteres:

- FONTANE, THEODOR: eigh. Brief m. U. an Adolph von Menzel, Berlin, 15.06.1895
 4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r, 2^v Text, 1^v-2^r leer (HBV 95/89) Signatur: C 401
- FONTANE, THEODOR: eigh. Brief m. U. an Georg Hirschfeld, Berlin, 03.01.1898
 4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r Text, 1^v-2^v leer (HBV 98/8) Signatur: C 402
- LIEBERMANN, MAX: eigh. Brief m. U. an Unbekannt [Schwägerin von Max Klein],
 Berlin, 21.09.1908
 Inhalt: Zur Entstehung des Berliner Fontane-Denkmal von Max Klein (1847-
 1908).
 8° 1 Bl. = r-v Text Signatur: E 19

Sekundärliteratur

1. Bücher und Aufsätze

- BEHREND, HELMUTH: 100 Jahre Fontane-Denkmal von Max Wiese in Neuruppin. –
 In: Kreiskalender Ostprignitz-Ruppin 17 (2007), S. 16–20. (B 260)
- BOWMAN, PETER JAMES: The Lover's Discourse in Theodor Fontane's »Irrungen,
 Wirrungen«. – In: Orbis Litterarum 62 (2007) 2, S. 139–158. (Z 2007,1)
- DEL F VON WOLZOGEN, HANNA: Nur eine Rückseite. Mit abschweifenden Gedanken
 zum Neunzigsten von Henry H. H. Remak. – In: Fontane Blätter 83 (2007),
 S. 8–16. (P 2)

- DELF VON WOLZOGEN, HANNA: Die Theodor-Fontane-Bibliographie ist erschienen. – In: Fontane Blätter 83 (2007), S. 162–164. (P 2)
- FISCHER, HUBERTUS: »Louis Tailleux« und die Landwehr. Ein Seitenstück zu »Von ZWANZIG BIS DREISSIG«. – In: FONTANE BLÄTTER 83 (2007), S. 67–88. (P 2)
- FLEIG, HORST: Bilder Fontanes gegen den Tod. Vom Versteckspielen zum kryptischen Erzählen. 2., stark veränderte Fassung 2007 [zuerst 1979]. 24 S.
<http://tobias-lib.ub.uni-tuebingen.de/volltexte/2006/2585/> (Z 2007,2)
- FRIEBE, REINER: Von »Meisterstück« bis »nichts ist echt«. Hermann Sudermann in den Briefen Th. Fontanes mit einem unveröff. Brief Fontanes an Eugen Wolff. – In: Fontane Blätter 83 (2007), S. 17–35. (P 2)
- HORLITZ, MANFRED: Pierre-Paul Sagave. Ein Nachruf. – In: Fontane Blätter 83 (2007), S. 165–168. (P 2)
- JÜNGLING, ANDREAS: »Der König bestieg eins der dort haltenden Marstall-Pferde, eine Rappstute.« Die Kriegsbücher Theodor Fontanes. – In: Kritische Ausgabe 1 (2003), S. 16–20. (ZA 2003,26)
- NÜRNBERGER, HELMUTH; STORCH, DIETMAR: Fontane-Lexikon. Namen – Stoffe – Zeitgeschichte. – München: Hanser 2007. 517 S. (B 261)
- PERTSCH, DIETMAR: Mit Theodor Fontane ins Oderbruch. Auf Spurensuche nach seinem Oderbruchroman »Vor dem Sturm«. Ein literar. Reiseführer. Mit Routenvorschlägen. – Leipzig: Engelsdorfer Verl. 2006. 131 S. : Ill. (B 260)
- SCHRÖDER, HANS-CHRISTOPH: Lektürespuren. Anthony Trollopes »Barchester Towers« und Th. Fontanes »Der Stechlin«. – In: Fontane Blätter 83 (2007), S. 38–52. (P 2)
- SCHÜRMMANN, UTA: Der »Fontanesche Treibhauseffekt«. Temperaturen, Emotionstheorien und Wirkungen in »L'Adultera«. – In: Fontane Blätter 83 (2007), S. 53–66. (P 2)
- URBAN, WERNER: Der Niquet-Keller an der gleichgültigsten Ecke Berlins. – In: Fontane Blätter 83 (2007), S. 124–134. (P 2)
- WEIGERT, LOTHAR: Garnisonschullehrer Heinrich Wagener – Fontanes Begleiter bei seinen Reisen im Havelland. – In: Fontane Blätter 83 (2007), S. 135–150. (P 2)
- WOLPERT, GEORG: »Czako« oder »Ciacco»? Ein letztes Spiel der Namen in Th. Fontanes Roman »Der Stechlin«. – In: Fontane Blätter 83 (2007), S. 89–104. (P 2)

2. Rezensionen

- Anderson, Paul Irving: Der versteckte Fontane und wie man ihn findet. Stuttgart: Hirzel 2006. Rez.:
- CHR. ARNDT in *Modern Language Notes* 122 (2007) 3, S. 668–672.
 - F. BETZ in *German Studies Review* 30 (2007) 2, S. 418–420.
 - J. L. SAMMONS in *Monatshefte* 99 (Summer 2007), S. 239–241.

- Chambers, Helen (Hrsg.): *Culture and Identity. Essays on German and Austrian Literature, Politics and Society*. Oxford: Lang 2006 (Cultural Identity Studies; 1). Rez.:
– H. AUST in *Fontane Blätter* 83 (2007), S. 109–114.
- Dieterle, Regina: *Die Tochter. Das Leben der Martha Fontane*. München: Hanser 2006. Rez.:
– H. NÜRNBERGER in *Fontane Blätter* 83 (2007), S. 117–122.
- Delf von Wolzogen, Hanna; Shedletzky, Itta (Hrsg.): *Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Reflexionen*. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. (Schriftenreihe wissenschaftliche Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts; 71) Rez.:
– M. EWERT in *Fontane Blätter* 83 (2007), S. 106–108.
- Fischer, Hubertus (Hrsg.): *Klosterfrauen, Klosterhexen. Theodor Fontanes »Sidonie von Borcke« im kulturellen Kontext*. Neustadt am Rübenberge: Rübenberger Verl. Tanja Weiß 2005. Rez.:
– E. VAHLEFELD in *Fontane Blätter* 83 (2007), S. 114–117.

Informationen

Dr. Peter Schatzek, geb. 1952, Studium in Göttingen und Potsdam, Diplomlehrer für
 Deutsch und Geschichte. Seit 1981 Mitarbeiter im Theodor-Fonane-Archiv.
 Dr. Peter Schatzek, geb. 1952, Studium in Göttingen und Potsdam, Diplomlehrer für
 Deutsch und Geschichte. Seit 1981 Mitarbeiter im Theodor-Fonane-Archiv.

Dr. Peter Schatzek, geb. 1952, Studium in Göttingen und Potsdam, Diplomlehrer für
 Deutsch und Geschichte. Seit 1981 Mitarbeiter im Theodor-Fonane-Archiv.

Dr. Peter Schatzek, geb. 1952, Studium in Göttingen und Potsdam, Diplomlehrer für
 Deutsch und Geschichte. Seit 1981 Mitarbeiter im Theodor-Fonane-Archiv.

Dr. Peter Schatzek, geb. 1952, Studium in Göttingen und Potsdam, Diplomlehrer für
 Deutsch und Geschichte. Seit 1981 Mitarbeiter im Theodor-Fonane-Archiv.

Dr. Peter Schatzek, geb. 1952, Studium in Göttingen und Potsdam, Diplomlehrer für
 Deutsch und Geschichte. Seit 1981 Mitarbeiter im Theodor-Fonane-Archiv.

Dr. Peter Schatzek, geb. 1952, Studium in Göttingen und Potsdam, Diplomlehrer für
 Deutsch und Geschichte. Seit 1981 Mitarbeiter im Theodor-Fonane-Archiv.

Dr. Peter Schatzek, geb. 1952, Studium in Göttingen und Potsdam, Diplomlehrer für
 Deutsch und Geschichte. Seit 1981 Mitarbeiter im Theodor-Fonane-Archiv.

Autorenverzeichnis

Dr. HANNA DELF VON WOLZOGEN, Studium der Philosophie, Germanistik und Psychoanalyse in Gießen, Frankfurt am Main und Heidelberg. 1985-88 Joseph-Buchmann-Stipendiatin mit Aufenthalt in Jerusalem. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Duisburg, Potsdam und der FU Berlin. Seit 1996 Direktorin des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam. Publikationen zu Gustav Landauer, zur deutsch-jüdischen Literatur und Philosophie sowie zu Fontane.

KLAUS-PETER MÖLLER, arbeitet seit 1998 als Archivar im Theodor-Fontane-Archiv. Forschungsinteressen: Literatur der Frühen Neuzeit, Lexik der deutschen Sprache, Buchgeschichte, Fontane.

Prof. Dr. HANS PETER NEUREUTER, geb. 1938; Promotion 1968 in Kiel über Clemens Brentano. DAAD-Lektor in London und Helsinki. Habilitation 1988 in Regensburg über *Brecht in Finnland. Studien zu Leben und Werk 1940-1941*. Forschungsschwerpunkte: Romantik, Vormärz, 20. Jahrhundert (Brecht), deutsch-finnische Literaturbeziehungen, literarische Übersetzungen.

Dr. SIMON BUNKE, geb. 1976; Promotion 2005/06 über die *Kulturgeschichte des Heimwehs*. Forschungsschwerpunkte: Literatur und Medizin, Geschichte von Alltagspraktiken, Fontane, Goethezeit.

Prof. Dr. HUBERTUS FISCHER, geb. 1943; Professor für Ältere deutsche Literatur an der Leibniz Universität Hannover. Bücher und Aufsätze zur Älteren und Neueren deutschen Literatur, Geschichte, Landschaftswahrnehmung und Karikatur. Letzte Buchpublikationen: Hrsg. mit J. Wolschke-Bulmahn: *Gärten und Parks im Leben der jüdischen Bevölkerung nach 1933* [im Druck]; *Ritter, Schiff und Dame* 2006; Hrsg. mit H. Delf von Wolzogen: *Religion als Relikt?* 2006; Hrsg. mit F. Vaßen: *Europäische Karikaturen im Vor- und Nachmärz* 2006; Hrsg. mit H. Aust: *Boccaccio und die Folgen* 2006.

PETER SCHAEFER, geb. 1956; Studium in Greifswald und Potsdam. Diplomlehrer für Deutsch und Geschichte. Seit 1984 Mitarbeiter im Theodor-Fontane-Archiv.

RALF DIETRICH M. A., geb. 1971 in Potsdam; Studium der Geschichts- und Politikwissenschaften an der Universität Potsdam. Seit 2006 Krankenpfleger. Forschungsgebiete: Genealogie, Sozialgeschichte in Ostdeutschland von der Frühen Neuzeit bis zur Zeitgeschichte. Veröffentlichungen u. a. im *Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte* 56 (2005): *Die Teerschwelerei in Brandenburg am Beispiel Dietrichsofen*.

RUDOLF MUHS, Dozent für deutsche Geschichte, Royal Holloway, University of London; Mitherausgeber der Londoner Tagebücher Fontanes (1994) und von *Exilanten und andere Deutsche in Fontanes London* (1996).

Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

Theodor-Fontane-Archiv Potsdam 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen. Hrsg. von Manfred Horlitz. Berlin 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb. (vergriffen)

Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht. Hrsg. von Manfred Horlitz. Berlin 1996. 94 S. (vergriffen)

Theodor-Fontane-Archiv Potsdam: Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1998. (KulturStiftung der Länder – Patrimonia; 142). 84 S. Mit zahlr. Faks. (vergriffen)

Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1999. 245 S. (€ 76,00)

Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. Mit zahlr. Faks. (€ 17,50)
(Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv zu beziehen)

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I–III. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000. (Gesamtpreis € 102,00) (Im Buchhandel erhältlich)

I. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. 324 S. (Einzelpreis € 44,00)

II. Sprache. Ich. Roman. Frau. 261 S. (Einzelpreis € 40,00)

III. Geschichte. Vergessen. Großstadt. Moderne. 311 S. (Einzelpreis € 44,00)

»Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«. Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft 18.–22. September 2002 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. 528 S. (Fontaneana; 1) (€ 68)

(Im Buchhandel erhältlich)

Aus den Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Reihe hrsg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv:

-Theodor Fontane: Königs Wusterhausen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2000. 64 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Schloss Oranienburg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 92 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Schloss Paretz. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 86 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Rheinsberg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2002. 140 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Caputh. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2003. 63 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Die Pfaueninsel. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2004. (€ 8,00)

(Zu beziehen bei der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg)

Kulturelle Gedächtnisorte von nationaler Bedeutung. Hrsg.: Kulturelle Gedächtnisorte (KGO) 2005. (22 S.) (€ 0,50)

Wolzogen, Hanna Delf von und Fischer, Hubertus (Hrsg.): Renate Böschenstein. Verborgene Facetten – Studien zu Fontane. Würzburg: Königshausen und Neumann 2006. 580 S. (Fontaneana; 3) € 49,80 / Sfr 87,20

(Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Rezensionen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, bearb. von Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle und Ingolf Schwan. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. XXVI, 585 S. (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo Baeck Institutes; 71) (€ 89)

(Im Buchhandel erhältlich)

Rasch, Wolfgang: Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006. XLIX, 274 S. (€ 498) (Im Buchhandel erhältlich)

Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes. Internationales Symposium veranstaltet vom Theodor-Fontane-Archiv und der Theodor Fontane-Gesellschaft e. V. zum 70-jährigen Bestehen des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 21. bis 25. September 2005. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen und Neumann 2006. 271 S. (Fontaneana; 5) (€ 38) (Im Buchhandel erhältlich)

Vertriebshinweise

Die *Fontane Blätter* sind als Einzelheft (€ 13,50 zzgl. Versand) oder im Abonnement (2 Hefte jährlich, je € 9,50 zzgl. Versand) zu beziehen.

Ferner sind erhältlich:

das Register für *Fontane Blätter* 1/1965 – 57/1994. 126 S.,

das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965 – 82/2006. 31 S. (je € 2,00) sowie eine Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte.

Der aktuelle Stand ist zu finden unter www.fontanearchiv.de

Zu beziehen:

Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.

Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Redaktionsbeirat und der Redaktion. Autoren werden gebeten, eine max. vierzeilige Autoreninformation beizufügen.

1. Manuskript

Das Manuskript soll auf fortlaufend nummerierten Seiten (30 Zeilen/Seite bzw. 1800 Zeichen/Seite) geschrieben werden. Der Umfang sollte 20 Manuskriptseiten (inklusive Anmerkungen) nicht überschreiten. Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen verzichten. Anmerkungen sollen als Endnoten formatiert werden. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile. Text: Fließtext (ohne Silbentrennung), linksbündig. Das Manuskript bitte einsenden: als Ausdruck und auf Diskette bzw. als e-mail-Anhang im Textverarbeitungsformat (Word).

2. Hervorhebungen

Kursiv, falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

3. Zitate

Normale Anführungszeichen „...“; Zitat im Zitat in einfachen Anführungen ‚...‘. Zitate über 4 Zeilen werden wie Absätze behandelt.

Auslassungen: drei Punkte in eckigen Klammern [...].

Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Im Text *kursiv*, falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

5. Edition

Bei der Edition von Briefen und anderen Texten nach Handschriften oder Drucken bitten wir um Rücksprache mit der Redaktion.

6. Endnoten

Fortlaufende Zählung. Im Text hochgestellt ohne Klammer oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht unmittelbar hinter dem Wort, wenn sie sich nur auf das Wort bezieht.

Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer vor dem Text der Endnote.

Namen von Autoren / Herausgebern unterstreichen.

Beim Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

Selbständige Literatur:

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* Ort Jahr, S. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

Unselbständige Literatur:

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* In: Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* In: *Titel. Untertitel.* Hrsg. von Vorname Nachname. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. XX–XX, hier S. XX.

Wiederholte Zitate in direkter Folge: Ebd., S. X; ansonsten: Name, wie Anm. X. Verweise: vgl.

7. Siglen und Abkürzungen

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von PETER GOLDAMMER, GOTTHARD ERLER u. a. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)

z. B.: THEODOR FONTANE: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt.* In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Berlin: Aufbau-Verlag 1994 ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)

z. B.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft.* In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows.* 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefeverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes.* Verzeichnis u. Register. Hrsg. von CHARLOTTE JOLLES u. WALTER MÜLLER-SEIDEL. München: Carl Hanser Verlag 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von WALTER KEITEL u. HELMUTH NÜRNBERGER. München: Hanser 1962–1997. (Abteilung/Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)

z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe.* In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke.* Hrsg. von EDGAR GROSS, KURT SCHREINERT u. a. München: Nymphenburger 1959–1975. (Bd. Jahr, S.)

z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe.* In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe.* I–IV. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. vers. von CHARLOTTE JOLLES. Berlin: Propyläen Verlag 1968–1971.

Hrsg. Herausgeber(in)

hrsg. herausgegeben

TFA Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

8. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen bzw. Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript nummeriert. Bildlegenden mit Quellenachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor einzuholen.

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer

Redaktion: Peter Schaefer, Potsdam; Gabriele Radecke, München

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Charlotte Jolles †, London; Michael Masanetz, Leipzig; Helmuth Nürnberger, Freienwill; Helmut Peitsch, Potsdam; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Am Bassin 4, 14467 Potsdam
Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam
Telefon: 0331/20 13 96
Fax: 0331/2 01 39 70
e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 03391/65 27 72

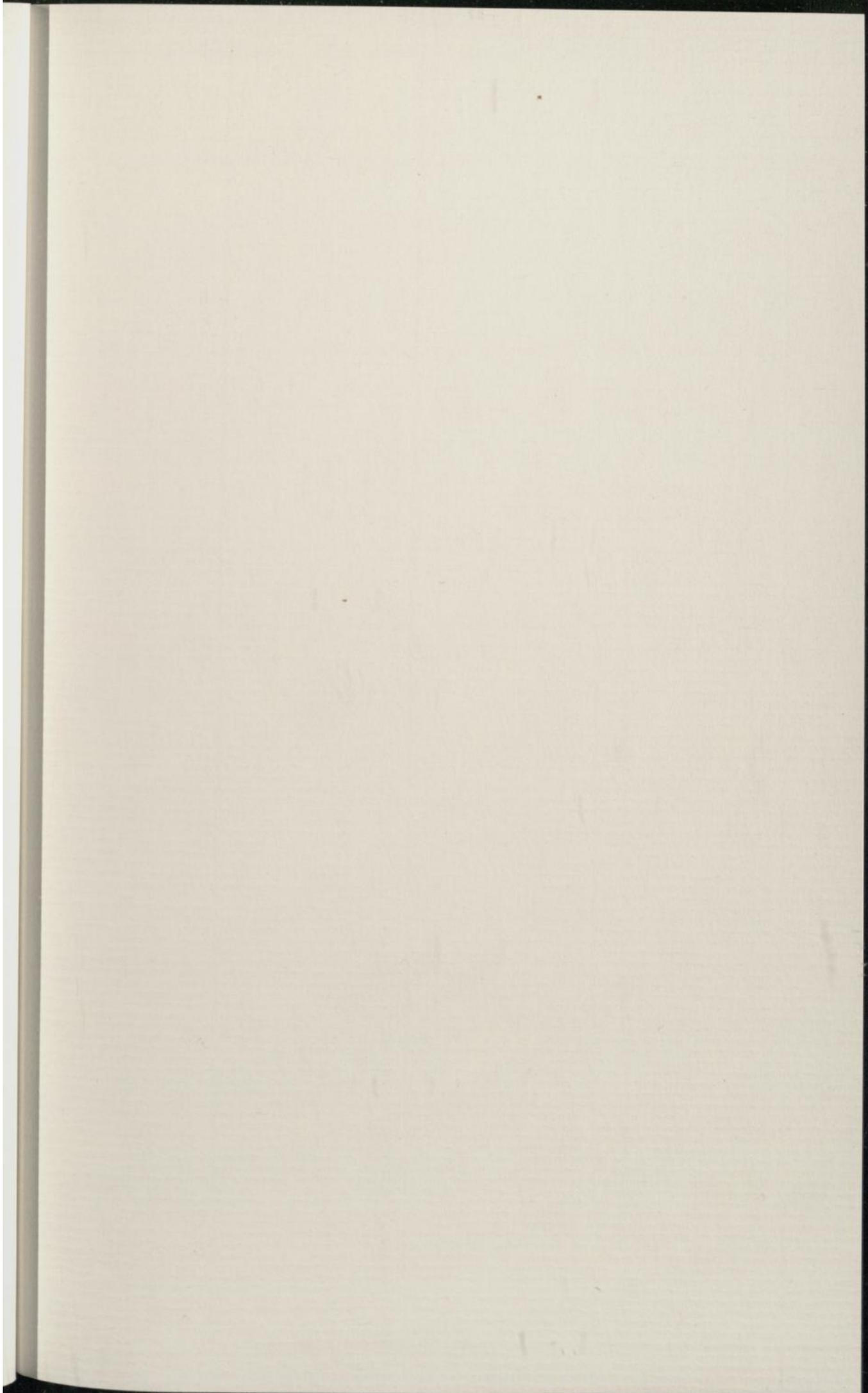
Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen, Diplomarbeiten und Dissertationen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

Für die uns im letzten Halbjahr zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie, Satz: Therese Schneider, Berlin
Druck und Verlag: Königsdruck, Berlin



ISSN 0015-6175